

ZIRKULATION VON NACHRICHTEN UND WAREN

STADTLIBEN, MEDIEN UND KONSUM
IM 19. JAHRHUNDERT



Diese Publikation erschien anlässlich der Ausstellung
„Zirkulation von Nachrichten und Waren: Stadtleben, Medien und Konsum im 19. Jahrhundert“

Universitätsbibliothek Tübingen, Bonatzbau
6. November 2015 – 6. Januar 2016

Die Ausstellung wurde im Rahmen des Projekts „Zirkulation von Nachrichten und Waren. Zum Transfer moderner urbaner Lebensformen in der deutschsprachigen belletristischen Presse in Böhmen und Ungarn, 1815–1848“ des Instituts für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde und des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft an der Eberhard Karls Universität Tübingen realisiert. Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) hat die Durchführung des Projekts im Rahmen des Förderprogramms für Universitäten mit dem Schwerpunkt „Transfers, Verflechtungen, Netzwerke: Die Deutschen und ihre Nachbarn in Mittel- und Osteuropa“ aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages gefördert.



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

EBERHARD KARLS
UNIVERSITÄT
TÜBINGEN



Die Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e.V. (Universitätsbund) unterstützte die Realisierung des Publikationsvorhabens.



Universitätsbund
Tübingen e. V.

Konzeption und Projektleitung: Anna Ananieva

Leihgeber:

Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm

Die Staatstheater Stuttgart

Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft an der Eberhard Karls Universität Tübingen

Stadtmuseum Tübingen

Universitätsbibliothek Tübingen

und private Leihgeber, die unbenannt bleiben möchten

Illustrationen: Philipp Braatz

Layout: Jens Drabek, Bluefire Medien

Lektorat: Eva Bös

Verlag: Universitätsbibliothek Tübingen

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ZIRKULATION VON NACHRICHTEN UND WAREN
STADTLIBEN, MEDIEN UND KONSUM IM 19. JAHRHUNDERT

Herausgegeben
von
Anna Ananieva

Verlag der Universitätsbibliothek Tübingen

2016

VORWORT

Die imperialen Metropolen London und Paris, Wien und Sankt Petersburg gaben nach 1800 die Maßstäbe für gesellschaftliches und kulturelles Leben städtischer Eliten europaweit vor. In einer produktiven Auseinandersetzung mit den Metropolenkulturen im Norden, Westen und Osten entwickelten sich die aufstrebenden Städte in der Mitte Europas zu neuen urbanen Zentren. Über die so entstehenden neuen Lebenswelten berichteten Zeitungen und Zeitschriften ausführlich. Im 19. Jahrhundert erreichte die Presse ihre bis heute anhaltende soziokulturelle Wirksamkeit. Täglich erscheinende Zeitungen druckten aktuelle Nachrichten ab, sie präsentierten eine thematische Vielfalt, die beinahe alle Bereiche des Lebens abdeckte, und sprachen ein immer größer werdendes Publikum an. Die periodisch erscheinenden Druckerzeugnisse waren damit auch an der Inszenierung einer neuen imaginären, grenzüberschreitenden Gemeinschaft moderner Provenienz maßgeblich beteiligt. Mit dem neuen Typus der Kulturzeitung, von den Zeitgenossen als Unterhaltungsblätter und belletristische Presse bezeichnet, bekamen die städtischen Lebenswelten sogar ihr eigenes Medium.

Mit der Frage, welche Wechselbeziehungen die Prozesse von Modernisierung und Urbanisierung mit den Medien und Praktiken der Unterhaltung im 19. Jahrhundert eingingen, beschäftigt sich die vorliegende Publikation. Sie beleuchtet ausgewählte Aspekte des Zusammenspiels von Stadtleben, Medien und Konsum im 19. Jahrhundert und versteht sich als Beitrag zur transnationalen Geschichtsschreibung. Der Band rekonstruiert eine gesamteuropäische Topografie der urbanen Lebenswelten, die sich in Wechselwirkung mit den tradierten Formen einer kosmopolitischen höfischen Gesellschaft einerseits und den nationalstaatlichen Bestrebungen der bürgerlichen Gesellschaft andererseits entwickelten und behaupteten.

Mit Blick auf Kulturzeitungen werden ausgewählte Aspekte eines modernen urbanen Lebensstils erörtert, die in Stadträumen von Pest und London, Prag und Leipzig, Wien und St. Petersburg hervorgebracht und konsumiert wurden. Die stetig anwachsende Zirkulation von Nachrichten wird dabei auch in Bezug auf materielle Kultur geschildert und analysiert. Ein besonderes Augenmerk widmen die Untersuchungen dieses interdisziplinären Bandes, der die germanistische, osteuropäische und südosteuropäische Fachexpertise zusammenführt, den deutschsprachigen Akteuren und Medien der Unterhaltung in Europa. Die exemplarischen Studien des ersten Teils des Bandes stellen signifikante Praktiken und Medien der städtischen Lebenswelten des 19. Jahrhunderts vor. Die Essays und Katalogtexte des zweiten Teils laden dazu ein, sich in ausgewählte Themenschwerpunkten zu vertiefen und mit einzelnen Aspekten des Stadtlebens und vor allem auch mit ihrer Dingkultur zu beschäftigen. Phänomene wie musikalische und literarische Salons, adelige und bürgerliche Reisen werden von den Autorinnen und Autoren des Bandes ebenso aufgegriffen und untersucht wie die Konsumpraktiken der Kaffeehaus- und Konzertbesuche. Die Beiträge thematisieren auffällige Entwicklungen in der materiellen Kultur, indem sie die aufkommende Werbung und Anzeigenpraxis fokussieren und damit spannende Einblicke in die neuen und alten Gewohnheiten im Bereich der Kleidung, Nahrung und Wohnungseinrichtung erlauben. Die markanten städtebaulichen Entwicklungen, wie Prachtstraßen und Mietskasernen, kommen ebenfalls zur Sprache. Auch die technischen Neuerungen der Zeit - Dampfschiffahrt, Brückenbau und unterirdische Eisenbahn (Metro) - werden exemplarisch erläutert, und die Folgen der neuen Transportformen für die Reisekultur in Text und Bild präsentiert. Denn nicht zuletzt beförderten die „bunten Bilder“ europäischer Städte, die dank der Zeitungskorrespondenten und Reiseschriftsteller europaweit zirkulierten, die Herausbildung der neuen Vorstellungen vom Fremden und Eigenen. Die immer raffinierter werdenden optischen Medien wie das Panorama und die Fotografie steigerten auf ihre Weise die Wirkung von imaginären Reisen durch Raum und Zeit. Im Bereich des gesellschaftlich Imaginären, das allerdings für den städtischen Alltag und die europäischen Gesellschaften konkrete, tief einschneidende Konsequenzen hatte, lagen auch die

Rollenbilder von Mann und Frau, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts als neue Ideale entstanden, sich verfestigten und schon bald Widerstände hervorriefen. Nicht weniger nachhaltig veränderte sich in dieser Zeit das Verhältnis von Menschen zu Tieren, eine Entwicklung, die sich unter anderem im Verschwinden der Pferde und Schweine aus dem Stadtbild und im Aufkommen von Tierschutzbewegungen äußerte. Bei allen diesen Themen des Bandes schwingt im Hintergrund immer die Frage mit, auf welche Weise die Presse und insbesondere die Kulturzeitungen als Vermittler der neuen Formen von Konsum und Unterhaltung zur Modernisierung der städtischen Lebenswelten im 19. Jahrhundert beitrugen.

Die vorliegende Publikation interessiert sich für Verflechtungen und gesamteuropäische Entwicklungen im 19. Jahrhundert. Sie ist selbst aus der „Netzwerkarbeit“ entstanden, die an dem Tübinger Institut für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde kontinuierlich gepflegt wird. Die Publikation bildet auf ihre Weise die vielfältigen Verbindungen ab, die das Institut mit den universitären und außeruniversitären Einrichtungen, mit Kolleginnen und Kollegen in Deutschland, Ungarn, Kroatien und Großbritannien unterhält.

Dies gilt auch für die Zusammenarbeit vor Ort in Tübingen. Der vorliegende Band ist aus einem fach-übergreifenden Forschungsprojekt mit dem Titel „Zirkulation von Nachrichten und Waren“ entstanden, das ohne die Zusammenarbeit des Instituts für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde mit dem Ludwig Uhland Institut für Empirische Kulturwissenschaft in dieser Form nicht möglich gewesen wäre. Die Publikation dokumentiert auch die gleichnamige Ausstellung, die zum Abschluss des Projekts in der Universitätsbibliothek Tübingen gezeigt wurde. Unser Dank gilt ihren zahlreichen Unterstützern, die an gesonderter Stelle namentliche Erwähnung finden.

Danken möchten wir auch den Förderern der Publikation: Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) hat die Durchführung des Forschungsprojekts finanziert, die Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e.V. (Universitätsbund) unterstützte die Realisierung des Publikationsvorhabens und die Universitätsbibliothek Tübingen hat es in ihr Online-Publikationssystem (Tobias-lib) aufgenommen.

Allen Beiträgerinnen und Beiträger des Bandes gebührt an dieser Stelle der besondere Dank.

Anna Ananieva, Klaus Gestwa und Reinhard Johler
London und Tübingen, Juni 2016

I. Medien und Praktiken

MEDIEN UND PRAKTIKEN DER ELEGANTEN WELT

ANNÄHERUNGEN AN EINEN URBANEN LEBENSENTWURF DES 19. JAHRHUNDERTS

ANNA ANANIEVA..... 11

ZUR TOPOGRAFIE URBANER GESELLIGKEIT

BADEORTE, SALONS, ZEITSCHRIFTEN

ASTRID KÖHLER.....25

DIE REISE DES GRAFEN VON H.

BEOBSACHTUNGEN UND FRAGEN ANGESICHTS EINER RANDFIGUR

JULIANE BRANDT.....31

ZWISCHEN BOUDOIR UND SALON

NINA D'AUBIGNY VON ENGELBRUNNER (1770–1847) UND IHRE
BRIEFE AN NATALIE ÜBER DEN GESANG (1803/1824)

ROLF HAASER.....49

MUSIKKULTURELLE SALONPRAKTIKEN IM SPIEGELBILD ENGLISCHER KARIKATUREN

MAREN BAGGE / CLEMENS KREUTZFELDT.....59

MUSIKALISCHE GESELLIGKEIT UND ABENDUNTERHALTUNG IM PRAGER JÜDISCHEN GROSSBÜRGERTUM NACH 1850

MARTINA NIEDHAMMER.....67

„DER KOPF IST KLEIN UND STEHT SEHR TIEF NACH UNTEN“

NACHRICHTEN AUS DEM BEREICH DER MODE UND DES GESELLIGEN LEBENS
IN DER ZAGREBER ZEITUNGSBEILAGE *COURIER FÜR DAMEN* (AGRAM, 1840)

MARINA ČIZMIĆ HORVAT.....71

WAS ZEIGEN DIE ANZEIGEN?

EIN KULTURWISSENSCHAFTLICHER VERSUCH ÜBER DIE ANGEBOTE DER KOMMERZIELLEN ANZEIGEN DER
PRAGER, WIENER UND OFNER-PESTHER ZEITUNG DER 1830ER JAHRE

MATE EICHENSEHER.....81

DIE PRESSE ALS VERMITTLER VON WAREN

ANZEIGEN IN DER PESTER ZEITUNG *DER UNGAR* (1842–1848)

MARIA RÓZSA.....87

KULTURGESCHICHTEN DES WOHNENS

ALLTAGSGEGENSTÄNDE ALS QUELLEN DER POPULÄRGESCHICHTE IN FAMILIENZEITSCHRIFTEN

NINA REUSCH.....99

KLEINSTÄDTISCHE KALENDERSTOFFE IM SÜDEN DER HABSBURGERMONARCHIE ENDE DES 19. JAHRHUNDERTS

DAS BEISPIEL DES *ILLUSTRIERTEN WERSCHETZER HAUSKALENDERS* 1880–1900

OLIVIA SPIRIDON..... 105

MEHR ALS EIN BLATT: DER *PESTER LLOYD* (1854–1945)

DIE GESCHICHTE DES BLATTES IM ÜBERBLICK

HEDVIG UJVÁRI..... 111

BILDUNG, KUNST UND UNTERHALTUNG

JÜDISCHE VERLEGER UND RUSSISCHE KUNSTZEITSCHRIFTEN IN BERLIN ALS KULTURVERMITTLER

SUSANNE MARTEN-FINNIS 119

ZEITUNGEN UND SPRACHE(N) IM ÖSTLICHEN EUROPA

TINA THEOBALD 127

II. Ausstellungsabteilungen

ZIRKULATION VON NACHRICHTEN UND WAREN: AUSSTELLUNGSPORTAL 139

EXPONATE DES AUSSTELLUNGSPORTALS 141

FRAU UND MANN 149

SPINNERIN, ERZIEHERIN, MUTTER:

BERUFSMÖGLICHKEITEN VON FRAUEN IM HINBLICK AUF IHRE ROLLEN IN DER GESELLSCHAFT

AYSE KARACA 150

„WEIL SIE EINE FRAU IST“

WIE ROSIKA SCHWIMMER DURCH „RADIKALITÄT“ DAS LEBEN VON

GENERATIONEN VON FRAUEN IN UNGARN VERÄNDERTE

NORA BERMANSEDER 154

EXPONATE DER ABTEILUNG FRAU UND MANN 159

ELEGANZ UND ELEND 167

STADTPALÄSTE UND MIETSKASERNEN

WIE SICH DIE SOZIALE STADTENTWICKLUNG WIENS IM STADTBILD MANIFESTIERTE

MORITZ VISEL 168

DAS PESTHER KAFFEEHAUS IM 19. JAHRHUNDERT

KULTURELLE BEGEGNUNGSSTÄTTE DER ARMEN UND REICHEN BEVÖLKERUNG

ODER EXKLUSIVER TREFFPUNKT DER ELEGANTEN GESELLSCHAFT?

VANESSA NACHTIGALL 172

DAS DEUTSCHE THEATER IN ST. PETERSBURG

EINE NICHT ENDEN WOLLENDE BEWÄHRUNGSPROBE

FRANZISKA WOLF 177

VIRTUOSITÄT AUF REISEN

MUSIKALISCHE UNTERHALTUNG BEI CHARLES MAYER (1799–1862)

JOHANNA HEISIG 183

EXPONATE DER ABTEILUNG ELEGANZ UND ELEND 191

GLÜCK UND UNGLÜCK 199

GRANDIOSE ERFINDUNG ODER VERHÄNGNISVOLLES GEFÄHRT?	
DIE DONAUDAMPFSCHIFFFAHRT IN DER DEUTSCHSPRACHIGEN UNTERHALTUNGSPRESSE DES 19. JAHRHUNDERTS	
<i>LISA FLEISCHER</i>	200
ÜBERSCHWEMMUNG IN PETERSBURG 1824 UND DIE PRAGER ZEITUNGEN	
<i>ANNA ANANIEVA / ROLF HAASER</i>	205
ZEITUNGEN ALS STIMMUNGSMACHER	
STADTBRAND IM UNGARISCHEN MISKOLC 1843 UND DIE BERICHTERSTATTUNG IN DER DEUTSCHSPRACHIGEN PRESSE	
<i>TABEA MOTIKA</i>	214
<i>EXPONATE DER ABTEILUNG GLÜCK UND UNGLÜCK</i>	221
MENSCH UND TIER	229
<i>EXPONATE DER ABTEILUNG MENSCH UND TIER</i>	231
GESTERN UND MORGEN	241
FÖLDALATTI UND TUBE	
DIE UMWÄLZUNGEN DES VERKEHRSNETZES ALS TEIL DER URBANISIERUNG BUDAPESTS UND LONDONS	
<i>CHRISTOPH SCHMITT</i>	242
ÁRPÁD FESZTYS <i>DER EINZUG DER UNGARN</i>	
DAS PANORAMAGEMÄLDE IM ÖSTLICHEN EUROPA DES 19. JAHRHUNDERTS ALS KOMMERZIELLES KUNSTERLEBNIS UND NATIONALE WEIHESTÄTTE	
<i>DANIEL TEIBRICH</i>	246
PERSPEKTIVEN AUF DIE BUDAPESTER KETTENBRÜCKE	
SINNGEBUNG ZWISCHEN NATIONAL- UND TRANSNATIONALITÄT	
<i>JULIAN WINDMÖLLER</i>	251
<i>EXPONATE DER ABTEILUNG GESTERN UND MORGEN</i>	257
NÄHE UND FERNE	265
NÄHE UND FERNE IN DER FREMDE	
HERMANNSTÄDTER REISEBERICHTE UND WAS WIR AUS IHNEN LERNEN KÖNNEN	
<i>SVENJA HEISSNER</i>	266
DIE SPRACHFRAGE	
MITTEILUNGEN AUS SIEBENBÜRGEN	
<i>DOMINIK HAGA</i>	271
„DIE INDIANER UNGARNS“	
EIN BEITRAG ZUR INSZENIERUNG DER ROMA	
<i>FRANK BAUER</i>	275
<i>EXPONATE DER ABTEILUNG NÄHE UND FERNE</i>	279
AUSSTELLUNGSTEAM	285
DANK	287

I.

Medien und Praktiken

MEDIEN UND PRAKTIKEN DER ELEGANTEN WELT

ANNÄHERUNGEN AN EINEN URBANEN LEBENSENTWURF DES 19. JAHRHUNDERTS

Anna Ananieva

1. URBANISIERUNG DURCH UNTERHALTUNG

Mit der umfassenden „Verwandlung der Welt“ ging im 19. Jahrhundert auch der Wandel innerhalb der dominanten Wissensordnungen einher. Im Bereich der Wissensvermittlung und der Kommunikation lässt sich dieser Wandel als eine Verlagerung von den Strategien der Aufklärung hin zu neuen Modellen von Unterhaltung beschreiben. Die Tradition einer ambitionierten Gesprächskultur, für die lange Zeit die Literatur als das Leitmedium und der Salon als die privilegierte kulturelle Praktik dienten, verwandelt sich in eine Vielfalt von Freizeitvergnügungen, die neue Medien und neue Praktiken von Unterhaltung hervorbringen.¹

Diese Transformation gewinnt an Evidenz, wenn man die Entwicklungen des deutschsprachigen literarischen Markts im Allgemeinen und der periodischen Presse im Besonderen nach dem Schwellenjahr 1800 betrachtet.² An die Stelle der Vertreter einer Gelehrtenrepublik traten zunehmend neue Akteure, die sich als Berufsschriftsteller und Journalisten verstanden. Briefe und Traktate wurden durch Skizzen und Feuilletons als moderne Formen literarischer Kommunikation abgelöst. Die Enzyklopädien als Medium der Wissenstradierung verwandelten sich zu den Konversationslexika, die zur Grundlage einer kultivierten Geselligkeit wurden. Den traditionsreichen Verflechtungen zwischen akademischen Hochburgen – den Universitätsstädten – machten europäübergreifende Netzwerke der Intellektuellen in urbanen Zentren wirkungsvolle, moderne Konkurrenz.³

Um die Verbindung von Presse und Unterhaltung drehen sich die Beiträge dieses Bandes, die exemplarische Einblicke in die Medien, Praktiken und Akteure des städtischen Lebens des 19. Jahrhunderts gewähren und eine gesamteuropäische Topografie der urbanen Lebenswelten dieser Zeit skizzieren. Mit meinem einleitenden Beitrag möchte ich den themenübergreifenden Zusammenhang ansprechen und dabei ein Phänomen fokussieren, das mit der Modernisierung der Unterhaltung einhergeht: die Formierung eines neuen urbanen Lebensentwurfs der europäischen „eleganten Welt“. Nach den konzeptuellen Überlegungen werde ich auf das Beispiel einer Zeitung eingehen, die für die deutschsprachige Medienlandschaft des 19. Jahrhunderts von besonderer Bedeutung ist, und einige Entwürfe einer imaginären

1 Karl-Heinz Göttert: *Kommunikationsideale: Untersuchungen zur europäischen Konversationstheorie*. München: Ludicium, 1988; Kaspar Maase: *Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850–1970*. Frankfurt am Main: Fischer, 1997; *Geselliges Vergnügen. Kulturelle Praktiken von Unterhaltung im langen 19. Jahrhundert*. Hg. v. Anna Ananieva/Dorothea Böck/Hedwig Pompe. Bielefeld: Aisthesis, 2011.

2 Siehe dazu Anna Ananieva/Dorothea Böck/Hedwig Pompe: *Auf der Schwelle zur Moderne: Szenarien der Unterhaltung zwischen 1780 und 1840. Vier Fallstudien*. 2 Bde. Bielefeld: Aisthesis, 2015 (für die Prämissen vgl. insbesondere die Einleitung; Hedwig Pompe: *Siegeszug der Unterhaltung*. Ebd., Bd. 1, S. 13-24).

3 *Gelehrte Kommunikation: Wissenschaft und Medium zwischen dem 16. und 20. Jahrhundert*. Hg. v. Jürgen Fohrmann. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2005; Denis Sdvižkov: *Das Zeitalter der Intelligenz: Zur vergleichenden Geschichte der Gebildeten in Europa bis zum Ersten Weltkrieg (Synthesen. Probleme europäischer Geschichte, Bd. 3)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006; Hedwig Pompe: *Famas Medium. Zur Theorie der Zeitung in Deutschland zwischen dem 17. und dem mittleren 19. Jahrhundert*. Berlin: de Gruyter, 2012.

Gemeinschaft der Eleganten pointiert skizzieren, die die *Leipziger Zeitung für die elegante Welt* in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hat.

2. ELEGANZ UND ÄSTHETISIERUNG DES LEBENS

Die europäische Kulturgeschichte brachte immer wieder soziale und ästhetische Modelle hervor, die den Eliten erlaubten, sich im Rahmen oder auch in Konkurrenz zu einer vorherrschenden Gesellschaftsordnung als imaginäre Gemeinschaften zu inszenieren. Im 18. Jahrhundert kam eine solche gemeinschaftsstiftende Bedeutung bekanntlich den unscharf definierten Ideen wie „honnêteté“, „taste“ und „Geschmack“ zu. Diese ließen es zu, eine Person nicht mehr allein durch ihre Herkunft zu definieren, sondern letztlich durch das jeweilige Erscheinen und Verhalten als einen „honnête homme“, als „gentleman“ und „gentlewomen“ oder als „Mann und Frau vom Geschmack“ zu bestimmen.⁴

Im Wechselspiel mit diesen Idealvorstellungen entwickelte sich ein weiteres sozial-ästhetisches Modell: Die „Eleganz“ setzte die Reihe solcher opaker und dennoch kulturell verbindlicher Ideale in die neuen Zeiten fort. Damit mischte sich auch in die Reihe der Schlüsselbegriffe des „modernen“ 19. Jahrhunderts – wie das ‚Schöne‘ für Ästhetik und Kunst oder ‚Bildung‘ für Wissen und Gesellschaft – eine neue Kategorie ein, die aus der Verbindung von Ästhetik und Gesellschaft ihre Wirkkraft entfaltete.⁵

In den sozialen und ästhetischen Szenarien der Eleganz wurden dabei ausgewählte Formen der gesellschaftlichen Kommunikation, der Repräsentationskultur und der geselligen Praktiken höfischer Kulturen aufgegriffen und unter Vorzeichen der Moderne in anderen Medien, mit anderen Akteuren und in anderen Milieus neu entworfen. Als Ästhetisierung des Lebens vermochte das Konzept der Eleganz ein Angebot zu formulieren, in dem die traditionelle Gegenüberstellung von Hof und Stadt, von *courtesy* und *urbanitas* scheinbar negiert wurde.

Unter dem Vorzeichen des Eleganten formierte sich um 1800 ein Phänomen, das eine Steigerung des Lebens durch Ästhetisierung versprach. Die sozialen und ästhetischen Effekte der Eleganz kamen in der Verwirklichung eines Lebensstils zum Vorschein, der sich durch Urbanität und Modernität auszeichnete. Die äußeren Merkmale einer eleganten Erscheinung entfalteten sich sowohl in der Präsentation einer Person (durch Sprache, Kleidung und den Habitus), als auch in der Gestaltung der privaten und öffentlichen Lebensräume, die durch Architektur und Interieur sichtbar gemacht wurden. Unter den Bedingungen von kommunikativer Rückerstattung und performativer Umsetzung verdichteten sich die Merkmale der Eleganz zu einem lebensstilbildenden Konzept und wurden im sozialen Handeln durch die Beteiligung an spezifischen kulturellen Praktiken, insbesondere der Geselligkeit, Unterhaltung und Freizeit, realisiert.

4 Vgl. Anette Höfer/Rolf Reichardt: *Honnête homme, Honnêteté, Honnêtes gens* (Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680–1820, H. 7). München: Oldenbourg, 1986; Domna S. Stanton: *The Aristocrat as Art: A Study of the „Honnête Homme“ and the Dandy in Seventeenth- and Nineteenth-Century French Literature*. New York: Columbia University Press, 1980; Rudolf Lüthe/Martin Fontius: Art. „Geschmack“. In: *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*. Hg. v. Karlheinz Barck. Bd. 2. München: Metzler, 2010, S. 792-819; Erwin Seitz: *Die Verfeinerung der Deutschen. Eine andere Kulturgeschichte*. Berlin: Insel, 2011.

5 Mit der Frage, wie sich diese imaginäre Gemeinschaft im europäischen Raum formierte, und welche soziokulturellen und medialen Szenarien dabei entstanden, beschäftige ich mich im Rahmen meines Forschungsvorhabens zur Kulturpoetik der Eleganz, das von der Europäischen Union im Rahmen der Marie Skłodowska-Curie-Maßnahmen des Programms „Horizon 2020“ gefördert wird (Grant Agreement No 655429; Laufzeit: März 2016 bis Februar 2018).

Damit ist eine kulturhistorische Entwicklung umrissen, die die rhetorische Regel der *elegantia*, die die Forderungen von „Feinheit, Glätte, Anstand“ beinhaltet, zu einer der zentralen Kulturpraktiken der Moderne, einer umfassenden „Ästhetisierung des Realen“⁶ transformierte. Diese Kulturpraktik inaugurierte eine spezifische Ästhetik der Oberfläche zu einem sozialen Distinktionsmerkmal und stellte einen gesellschaftlichen Entwurf abseits tradierter Ordnungen bereit: eine imaginäre Gemeinschaft moderner urbaner Provenienz.

Für das lange 19. Jahrhundert lässt sich eine gesamteuropäische Topografie der eleganten Welt kartieren. Ihre äußeren geografischen Grenzen bildeten die imperialen Metropolen London, Paris, Wien und Sankt Petersburg.⁷ Deren Lebenswelten gaben die Maßstäbe für die moderne gesellschaftliche und kulturelle Existenz vor. In einer produktiven Auseinandersetzung mit den Metropolenkulturen im Norden, Westen und Osten Europas entwickelten sich die aufstrebenden Städte in der Mitte Europas, wie Berlin und Leipzig, Prag und Ofen/Pesth, Vilna und Warschau, zu neuen urbanen Zentren.⁸

Über die so entstehenden neuen städtischen Lebenswelten berichteten Zeitungen und Zeitschriften regelmäßig und sehr detailliert. Die periodisch erscheinenden Druckerzeugnisse mit ihren Korrespondenzen und Nachrichten waren auf diese Weise maßgeblich an der Erzeugung von Inszenierungswerken einer neuen eleganten Gemeinschaft beteiligt.

Insbesondere trug der neue Typus der sogenannten „belletristischen Zeitung“, d.h. der feuilletonistischen Kulturzeitung, zu einer Ästhetisierung des Lebens bei. Er bildete sich im deutschsprachigen Raum um 1800 heraus und erlangte in der zweiten Jahrhunderthälfte in der Form der Unterhaltungspresse eine massenmediale Dimension. Dieses Zeitungsformat zeichnete sich durch eine programmatische Abkehr von den Themenfeldern ‚Politik‘ und ‚Gelehrsamkeit‘ aus. Die neuen belletristischen Journale, für die bald schon der Ausdruck Unterhaltungsblatt gefunden wurde,⁹ stellten den kulturellen Kon-

6 Siehe zu diesem Begriff Gernot Böhme: Zur Kritik der ästhetischen Ökonomie. In: Die Schönheiten des Populären. Ästhetische Erfahrung der Gegenwart. Hg. v. Kaspar Maase. Frankfurt am Main: Campus, 2008, S. 28-41.

7 Friedrich Lenger: Metropolen der Moderne: eine europäische Stadtgeschichte seit 1850. München: Beck, 2013.

8 Eine programmatische Fokussierung auf die Austauschprozesse zwischen den urbanen Zentren dieser Region haben die Forscher des SFB „Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900“ vorgenommen, die von 1994 bis 2004 an der Universität Graz gearbeitet haben. Vgl. newsletter MODERNE. Zeitschrift des Spezialforschungsbereichs Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900 7 (2004). Den Modellcharakter einzelner Städte betont der Leiter des SFB in seiner jüngsten Monografie: Moritz Csáky: Das Gedächtnis der Städte: kulturelle Verflechtungen – Wien und die urbanen Milieus in Zentraleuropa. Wien: Böhlau, 2010. Siehe auch Berlins 19. Jahrhundert: Ein Metropolen-Kompendium. Hg. v. Roland Berbig/Iwan-M. D’Aprile/Helmut Peitsch. Berlin: Akademie Verlag, 2011; Julia Richers: Jüdisches Budapest: kulturelle Topographien einer Stadtgemeinde im 19. Jahrhundert. Köln: Böhlau, 2009; Martina Niedhammer: Nur eine „Geld-Emancipation“? Loyalitäten und Lebenswelten des Prager jüdischen Großbürgertums 1800–1867. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2013; Ines Koeltzsch: Geteilte Kulturen. Eine Geschichte der tschechisch-jüdisch-deutschen Beziehungen in Prag (1918–1938). München: Oldenbourg, 2012; Susanne Marten-Finnis: Vilna as a Centre of the Modern Jewish Press, 1840-1928: Aspirations, Challenges, and Progress. Oxford/Bern: Peter Lang, 2004.

9 So heißt die Zeitung August von Kotzebues und Garlieb Merkels zwischen 1804 und 1806: *Der Freimüthige und Ernst und Scherz. Ein Unterhaltungsblatt*. Die Bedeutungsverengung, die der Begriff „Unterhaltungsblatt“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfuhr, erschwerte einen historisch adäquaten Umgang

sum – von Dichtung, Theater und Musik, über gesellige Praktiken bis hin zur materiellen Kultur – in den Mittelpunkt eigener medialer Praktiken.¹⁰

Beilagen und Intelligenzblätter dieser Zeitungen trugen zur Ausdifferenzierung dieses Themenfeldes bei, indem sie thematische und regionale Schwerpunkte des Kulturkonsums, seiner Gegenstände und Praktiken setzten. Insbesondere die Intelligenzblätter entwickelten sich zur folgenreichen Schnittstelle von Schriftmedium und Sachkultur, da sie nicht nur das Wissen, also die ‚Nachricht über Ware‘ zirkulieren ließen, sondern auch den praktischen Zugang zu materieller Kultur und dingbezogenen Praktiken steuerten, indem sie regelmäßig über lokale Anbieter, regionale Angebote und europaweite Neuentwicklungen und Vorhaben berichteten.¹¹

Über die Zeitungen, diese zirkulierenden Medien schlechthin, hinaus wurde das Potenzial vermittelter Konzepte der Eleganz und der Inszenierungswerte eines „eleganten Lebens“ mit Hilfe von weiteren ‚mobilen Objekten‘, wie *Bildmedien und Sachkultur* noch mehr gesteigert. Zu solchen visuellen und materiellen ‚Akteuren‘ der eleganten Welt zählten beispielweise Druckgrafik und Fotografie, Kleidung und Mobiliar genauso wie Haushaltsgegenstände und Genussartikel.¹² Wie die Zirkulation von Nachrichten und Waren zur Entstehung einer „eleganten Unterhaltung“, einem europäübergreifenden „Kulturkosum“ beitragen konnte, führt folgendes Beispiel vor Augen. (Abb. 1)

Im Jahr 1844 fand in Berlin die Uraufführung der Oper *Ein Feldlager in Schlesien* von Giacomo Meyerbeer statt, eines Singspiels nach dem Libretto von Eugène Scribe, einem europaweit gefeierten Unterhaltungsschriftsteller. Die deutsche Übersetzung lieferte Ludwig Rellstab. In einer Bearbeitung von Charlotte Birch-Pfeiffer wurde die Oper seit 1847 unter dem Titel *Vielka* aufgeführt. Die Titelrolle der Vielka, ungarische Pfliegerochter eines preußischen Hauptmanns, gehörte zu dem Repertoire der Sopranistin Jenny Lind. Sie zählte zu den ersten weiblichen Stars, die neben solchen männlichen Virtu-



Abb. 1: „Einziges deutsches Journal mit beweglichen Modebildern“ Anzeige der Zeitung *Der Spiegel* im Intelligenzblatt zur *Vereinigten Ofner-Pesther-Zeitung* 50 (1845). Digitalisiert: GoogleBooks

mit dem hier behandelten Zeitungsformat, das treffender als feuilletonistische Kulturzeitung zu charakterisieren ist. Siehe zum Unterhaltungsbegriff Pompe: Der Siegeszug.

- 10 Vgl. dazu Anna Ananieva/Rolf Haaser: *Elegante Unterhaltung: Die Leipziger „Zeitung für die elegante Welt“ und ihre deutschsprachigen Nachfolger in Prag und Ofen-Pest*. In: *Literarische Öffentlichkeit im mittleren 19. Jahrhundert. Vergessene Konstellationen literarischer Kommunikation zwischen 1840 und 1885* (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur). Hg. v. Katja Mellmann/Jesko Reiling. Berlin: de Gruyter (im Erscheinen); Hedwig Pompe: *Publizistische Unterhaltung. Das Projekt der Dresdner Abend-Zeitung*. In: Ananieva/Böck/Pompe: *Auf der Schwelle zur Moderne*, Bd. 2, S. 783-1055.
- 11 Siehe dazu die Beiträge von Mária Rózsa und Mate Eichenseher in diesem Band.
- 12 Siehe dazu die Beiträge von Nina Reusch und Marina Čizmić Horvat in diesem Band. Breitgefächert werden die unterschiedlichen Objektgruppen, die zur Inszenierung der „eleganten Welt“ beitragen, im Katalogteil dieser Publikation vorgestellt.

sen wie Franz Liszt und Niccolò Paganini die Bühnen und Konzertsäle des 19. Jahrhunderts beherrschten.¹³

Im Herbst 1846 umwarb der *Pesther Spiegel* seine Leserschaft mit einer „höchst interessanten Kunstbeilage“: bewegliche Theater-Kostümbilder nach den Rollen der Sopranistin Jenny Lind.¹⁴ Die Abonnenten der Zeitung erhielten eine Figurine (eine papierne Puppe) und die passenden Kostümmuster „nach Art der beweglichen Modebilder“ gratis. Für die Leserschaft der Zeitung wurde mit dieser „Kunstbeilage“ eine buchstäblich *greifbare* Teilhabe an den Künsten einer Opersängerin möglich, eines „Stars“ der Vormärzzeit. Der *Pesther Spiegel* berichtete nämlich in seinen Theater- und Korrespondenznachrichten über ihre Auftritte europaweit; die Leserinnen und Leser der Zeitung konnten diese gefeierte Bühnenerscheinung in dinglicher Form in ihren Theaterrollen auch zuhause erleben. Hier sehen Sie das komplette erhaltene Set der zahlreichen mit der Figurine zusammen gelieferten Kostümen. (Kat. II.15 und II 16)

Im Gegensatz zu vestimentären Inszenierungen und der Kulturtechnik der Mode, die ihre moderne Ausformung ebenfalls im 19. Jahrhundert annimmt und durch den ständigen Wechsel ein Angebot an gruppenbildenden Funktionen bereithält,¹⁵ geht mit der Konzeptbildung der Eleganz ein kulturelles Versprechen der strukturellen und ästhetischen Dauer einher. Aus diesem Versprechen heraus wird die Eleganz als soziokulturelle Praktik besonders in den Situationen des gesellschaftlichen Wandels attraktiv, weil sie Kontinuität zu erzeugen und diese in dem Lebensstil einer Gemeinschaft „der eleganten Welt“ zu aktualisieren und zu tradieren vorgibt. Aber was heißt „elegante Welt“? (Abb. 2)



Abb. 2: Leipziger Zeitung für die elegante Welt 1 (1801). Digitalisat: Bayerische Staatsbibliothek München (BSB), MDZ, urn:nbn:de:bsb:12-bsb10532397-4

- 13 Zum Phänomen der weiblichen und männlichen Virtuosen siehe den Beitrag von Rolf Haaser und den Essay von Johanna Heisig in diesem Band.
- 14 Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode 74 (16.9.1846), Sp. 1181-1182.
- 15 Elena Esposito: Die Verbindlichkeit des Vorübergehenden: Paradoxien der Mode. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2004. Siehe auch Die Listen der Mode. Hg. v. Silvia Bovenschen. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986; Jennifer M. Jones: Sexing La Mode: Gender, Fashion and Commercial Culture in Old Regime France. Oxford: Bloomsbury, 2004; Julia Bertschik: Mode und Moderne. Kleidung als Spiegel des Zeitgeistes in der deutschsprachigen Literatur (1770-1945). Köln: Böhlau, 2005; Brent Alan Shannon: The Cut of His Coat: Men, Dress, and Consumer Culture in Britain, 1860-1914. Athens/Ohio: Ohio University Press, 2006; Christine Ruane: The Empire's New Clothes. A History of the Russian Fashion Industry, 1700-1917. New Haven: Yale University Press, 2009; Susan Hiner: Accessories to Modernity: Fashion and the Feminine in Nineteenth-Century France. Philadelphia: 2010; Die Wissenschaften der Mode. Hg. v. Gudrun M. König/Gabriele Mentges/Michael R. Müller. Bielefeld: transcript, 2015.

3. WAS HEISST ELEGANTE WELT?

Wer schreibt und redigiert, soll vor allen Dingen berücksichtigen, für wen er schreibt und redigiert. Die Literaturzeitungen sind für die gelehrte, die Pfennigmagazine für die ungelehrte, – diese Zeitung ist aber für die elegante Welt bestimmt. Was heißt elegante Welt?“¹⁶

Mit dieser Frage eröffnet August von Binzer (1793–1868) den 35. Jahrgang einer der erfolgreichsten deutschsprachigen Kulturzeitungen, die *Zeitung für die elegante Welt*. Sie erscheint seit der Gründung im Jahr 1801 fast ein halbes Jahrhundert lang ununterbrochen in dem Leipziger Voss Verlag.¹⁷ Mit ihrer programmatischen Ausrichtung auf Unterhaltung, Geselligkeit und Konsum setzt sie zu Beginn des neuen Jahrhunderts medientechnisch neue Maßstäbe. Das Innovationspotenzial der *Eleganten Zeitung* – integratives Angebot einer freien Geselligkeit, breite Palette an Unterhaltungsszenarien und Aktualität diesbezüglicher Informationen – wird von den zeitgenössischen Medienmachern sofort erkannt und führt umgehend zur Gründung vergleichbarer Konkurrenzprojekte: 1803 erscheint August von Kotzebues *Der Freimüthige* in Berlin, dem folgen: 1804 die *Petersburgische deutsche Zeitschrift zur Unterhaltung gebildeter Stände* von Traugott Müller, 1806 die *Wiener allgemeine Theaterzeitung* von Adolf Bäuerle, und 1807 Friedrich Cottas *Morgenblatt* in Tübingen bzw. Stuttgart.¹⁸ Mit Kotzebues *Freimüthigem* wird auch die bereits erwähnte griffige Bezeichnung „Unterhaltungsblatt“ für das neue mediale Format gefunden.

16 August von Binzer: Die Freunde und Leser. In: *Zeitung für die elegante Welt* 35,1 (1.1.1835), S. 1-3. Hier S. 1. Im Folgenden wird in den Fußnoten die Abkürzung ZEW, im Text *Elegante Zeitung* verwendet.

17 Die *ZEW* erscheint von 1801 bis 1847 in dem Leipziger Voss Verlag. Nach 1847 wechselt sie mehrfach den Verlag, bis die Zeitung 1859 eingestellt wird. Siehe einen Überblick über den gesamten Erscheinungszeitraum bei Alfred Estermann: *Die deutschen Literatur-Zeitschriften. Bibliographien, Programme, Autoren.* Bd. 1. Nendeln: KTO Press, 1978, S. 129-133. – Eine erste kleine Kulturgeschichte mit einer Bibliografie des Voss Verlags, der um 1800 zu einem Experimentierlabor für Unterhaltungsformate avanciert ist, ist im Aisthesis-Verlag erschienen Anna Ananieva: *Der Leipziger Voss Verlag: Eine Buch- und Kunsthandlung um 1800.* In: Ananieva/Böck/Pompe: *Auf der Schwelle*, Bd. 2, S. 437-635; Rolf Haaser: *Chronologische Verlagsbibliographie Leipziger Voss-Verlag (1791–1818).* In: Ebd., S. 639-781. Eine umfassende medien- und kulturhistorische Studie zur *ZEW* befindet sich in Vorbereitung.

Die erste Vorarbeit für eine Geschichte der *ZEW*, die den Erscheinungszeitraum bis 1844 berücksichtigt, beinhaltet eine unveröffentlicht gebliebene Dissertation: Hans Halm: *Die Zeitung für die elegante Welt (1801-1844). Ihre Geschichte, ihre Stellung zu den Zeitereignissen und zur zeitgenössischen Literatur.* Diss. München 1924 (Maschinenschrift, UB München, Signatur: 0001/U 24-8188). Die wenigen publizierten Abhandlungen zur *ZEW* beziehen sich weitgehend auf die erste Redaktionszeit von Heinrich Laube: Ellen von Itter: *Heinrich Laube: ein jungdeutscher Journalist und Kritiker.* Frankfurt am Main u.a.: Lang, 1989 (zugl.: Diss. Univ. Düsseldorf, 1988); Peter Hasubek: Art. „Zeitung für die elegante Welt“. In: *Gutzkows Werke und Briefe. Kommentierte digitale Gesamtausgabe.* Hg. v. Editionsprojekt Karl Gutzkow. Materialien: *Gutzkow-Lexikon.* Münster 2001 (CD-Rom). URL: <http://projects.exeter.ac.uk/gutzkow/GuLex/elegant.htm> (09.01.2012).

18 *Der Freimüthige* oder *Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser* (Berlin 1803ff.); *Wiener Theaterzeitung* (*Allgemeine Theaterzeitung* und *Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben*) (Wien/Triest 1806ff.); *Morgenblatt für gebildete Stände* (Stuttgart/Tübingen 1807ff.). Zu der Konkurrenzsituation siehe den Artikel in *Neue Leipziger Literatur-Zeitung* 22 (19.8.1803), Sp. 337-342. – Zu den genannten Konkurrenzblättern siehe Ludwig Salomon: *Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches.* Bd. 2: *Die deutschen Zeitungen*



Der Spiegel.
Zeitschrift für die elegante Welt.
Wode, Literatur, Kunst, Theater.

Nr. 2. Freitag den 7. Januar 1842.
Ost und West.
Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Abb. 3: Ofen-Pester Zeitung Der Spiegel, Titelblätter links: Nummer 1 (1840). Digitalisat: http://digisam.uni-giessen.de/diglit/der-spiegel-1840-bd1/0007 rechts: Nummer 19 (1847). Digitalisat: Österreichische Nationalbibliothek Wien, http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ181882907

Abb. 4: Prager Zeitung Ost und West: Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben 6 (1842). Digitalisat: BSB München, MDZ, urn:nbn:de:12-bsb10532688-3

Fortan bedienen europaweit zahlreiche Unterhaltungsblätter – die sogenannte belletristische Presse oder feuilletonistische Kulturzeitsungen – die vielseitigen Bedürfnisse des deutschsprachigen Publikums. Mit einigen herausragenden Vertretern der böhmischen und ungarischen Medienlandschaft hat sich das Tübinger Forschungsprojekt „Zirkulation von Nachrichten und Waren“ eingehender befasst. (Abb. 3, 4) Diese Kulturzeitsungen erscheinen in einer Zeit, in der sich die einst mustergibende Elegante Zeitung in Leipzig zu erneuern versucht. In den 1830er Jahren reißt sie sich in die jungdeutschen Publizistikprojekte ein, die für einen Modernisierungsschub auf dem Pressemarkt sorgten. Unter einem Bewegungsimperativ wird die Einbettung der journalistischen Produktion in das ganze Leben gefordert und erprobt.

- während der Fremdherrschaft (1792–1814). Oldenburg/Leipzig: Schulze, 1906, S. 66-76 (zum Freimüthigen); S. 230-237 (zum Morgenblatt); S. 245-247 (zur Wiener Theaterzeitung).
- 19 Siehe dazu Ananieva/Haaser: Elegante Unterhaltung; Anna Ananieva/Rolf Haaser: Coping with Floods: The Imaginary Community of the „Elegant World“ and the Hungarian Flood Disaster of 1838. In: Dynamics of Social Change and Perceptions of Threat (Bedrohte Ordnungen). Hg. v. Ewald Frie/Thomas Kohl/Mischa Meier/Philipp Stahlhut. Tübingen: Mohr Siebeck (im Erscheinen); Anna Ananieva/Rolf Haaser/Mate Eichenseher: Circulation of News and Goods. The Transfer of Modern Urban Forms of Living in the German Speaking Press in Prague and Buda-Pest. In: Urban Fragmentation(s): Borders and Identities III. (Conference Papers GWZ e.V.). Berlin: Geisteswissenschaftliche Zentren, 2015, S. 15; Anna Ananieva/Rolf Haaser: Wasserströme und Textfluten: Die Überschwemmungskatastrophen 1824 in St. Petersburg und 1838 in Ofen und Pesth als Medienereignisse in der deutschsprachigen Prager Presse. In: Katastrophen im östlichen Europa. Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 62,2 (2014), S. 180-214.
- 20 Im Nachhinein wird die Redaktionsarbeit Laubes gerne mit dem Prädikat der „Demokratisierung“ der Zeitung bedacht. Vgl. Hasubek: Art. Zeitung für die elegante Welt; Helga Brandes: Die Zeitschriften des jungen Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1991.
- 21 „Wenn das gesamte Publikum die durch den Druckmarkt vorgegebene Adressierungsinstanz darstellt,

Für ein Zeitungsprojekt, das von seiner Gründung an an einer Ästhetisierung des Lebens beteiligt ist, wird es zu einer enormen, wenn nicht zu sagen, zu einer existenziellen, Herausforderung.

Welche Konsequenzen das für dieses Medium speziell und für die Unterhaltungsblätter insgesamt hat, muss an einer anderen Stelle erörtert werden. Ich möchte im Folgenden, die eingangs zitierte Frage des Zeitungsredakteurs aufgreifend, die Aufmerksamkeit nur auf einzelne Aspekte dieser Transformation lenken und eine Annäherung an die imaginäre Gemeinschaft der Eleganten wagen, so wie diese als Konzept im Medium der Kulturzeitschriften des 19. Jahrhunderts als ein potenzielles Zielpublikum und spezifischer Adressatenkreis entworfen und verbreitet wird.

Eine programmatische Definition des eigenen Adressatenkreises gehört zu dem entscheidenden Impuls bei der Gründung dieses Zeitungsprojekts des Leipziger Voss Verlags zu Beginn des 19. Jahrhunderts.²² Bezeichnenderweise richtet sich die Zeitung mit ihrer Namensgebung weder an eine „gelehrte“ noch an eine „gebildete“ Leserschaft. Der Gründungsredakteur Karl Spazier adressiert die neue Zeitung im Namen des Verlags an *einen* Teil der Lesewelt,

den wir unter der Benennung *elegante Welt* verstanden wissen wollen, und welches kein anderer ist, als jene begünstigte Klasse von Mitbürgern, denen Kultur und Stand und Wohlhabenheit zunächst ein Recht zu dieser Benennung geben.²³

Die *Elegante Zeitung* ist keineswegs an „Jedermann“²⁴ gerichtet: „Bescheidenheit und Urbanität sind die Hauptgesetze für das Blatt, das gebildeten Menschen gewidmet ist, und in den feinen Zirkeln der Vornehmen keinen unwürdigen Platz einnehmen will“ – so der Verleger Georg Voss in einer der Anzeigen aus dem Jahr 1800.²⁵

Das Auffällige an den distinktiven Merkmalen dieses ‚bevorzugten‘ Zielpublikums, deren Konturen aus den zahlreichen veröffentlichten Projektbeschreibungen hervortreten, besteht jedoch in ihrer inkludierenden Tendenz. Denn an einer zentralen Stelle bemerken die Zeitungsmacher:

Nicht Alle sind dazu bestimmt, gründlich zu seyn und Gründlichkeit zu verlangen, so wenig als alle Menschen Bergleute oder Kunst- und Wissenschaftslehrer zu seyn brauchen. Aber zum Wohlseyn ist jeder gesittete und gebildete Mensch berufen.“²⁶

Was die *Elegante Zeitung* in ihren Gründungsjahren zu vermitteln bestrebt ist, ist eine spielerisch-ästhetische Einstellung zur Welt:

so korrespondiert mit dem dann in der jungdeutschen Publizistik eine Gegenstandsbestimmung, die in extensionaler Hinsicht ebenfalls ein Maximum anstrebt. Es geht um das *ganze Leben*.“ Jürgen Fohrmann: Der Intellektuelle, die Zirkulation, die Wissenschaft und die Monumentalisierung. In: Gelehrte Kommunikation. Hg. v. dems., S. 325-480. Hier S. 349.

22 Siehe Ananieva: Der Leipziger Voss Verlag, S. 580-594.

23 Karl Spazier: Prospekt der Zeitung für die elegante Welt. In: Intelligenzblatt der ALZ 150 (17.11.1800), Sp. 1266-1268.

24 So wie bspw. die programmatische Adressierung im Pfennig-Magazin 1 (4.5.1833), S. 1 „an Jeden“ lautet.

25 Georg Voss: Zeitung für die elegante Welt. In: Leipziger Intelligenz-Blatt 38 (6.9.1800), S. 313-314. Hier S. 313.

26 Spazier: Prospekt, Sp. 1267 (Herv. im Orig.).

Der Mensch, der mit seinem Leben spielt, ist nicht bloß glücklicher für sich, sondern auch geselliger, heiterer, unschädlicher; und wer sein Auge und Ohr an das Gefühl der Symmetrie und Ordnung gewöhnt hat, der wird auch mehr Gefallen an sittlicher und politischer Ordnung, an Decenz und Feinheit und geistigem Scherz im Umgange, und überhaupt mehr Wohlgefallen an dem finden, was Beziehung auf das Wohlbefinden des Geistes und Herzens hat.²⁷

Diese Einstellung wird mit einem kommunikativen Modell der Geselligkeit und mit den Praktiken der Unterhaltung in Verbindung gebracht, die eine zwanglose Beteiligung an sozialen Kontexten ermöglichen und zu einem ebenso individuellen wie gesellschaftlichen „Wohlbefinden“ beitragen sollen.

Die *Elegante Zeitung* und die Kulturzeitschriften der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstehen sich als das Medium der geselligen Tätigkeiten, die von beruflichen, korporativen Verpflichtungen des Zusammenseins befreit sind. Programmatisch erfolgt daher eine Abgrenzung zu professionellen Bereichen des Lebens, wobei eine Fokussierung auf kulturelle Praktiken der geselligen Unterhaltung und des kulturellen Konsums stattfindet. In seiner Breite deckt der „gesellige Umgang“ somit viele Bereiche der alltäglichen Lebenspraxis ab, umfasst aber auch festliche Praktiken und repräsentative Handlungen. Die Zeitungsmacher offerieren eine Gemeinschaftsbildung auf der Basis freier geselliger Praktiken.²⁸ Dahinter verbirgt sich eine in ihren sozialen Konstellationen kaum erfassbare Mannigfaltigkeit der Geselligkeitsformen; sie reichen von einem Familientisch, einer Landpartie oder einem Teilnehmerkreis an einem Gesellschaftsspiel, über Lesezirkel und Kegelclub bis hin zum literarischen oder musikalischen Salon oder gar einem Stadt- oder Gartenfest.²⁹

Als August von Binzer mit seiner Frage „Was ist elegante Welt?“ den 35. Jahrgang der *Eleganten Zeitung* eröffnet, liegt „die schöne Morgenröte belletristischer Tageblätter“³⁰, wie Wilhelm Hauff die Gründungsjahre bezeichnet hat, in der Vergangenheit. Das Format genießt immer noch große Beliebtheit: Gerät man, so Hauff, in einer Rundschau des aktuellen Zeitschriftenmarktes im Jahr 1827, in „ein öffentliches Lesekabinett“, sieht man „zum wenigsten dreißig Blätter verschiedenen Zeichens, die sich alle die ‚zweckmäßigste und angenehmste Unterhaltung des Publikums‘ zur Pflicht gemacht haben!“³¹ Aller-

27 Ebd. (Herv. im Orig.). – Diese Intention der ZEW wäre durchaus in Auseinandersetzung mit Friedrich Schillers Überlegungen zur ästhetischen Erziehung des Menschen zu lesen; zumal seine erstmals 1795 in den *Horen* erschienenen *Briefe* im Jahr 1801 nun auch in Buchform unter dem Titel *Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reyhe von Briefen* gedruckt worden sind.

28 Allerdings kann man parallel zu den Entwicklungstendenzen einer aufkommenden kommerzialisierten Unterhaltungskultur auch in der Struktur der Geselligkeitsformen die Merkmale der Individualisierung und der Freiwilligkeit deutlich erkennen; die Bildung von neuen geselligen korporativen Praktiken im Bereich der geselligen Tätigkeiten scheint somit mit der Etablierung der neuen Unterhaltungskultur einherzugehen, sie wirkt zugleich deren Neigung zur Dekorporation durch die Bildung von neuen gesellschaftlichen „Exklusivitäten“ auf eigene Weise entgegen.

29 Siehe zur Topografie der Geselligkeit den Beitrag von Astrid Köhler und zu musikkulturellen Salonpraktiken die Ausführungen von Maren Bagge und Clemens Kreutzfeldt in diesem Band.

30 Wilhelm Hauff: Die belletristischen Zeitschriften in Deutschland. In: *Blätter für literarische Unterhaltung* (1827). Hier zit. nach ders.: *Sämtliche Werke in drei Bänden. Textredaktion u. Anmerkungen v. Sibylle von Steinsdorff. Nachwort u. Zeittafel v. Helmut Koopmann. Bd. 3: Phantasien und Skizzen u.a.* München: Winkler, 1970, S. 147-157. Hier S. 149.

31 Ebd., S. 148.

dings hat das Erfolgskonzept dieser Zeitungsproduktion seine vormals innovative Kraft offensichtlich verloren, wie Hauff konstatiert:

Die „Zeitung für die elegante Welt“ hat längst aufgehört, eine Zeitung für die elegante Welt zu sein, denn schon seit geraumer Zeit ist sie zu alt, um noch eine elegante Toilette zu machen, wenigstens verschmähst sie jene Verjüngungsmittel, die eine alte Jungfer zu einem eleganten Fräulein umgestalten. Sie war vor fünfzehn, zwanzig Jahren eine lebhaft, unterhaltende Person; hätte sie jenen eleganten, geselligen Ton beibehalten, der in jedem eleganten Zirkel Anklänge fand, man könnte sie, wenn auch die Frische der Jugend verschwunden ist, für eine interessante Dame gelten lassen, die durch geschmackvolle Unterhaltung die Aufmerksamkeit noch immer fesselt. Doch sieht man noch heute ihrem ganzen Wesen an, daß sie einst schön war, daß sie in besserer Gesellschaft lebte.³²

Es erscheint daher nur als konsequent, dass der Verleger der *Eleganten Zeitung* nach Verbesserungen sucht und schließlich zu einem wirksamen „Verjüngungsmittel“ greift, indem er 1832 Heinrich Laube, 1834 August von Binzer und später Gustav Kühne als Redakteure engagiert.³³

Die zur Tradition der Zeitung gewordene gemeinschaftsbildende Funktion der Unterhaltung, die medial realisierte Teilnahme an den geselligen Ereignissen der eleganten Gemeinschaft, werden in einen neuen Kontext der jungdeutschen Publizistik eingelassen und unter der Voraussetzung einer „um uns rausch[enden] Geschichte“ „der neuen Zeit“³⁴ transformiert. Anstelle des ‚Wohlgefallens‘ und des ‚geselligen Tons‘ der ‚alten‘ *Eleganten Zeitung* werden nun Bedürfnisse der Gegenwart als Richtlinie, Kritik und Leben als Gegenstände des neuen journalistischen Programms aufgestellt.³⁵ „Zum vollen Costüm neuer Eleganz gehört auch Anlegung des glänzenden Waffenschmucks der neuen Zeit – der Kritik“³⁶, erklärt Laube, als er 1833 seine literaturkritischen Absichten der Leserschaft der *Eleganten Zeitung* zu Beginn seiner Redaktionszeit unterbreitet.

Während Laube sein erstes Programm in der *Eleganten Zeitung* bildhaft mit einem Vogelflug beginnt,

32 Ebd., S. 151.

33 Vgl. dazu Anna Ananieva: Zur Philosophie der Eleganz und des Umgangs: Karl Gutzkow und die Zeitung für die elegante Welt. In: Karl Gutzkow (1811–1878): Publizistik, Literatur und Buchmarkt zwischen Vormärz und Gründerzeit (Buchwissenschaftliche Beiträge; 84). Hg. v. Wolfgang Lukas/Ute Schneider. Wiesbaden: Harrassowitz, 2013, S. 49-68.

34 Heinrich Laube: Vorwort zum Jahrgang 1833. In: ZEW 33,1 (1.1.1833), S. 1-2. Hier S. 1.

35 Wie die Forschungen zur historischen Semantik zeigen konnten, wird „Gegenwart“ erst seit den 1790ern temporalisiert und im Gegensatz zu der früheren raumbezogenen Vorstellung als die Zeitdimension zwischen Vergangenheit und Zukunft gefasst. Ingrid Oesterle: Der „Führungswechsel der Zeithorizonte“ in der deutschen Literatur. Korrespondenzen aus Paris, der Hauptstadt der Menschheitsgeschichte, und die Ausbildung der geschichtlichen Zeit „Gegenwart“. In: Studien zur Ästhetik und Literaturgeschichte der Kunstperiode. Hg. v. Dirk Grathoff. Frankfurt am Main u.a.: Lang, 1985, S. 11-75. Hier S. 48f. Unter den Bedingungen zunehmender Temporalisierung im 19. Jahrhundert findet eine durchgreifende Umstellung auf das Prinzip der Zeitlichkeit statt, die „als irreversible *Bewegung* gefasst werden kann. Damit verbunden ist eine Abkehr von den überkommenen Modellen der Lebenspraxis, die die Welt als einen im Prinzip gleich bleibenden Raum wahrnahmen, in den sich Typen und Charaktere eintragen ließen.“ Fohrmann: Der Intellektuelle, S. 331 (Herv. im Orig.). Zur Durchsetzung der Temporalisierung siehe Reinhard Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantisierung geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1979.

36 Heinrich Laube: Literatur. In: ZEW 33,3 (4.1.1833), S. 9-12. Hier S. 9.

der in einem gemütlichen Wohnzimmer endet,³⁷ wählt sein Nachfolger, von Binzer, zwei Jahre später eine andere Bildersprache³⁸: er sieht sich inmitten eines großen Gesellschaftssaals.³⁹ In seiner Reflexion über das Publikum, das diesen Saal füllt, blickt er zurück und setzt sich mit der Vergangenheit der Zeitung auseinander.

In den Mittelpunkt seiner programmatischen Überlegungen rückt der neue Redakteur 1835 eine Neudefinition des „Eleganten“, und zwar als einer Kategorie, die „nicht bloß Feinheit und Artigkeit, sondern auch Anstand, gebildete Lebensart, geschmackvolle Schönheit, geläuterten Geschmack in allen Dingen“⁴⁰ umfassen soll. Einer neuzubestimmenden Eleganz verleiht von Binzer ihre Konturen, indem er in zwei Richtungen polemisiert: Zum einen protestiert er gegen eine gängige Auslegung von „eleganter Welt“, die als gleichbedeutend mit „vornehmer Welt“ verstanden und gebraucht werde. Zum anderen geht er auf kritische Distanz gegenüber dem Gründungsprogramm der Zeitung, das sich dem freien Lauf der Mode und somit ihren „Launen“ in den Dienst gestellt habe.⁴¹

Seine Argumentation ist zweifach ausgerichtet: von Binzer positioniert die Vorstellung von dem eleganten Publikum erstens kritisch gegenüber einer sozialen Formation (vornehme Gesellschaft) und zweitens gegenüber ihren kulturellen Praktiken (Mode und Konsum). „Stillstand ist Tod, und Vorwärts! ist die Losung und Lösung alles Lebens“⁴² – der neue Redakteur greift den Bewegungsimperativ des Modernen auf, der bereits unter Laubes Redaktion zur Dynamisierung der *Eleganten Zeitung* beigetragen hat. Damit bleibt die Temporalität des publizistischen Unternehmens weiterhin als ‚irreversible Bewegung‘ nach vorne gültig, sie wird aber nun als eine „freie Hemmung der Bewegung in den Grenzen der Eleganz“⁴³ verstanden. Die Aufgabe des Redakteurs gestaltet sich dementsprechend: „im Interesse der *eleganten Welt* an der Vervollkommnung jener *freien* Hemmung der Lebensuhr zu arbeiten.“⁴⁴ Was von Binzer programmatisch formuliert, wird in der Redaktionszeit seines Nachfolgers Gustav Kühne (1806–1888) in bemerkenswerter Konsequenz praktisch umgesetzt. Freier Geschmack, freie Produktion, aber keine Unterhaltung ohne höhere Ziele, bilden die Grundlagen seiner Redaktionszeit.⁴⁵

Mit Blick auf das Beispiel der *Eleganten Zeitung* lässt sich – als eine Zwischenbilanz – die divergierende Tendenz festhalten, die sich innerhalb der modernisierten Konzeptbildung der „eleganten Welt“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abzeichnet: Einerseits vollzieht das Modell des Eleganten eine Inklusionsbewegung, indem es auf einen breiten Adressatenkreis, eine „auf das bunteste gemischte Gesellschaft“, so von Binzer, abzielt. Dies entspricht der ursprünglichen inkludierenden Tendenz des Projekts – Partizipation an der Gemeinschaft durch Geselligkeit und Unterhaltung. Andererseits ordnet sich die mediale Konstruktion einer imaginären Gemeinschaft der Eleganten zunehmend einem Imperativ der vollkommenen Verschönerung unter. Diese nimmt die Form einer ästhetischen Arbeit an, die sich der Individualität verschreibt, sich auf alle Bereiche des Lebens erstreckt und zunehmend einen Charakter des Exklusiven für sich beansprucht.

37 Laube: Vorwort.

38 Von Binzer war Redakteur der *ZEW* von August 1834 bis Ende Mai 1835.

39 Von Binzer. *Freunde und Leser*.

40 Ebd., S. 1.

41 Ebd.

42 Ebd., S. 2.

43 Ebd.

44 Ebd., S. 3.

45 Vgl. dazu Studien und Kritiken der deutschen Journalistik 3 (1839), S. 303-313.

4. ZÄSUREN UND TENDENZEN

Eine Kulturpoetik der Eleganz kann sich im Zeitrahmen eines langen 19. Jahrhunderts an einer Reihe von Zäsuren orientieren. Sie markieren jeweils eine auffällige Konjunktur, die die Eleganz vor dem Hintergrund des sozialen und medialen Wandels erfährt. Die ersten Beobachtungen des Phänomens lassen eine auffällige Gegenläufigkeit in den charakteristischen Zügen der jeweiligen historischen Eleganzkonjunktur erkennen, die diese Zäsuren zugleich als Spannungsfelder bestimmen lässt. Mit einem Überblick über diese Schwellensituationen möchte ich meinen Beitrag abschließen.⁴⁶

So sind die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts, als die erste moderne deutschsprachige Unterhaltungszeitung erscheint und das neue Publikum als „die elegante Welt“ in ihrem Titel programmatisch adressiert, durch Friedenshoffnungen und Aufbruchstimmung trotz Kriegen und Entbehrungen geprägt. Mit dem Abschluss des Friedens von Luneville, dem Waffenstillstand zwischen England und Frankreich von Amiens und dem Thronwechsel in Russland breitet sich nach der Jahrhundertwende europaweit ein schwungvoller Elan aus, auch in der Kaufmannschaft und in dem Buchhandel. Auch wenn sich die enthusiastischen Hoffnungen sehr bald als ephemere erweisen, bringt die kurze Zeit der Zukunftseuphorie ein Bewusstsein für eine säkulare Zäsur hervor. Als die politische Landkarte Europas mehrfach neu geordnet wird, werden auch gesellschaftliche Strukturen transformiert. Dabei lässt sich in der Rede von der eleganten Welt eine Tendenz zur Inklusion erkennen. Mit ästhetischen Mitteln und durch geselligen Umgang werden neue gemeinschaftsstiftende Entwürfe dafür bereitgestellt, wie sich unterschiedliche soziale Gruppen selbst auffassen und die Interaktionen unter einander bestimmen. In medienhistorischer Hinsicht erhalten die zahlreichen Neugründungen von Zeitungen und Journalen, die in den ersten Jahren der 19. Jahrhunderts erfolgen, wie etwa die bereits erwähnten Leipziger, Berliner und Wiener Zeitungen, oder auch der *Moskovskij Merkurij* (von Petr Makarov) und der *Vestnik Evropy* (von Nikolaj Karamzin), einen deutlichen Signalcharakter. Sie öffnen sich für ein breites Themenspektrum, erscheinen immer kurzfristiger und setzen auf ein gemischtes (also nicht nur gelehrtes, nicht nur männliches) Lesepublikum.

Aus kulturhistorischer Perspektive lassen sich mit der Aufbruchstimmung des neuen Jahrhunderts markante Ausdifferenzierungen von Unterhaltungskultur in Verbindung bringen. Denn um 1800 zeichnet sich europaweit die Transformation von Unterhaltung als einer ambitionierten literarischen Konversation hin zur Formenvielfalt verschiedener kultureller Praktiken ab, für die nun ausgreifende Bedürfnisse der Mode, des Luxus und der freien Geselligkeit als Koordinaten dienen. In diesen Transformationsprozessen nehmen die neuen belletristischen Zeitschriften, wie bereits erwähnt, eine führende Stellung ein; indem sie ein integratives Angebot auf der Grundlage eines Konzeptes freier Geselligkeit formulieren, werden sie zu Medien und zu Akteuren von Unterhaltungen der eleganten Welt.⁴⁷

46 Siehe dazu auch meine Ausführungen in Ananieva/Haaser: Elegante Unterhaltung.

47 Kritische Zeitgenossen haben die Ambivalenz einer solchen „Eleganz für alle“ früh verspürt; so hat Jean Paul in satirischer Absicht die gesellschaftliche Situation um 1800 bildstark mit dem Quecksilber in Verbindung gebracht. Der mediengewandte Schriftsteller taufte damit das beginnende Jahrhundert als „quecksilbernes Zeitalter“ und attestierte somit der „großen Welt“ seiner Zeitgenossen Eigenschaften dieses Übergangsmetalls/ chemischen Elements wie Glanz ohne Licht, drückende Leichtigkeit, Kälte ohne Festigkeit sowie eine erstaunliche Formbeweglichkeit: „Herr, sind denn die Großen nicht eben das einzige echte Quecksilber der Geisterwelt? – Die erste Ähnlichkeit damit bleibt stets ihre Verschiebbarkeit – ihr Rinnen – Rollen – Durchseigern – Einsickern – Verdammt! die rechten Gleichheiten dringen nach und sind nicht zu zählen. Wie besagtes Quecksilber so kalt und doch nicht zu festem stoischem Eis zu bringen – glänzend ohne Licht – weiß ohne Reinheit – in leichter Kugelform und doch schwer drückend – rein und

Eine weitere Zäsur lässt sich in der dritten Dekade des 19. Jahrhunderts ausmachen. In diesem Zeitraum wird unter dem Bewegungsimperativ einer neuen Publizistik die Ästhetisierung des ‚ganzen Lebens‘ vehement gefordert und erprobt. Politisch motivierte Elegants dieser Zeit verwerfen Muster friedlicher eleganter Geselligkeit, deklarieren diese als überkommen und formulieren neue Elitenmodelle nationaler Provenienz. In diesen Zeiten des Aufkommens der Schnellpresse und der Verbreitung des Vereinswesens wird der Diskurs der Eleganz von einer Spannung zwischen nationalen Distinktionsabsichten und internationaler bzw. kosmopolitischen Dimension des Phänomens geprägt.

In den 1860er Jahren, die eine weitere Zäsur bilden, lässt sich eine Radikalisierung dieser Opposition beobachten, die auf der nationalen Ebene durch die Aushandlungen zwischen den „alten“ und „neuen“ Eliten verschärft wird. Die Evidenz von innerer und äußerer Eleganz fungiert dabei als eine exklusive Eigenschaft einer herausragenden Person; eine elegante Erscheinung signalisiert die Zugehörigkeit zu auserwählten, engen Kreisen. Das Primat der Ästhetisierung des Lebens, das ursprünglich eine gemeinschaftsbildende Funktion übernommen hatte, bekommt starke Konkurrenz im Bereich der Kunsttheorie. Der Ästhetizismus propagiert ein neues Schönheitsideal und definiert neue Grenzen zwischen Alltag und Kunst. Die ästhetische und soziale Exklusion zeichnet sich als beherrschende Tendenz ab.

Mit der umfassenden Durchsetzung der Massenkultur, u.a. durch die Einführung der Rotationsmaschinen für den Illustrationsdruck befördert, und mit der Verdichtung der europäischen Kommunikationsräume dank der Eisenbahn- und Straßennetze deutet sich um 1880 eine letzte Schwelle an, die man für die Dauer des langen 19. Jahrhunderts festmachen kann. Dies erweist sich als eine neue Herausforderungen an die Konsolidierungsstrategien der Eliten und verlangt nach neuen Distinktionsmerkmalen. Denn die Inszenierungswerte der Eleganz finden ihr Fortleben in der Aufmerksamkeit für äußere Erscheinung und in der Bedeutung der Oberfläche im Rahmen der Massengesellschaften. In der Auseinandersetzung mit den sozialen, ästhetischen und medialen Phänomenen des späten 19. Jahrhunderts nimmt das Konzept der Eleganz zunehmend Züge einer konservativen Moderne an.

Blickt man auf die skizzierten Zäsuren und Tendenzen einer Kulturpoetik der Eleganz, so wird es augenfällig, dass es sich um ein transnationales Phänomen handelt, das seine Gestalt und seine soziokulturelle Wirksamkeit im Zeitalter der Nationenbildung gewinnt. Sowohl die „Rede“ von der Eleganz als auch das Handeln der „eleganten Welt“ und ihrer herausragenden Akteure waren daher gewollt oder ungewollt im Spannungsfeld zwischen nationalen kosmopolitischen Diskursen angesiedelt.⁴⁸ Zugleich

zugleich zu ätzendem Gift sublimiert – zusammenfließend, ohne den geringsten Zusammenhang – recht zu Folien und Spiegeln unterzulegen – sich mit nichts so eng verquickend als mit edlen Metallen – und noch, aus wahrer Wahl-Anziehung, etwan mit Quecksilber selber – Männer, die sich mit ihnen befassen, sehr zum Ausspucken reizend – – Herr, das wollt’ ich die große Welt nennen, deren goldnes Alter immer das quecksilberne ist. Aber auf solchen glatten, blanken Weltkugelchen siedle sich nur niemand an!“ Jean Paul: Flegeljahre. (EA Tübingen 1804/05, 4 Bde). In: Ders.: Sämtliche Werke in zehn Bänden. Hg. v. Norbert Miller unter Mitwirkung von Wilhelm Schmidt-Biggemann. 1. Abt. Bd. 2. Darmstadt: WBG, 1959, S. 567-1087. Hier S. 720f.

48 Siehe zu kosmopolitischen Modellen der europäischen Aufklärung Enlightenment Cosmopolitanism. Hg. v. David Adams/Galin Tichanov. Leeds: Legenda, 2011. – Zu Kosmopolitismus im Zusammenhang mit dem Konsum: Daniel L. Purdy: *The Tyranny of Elegance. Consumer Cosmopolitanism in the Era of Goethe*. Baltimore: John Hopkins University Press, 1998; Hazel H. Hahn: *Scenes of Parisian Modernity: Culture and Consumption in the Nineteenth Century*. New York: Palgrave Macmillan, 2009; Paul Keen: *Literature, Commerce, and the Spectacle of Modernity, 1750–1800*. Cambridge: Cambridge University Press, 2012. – Zum Phänomen des „Dandy“ Stanton: *The Aristocrat as Art*; Ian Kelly: *Beau Brummell: The Ultimate Dandy*. London: Hodder & Stoughton, 2005; Ol’ga Vaïnshsteĭn: *Dendi. Moda, literatura, stil’ zhizni*. Moskau: NLO,

erfahren die zerstreuten Öffentlichkeiten Europas bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – nicht zuletzt durch die sich rapide entwickelnden Informationsflüsse – die wirksamen Impulse, die es erlaubten, die europäische Welt als einen gemeinsamen Kommunikationsraum zu begreifen.⁴⁹ Diese Sichtweise konnte gleichzeitig zu den unterschiedlichen Anstrengungen zur Begründung und Verankerung nationaler Entwürfe entstehen. Jenseits des Machtpolitischen sorgten die auf Transnationalität ausgerichteten Mediennetzwerke für eine Wahrnehmung und Einübung von sozialen und kulturellen Praktiken, die das Signum des Modernen trugen und sich nicht an nationalen Grenzen stießen.

2006; Fernand Hörner: *Die Behauptung des Dandys: eine Archäologie*. Bielefeld: transcript, 2008; Melanie Grundmann: *Dandiana: der Dandy im Bild englischer, französischer und amerikanischer Journalisten des 19. Jahrhunderts*. Münster: Monsenstein und Vannerdat OHG, 2009; *Der Dandy: ein kulturhistorisches Phänomen im 19. und 20. Jahrhundert*. Hg. v. Julius H. Schoeps/Anna-Dorothea Ludewig/Joachim H. Knoll. Berlin: de Gruyter, 2013; Anne Kristin Tietenberg: *Der Dandy als Grenzgänger der Moderne: Selbststilisierungen in Literatur und Popkultur*. Berlin: LIT, 2013.

49 Siehe dazu die Beiträge von Olivia Spiridon, Hedvig Újvári, Susanne Marten-Finnis und Tina Theobald in diesem Band.

ZUR TOPOGRAFIE URBANER GESELLIGKEIT

BADEORTE, SALONS, ZEITSCHRIFTEN

Astrid Köhler

Halten wir uns an die in der Geschichtsschreibung gängigen Epochencharakteristiken, so folgt dem Zeitalter der europäischen Aufklärung im 18. Jahrhundert das der anbrechenden Moderne im 19. Eine Vielfalt kultureller Institutionen und Praktiken, die im Zuge der Aufklärung wenn nicht erfunden, so deutlich entwickelt wurden, übten am Übergang zur Moderne einen prägenden Einfluss auf ihre Gesellschaften aus und hatten einen bedeutenden Anteil am Modernisierungsprozess. Dazu gehörten Zeitschriften ebenso wie Salons und Kurbäder. Im Folgenden soll gezeigt werden, wie diese drei Institutionen – unter dem gemeinsamen Dach der Geselligkeit – vergleichbare Strukturen und Verkehrsformen entwickelten, vergleichbare Positionen in der Gesellschaft einnahmen und in ihrem Wirken vernetzt waren. Zusammen bildeten sie eine Topografie urbaner Geselligkeit, wie sie für die europäische bürgerliche Kultur im 19. Jahrhundert typisch war.

1.

Der angehende hannoversche Beamte Johann Christian Kestner, heute vor allem als Vorbild für Lottes Albert aus dem *Werther* bekannt, begab sich im Juli 1765 zusammen mit seiner Mutter zu einem Kur-aufenthalt nach Rehburg, der ihn von einer chronischen Ohrenentzündung heilen sollte. Folgt man dem Kurtagebuch, das er für seine Schwestern führte, kümmerte ihn die ihm zugedachte Therapie jedoch wenig. Weit intensiver beschäftigte er sich mit dem, was er im Verlaufe seines Aufenthalts „die wahre Brunnenfreiheit“ nennen sollte und womit er die spezifische soziale Durchmischung am Badeort und die damit einhergehenden gesellschaftlichen Umgangsformen zu fassen versuchte: „Wir sind nun mit allen Anwesenden bekannt, als wenn man sich seit langer Zeit gesehen. Wir gingen bunt durcheinander, Schlechte und Vornehme. Ich ging bald mit dem einen oder der einen, bald mit andern.“¹ Und etwas später: „Es geht hiermit ebenso als mit einem Gemälde oder einem Gedicht, wo sich nicht jeder Zug anatomisieren läßt. Die Ungezwungenheit, das Mannigfaltige, das Lebhaftige ist die Seele davon.“² Auffällig ist die utopische Aufladung der Schilderungen vom Rehburger BADELEBEN: Die Trennung der Stände scheint glücklich aufgehoben oder zumindest für den Zeit-Raum im Bad außer Kraft gesetzt worden zu sein; festgeschriebene Regeln scheinen „Ungezwungenheit“ und „Lebhaftigkeit“, sprich, sozialer Flexibilität gewichen zu sein. Tatsächlich werden Kurbäder im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zu Zentren dessen, was Christin Roßdeutscher eine „im Freien gelebte Geselligkeitskultur“³ nennt. Somit spielen sie eine entscheidende Rolle bei der Entwicklung eines bürgerlichen Selbstbewusstseins. Zur sozialen Vielfalt kommt die der Herkunftsorte der Badegäste. So heißt es im Pyrmonter Brunnenarchiv von 1782:

Man denke sich eine gemischte Gesellschaft von Leuten aus entfernten Provinzen, oft selbst aus mehreren Nationen; unter diesen manche von gutem Kopf, gründlicher Kenntnis und

1 Das Kurtagebuch des Johann Christian Kestner vom 9. bis 30. Juli 1765 in Bad Rehburg. Hg. u. Komm. v. Alfred Schröcker. Hannover-Laatzten: Wehrhahn, 2009, S. 15.

2 Ebd., S. 36.

3 Christin Roßdeutscher: „Eine ganz andere Existenz“ – Bäderreisen im 18. Jahrhundert. In: Reisen in Parks und Gärten. Umriss einer Rezeptions- und Imaginationsgeschichte. Hg. v. Hubertus Fischer/Sigrid Thielking/Joachim Wolschke-Bulmahn. München: Lang, 2012, S. 309-329. Hier S. 313.

vieler Erfahrung, von denen jeder, vermöge der hergebrachten Brunnen-Freyheit, sich ohne Zurückhaltung mittheilt. [...] Das unaufhörliche Auf- und Niedergehen der Fremden aus allen Nationen und Ständen, giebt dem Auge das reizendste Schauspiel, und verschafft im Nothfall Materie zu angenehmer Unterhaltung.⁴

2.

Im März 1807, etwa ein halbes Jahr nachdem Johanna Schopenhauer ihre geselligen „Theeabende“ in Weimar begründet hatte, wurden sie im *Journal des Luxus und der Moden* wie folgt gepriesen:

Die Thee=Maschine ist der wahre Altar der Geselligkeit, und der Thee wirkt wie ein Talisman, die Menschen einander näher zu bringen, und die Gesellschaft zu vereinigen. Er kürzt die faden Kratzfüße und Complimente bei der ersten Vorstellung ab, und knüpft den Faden der Unterhaltung.⁵

Als kunstsinnige Witwe eines Danziger Kaufmanns hatte die Schopenhauer sich die kleine Residenzstadt als Sitz für ihre geselligen Pläne ausgesucht und den ersten nicht-höfischen Salon eröffnet. Nicht von ungefähr war ihr Haus der einzige Ort in der Weimarer Gesellschaft, in den Goethe seine un-standesgemäße Gattin Christiane mitbrachte:

Ich empfang sie als ob ich nicht wüßte wer sie vorher gewesen wäre, ich dencke wenn Göthe ihr seinen Namen giebt können wir ihr wohl eine Tasse Thee geben, ich sah deutlich wie sehr mein Benehmen ihn freute. Es waren noch einige Damen bey mir, die erst formell u steif waren und hernach meinem Beyspiel folgten, Göthe blieb fast 2 Stunden u war so gesprächig und freundlich wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hat. [...] als Fremde u als Großstädterin traut er mir zu daß ich die Frau so nehmen werde als sie genommen werden muß“.⁶

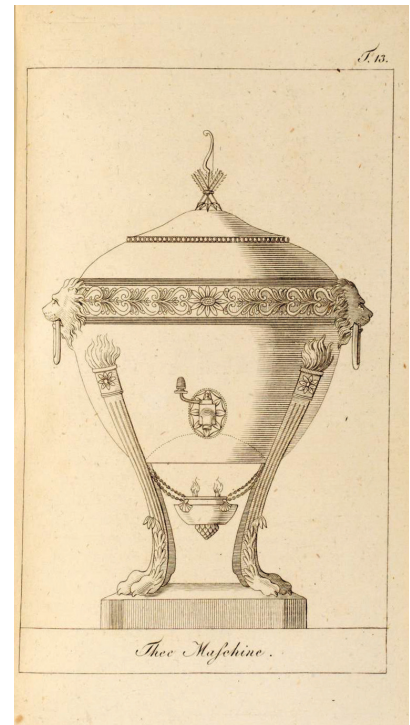


Abb. 1: Geschmackvolle Theemaschine [die der Hofkupferschmied C. G. Pflug für die Erbprinzessin von Sachsen-Weimar-Eisenach, Maria Pawlowna anfertigte]. Kupferstich als Beilage zu *Journal des Luxus und der Moden* 23 (1808), Kupfertafel 13. Digitalisat: http://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/viewer/jportal_derivate_00121479/JLM_1808_H004_0040.tif

Ganz ähnlich wie das Kurbad vereinigte ihr Salon ein sozial heterogenes, aus Adel und Bürgerlichen bestehendes Publikum, in dem soziale Hierarchie zwar nicht aufgehoben, aber deutlich in Fluss gebracht

4 Das Pyrmonter Brunnenarchiv von 1782. Zum Jubiläum der Stadtrechte Pyrmont 1720-1995. Hg. v. Sigrid Düll. Sankt Augustin: Academia, 1995, S. 42f.

5 Apologie des Thee's. Von einem französischen Thee-Trinker. In: *Journal des Luxus und der Moden* (März 1807), S. 203.

6 Die Schopenhauers. Der Familienbriefwechsel von Adele, Arthur, Heinrich Floris und Johanna Schopenhauer. Hg. v. Ludger Lütkehaus. Zürich: Haffmans, 1991, S. 107f.

war.⁷ Auch hier sollten die großstädtische Herkunft und die Weltkenntnis der Wirtin und einiger ihrer Gäste die Atmosphäre prägen. (Abb. 1)

3.

Als die mittlerweile nicht nur als Salondame, sondern auch als Schriftstellerin bekannte Johanna Schopenhauer 1821 eingeladen wurde, als Herausgeberin einer Zeitschrift zu fungieren, nahm sie gerne an und begann Pläne zu schmieden. Die Beiträge verschiedener Genres sollten sich auf das In- und Ausland beziehen und von einer Gruppe von Intellektuellen und Künstlern kommen, die sie aus ihrem Salon kannte: „Ich denke mir das Ganze wie einen geistreichen Zirkel, in welchem jeder zur Unterhaltung das Seine beiträgt und bei dem ich die Wirtin mache und dafür Sorge, daß jedes zufrieden sei.“⁸

Wenn man sich Zeitschriften des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts ansieht, fällt tatsächlich auf, wie häufig sie sowohl in ihren eigenen Beiträgen als auch in ihrer Gesamtstruktur gesellige Situationen und Gesprächsformen simulieren, wie sie auch in den beiden anderen Räumen vorkommen: Das *Journal von Tiefurt* etwa hat man sich als nichts anderes als Verlängerung bzw. Verschriftlichung der Geselligkeit um Anna Amalia und Louise von Göchhausen in Tiefurt vorzustellen.⁹ Aber auch die auf weitere Verbreitung und kommerziellen Erfolg ausgerichteten Zeitschriften funktionierten letztlich nicht anders. So lauten die ersten Worte des ersten Beitrags im ersten Heft von *London und Paris* (1798): „Ich bin immer noch hier, lieber Freund“¹⁰ – und leiten einen als Brief angelegten Text des Londoner Korrespondenten an den Weimarer Redakteur ein. Im Brief als fortgesetztes Gespräch („ich bin *immer noch* hier“) wird eine dialogische Anlage etabliert, die fortan die Zeitschrift bestimmt.¹¹ (Abb. 2) Auch Sophie von LaRoches *Pomona* ist in Dialogform angelegt, und zwar wiederum als ins Schriftliche erweitertes Gespräch zwischen der Herausgeberin und einer fiktiven jungen Frau namens Lina.¹² Auch die dezidierte Publikumseinbindung über Leserbriefe und die



Abb. 2: *London und Paris* 1 (1798), Titelblatt. Digitalisat: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/londonparis/londonparis.htm>

7 Ein heterogenes, in sozialer und geschlechtlicher Hinsicht gemischtes Publikum versammelten auch Kaffeehäuser, die auch als beliebte Orte der Zeitunglektüre dienten. Siehe dazu den Beitrag von Vanessa Nachtigall im Katalogteil dieses Bandes.

8 Johanna Schopenhauer an Geheimrat ... in Leipzig. In: Dies.: Ihr glücklichen Augen. Jugenderinnerungen, Tagebücher, Briefe. Hg. v. Rolf Weber. Berlin: Verlag der Nation, 1978, S. 417.

9 Vgl. dazu „Es ward als ein Wochenblatt zum Scherze angefangen“: das *Journal von Tiefurt*. Hg. v. Jutta Heinz. Göttingen: Wallstein, 2011.

10 Reise nach London von Yarmouth. [...] Theuerung in den Gasthöfen. In: *London und Paris* 1 (1798), S. 12-17, hier S. 12. Digitalisat: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/aufkl/londonparis/londonparis.htm>, eingesehen am 20.9.2015.

11 Siehe dazu u.a. Astrid Ackermann: *Paris, London und die europäische Provinz: die frühen Modejournale 1770-1830*. Frankfurt am Main: Lang, 2005.

12 Sophie von LaRoche: *Pomona für Teutschlands Töchter*. Hg. v. Jürgen Vordestemann. München: Saur, 1987.

Möglichkeit, unaufgefordert Beiträge einzusenden, ist Teil dieser dialogischen Anlage. So heißt es in der Ankündigung zur *Zeitung für die elegante Welt*: „Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten-stehenden Adresse oder mit der Ueberschrift: An die Redaktion der Zeitung für die elegante Welt in Leipzig einzusenden.“¹³ (Abb. 3)

Zur Dialogizität kommt die innere Heterogenität. Die Zeitschriften bis weit ins 19. Jahrhundert hinein decken bekanntlich eine erstaunliche Bandbreite an Themen ab und sind weit weniger spezialisiert als dann im 20. Jahrhundert. Aber auch dies ist ein Merkmal, das alle drei hier verhandelten Institutionen verbindet. Ich stelle hier zur raschen Illustration erneut drei Beispiele gegeneinander: Im Inhaltsverzeichnis des ersten Jahrgangs der bereits erwähnten *Zeitung für die elegante Welt* finden sich u.a. folgende Rubriken:

Charakteristiken von Städten und Ländern / Allgemeine Aufsätze (v.a. Geschichte und Naturwissenschaft) / Malerei und Zeichenkunst / Architektur / Bildhauerei / Schöne Gartenkunst / Theater / Musik / Luxus / Mode / Hofsachen / Nachrichten von Bädern / Biographische Skizzen von merkwürdigen Personen / Schöne Literatur / Vermischte Literatur.¹⁴

Johanna Schopenhauer berichtete von einem ihrer Salonabende:

Ich fabricierte den Abend noch mit Meyern einen transparenten Mondschein [...] die übrigen standen umher und conversierten im zweiten Zimmer, Conta und die Bardua sangen [...], und Göthe ging ab und zu bald an meinen Tisch [...] bald nahm er theil an jenem Gespräch.¹⁵

Henrich Matthias Marcard, seinerzeit ein bekannter Brunnenarzt im Bad von Pyrmont, beschrieb den üblichen Tagesablauf im Kurbad wie folgt:

Früh Morgens trinkt alles was Odem hat und ihn gern behalten möchte, [...]. Nichts kann erquickender und erfrischerender seyn, als das erste Glas Brunnen früh Morgens aus der Quelle nach einer warmen Nacht. [...] An dieser angenehmen Scene nimmt ein Jeder Theil, während er seynen Brunnen trinkt, auf welche Weise es ihm am besten gefällt; er spricht mit wem er will, und nicht länger als er Lust hat, er geht oder setzt sich auf die allenthalben im Überfluß befindlichen Bänke, in den Schatten, und verläßt auch zuweilen die bunte Menge in der gro-



Abb. 3: *Zeitung für die elegante Welt* 1 (1801), Titelblatt. Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek München, Signatur 4 Per. 25-1, Digitalisat: <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bsb:12-bsb10532397-4>

13 *Zeitung für die elegante Welt* 1 (1801), S. [2] (unpaginiert).

14 Ebd., Register.

15 Die Schopenhauers. Der Familienbriefwechsel, S. 135.

ßen Allee, um einen längern Spaziergang durch schöne Seitenanlagen zu machen und die Gegenstände abzuwechseln. [...] Um neun Uhr [...] Frühstück [in kleineren Runden und am langen Tisch in der Allee], nach dem Frühstück spaziert man wieder in der Allee oder in den Seitenanlagen, oder besucht die Boutiquen, oder reitet oder badet, oder spielt Karten oder thut sonst, wozu man Lust hat. [...]

Man isset um zwölf und spätestens um ein Uhr. Zwischen drei und vier fängt die Gesellschaft an, sich wieder in der Allee zu versammeln. [...]

Spazierengehn, Ausfahrten, Comödien, Concerte, Bälle, das Abendessen, die Lustbarkeiten der Allee, und die späten Promenaden des Abends [...]. Manchmal bleibt ein ziemlich großer Cirkel von Frauenzimmern und Herrn in der Allee oder in dem Ballhause, welches zu einer aufgeweckten Conversation Gelegenheit giebt.¹⁶

Der räumlichen und zweckgebundenen Ausdifferenzierung von Salon und Kurbad entspricht die thematische Ausdifferenzierung in den Rubriken der Zeitschriften, so dass wir es in allen drei Fällen mit einer Vielfalt von Aktions- und Gesprächsräumen zu tun haben.

Über diese strukturellen und funktionalen Parallelen hinaus gab es direkte Bezüge der drei Institutionen aufeinander, nämlich zum einen eine gewisse zeitliche Abstimmung und zum anderen eine Zirkulation von Nachrichten. So setzten etwa die Salons in Berlin, Weimar und anderswo ihre Treffen über die Sommermonate aus, da dies die Zeit der Badereisen war. Und wie wir wissen, hing die Wahl des Kurbads spätestens ab 1800 für viele Besucher weniger von ihren Gebrechen ab, als davon, wem sie wo zu begegnen wünschten. Insofern fungierten die Kurorte auch als Treffpunkte für Mitglieder verschiedener geselliger Kreise und dienten mithin zu deren zeitweiliger Vermischung. Die Zeitschriften wiederum kommentierten saisonbedingt sowohl das gesellige Treiben in den Salons (ein Beispiel hatten wir bereits im Lob der „Theemaschine“) als auch das Leben in den Kurbädern. Die *Nachrichten von Bädern* wurden schon als Rubrik der *Eleganten Zeitung* genannt, das *Journal des Luxus und der Moden* enthielt die Abteilung *Badechroniken* und *London und Paris* berichtete regelmäßig von englischen und französischen Badeorten. Kurbäder, Salons und Zeitschriften haben somit auf ganz ähnliche Weise als überregionale Begegnungszentren agiert, die sozial, religiös, kulturell und politisch tendenziell heterogene, wechselnde und temporäre Gruppen oder auch *Milieus* zusammenbrachten. Unter dem diskursiven Schirm der *Unterhaltung*

gaben sie jeweils eine gewisse Bandbreite an sozialen Regeln und Möglichkeiten vor, die von besagten Gruppen immer wieder neu ausgefüllt und verhandelt werden konnten. Somit fungierten alle drei auch als gesellschaftliche Projektionsräume, die einen ganz besonderen Anteil an den sozialen und kulturellen Ausdifferenzierungen im ‚langen‘ 19. Jahrhundert hatten. Es ist daher auch nicht übertrieben, sie als Katalysatoren des Modernisierungsprozesses zu bezeichnen.

Was sie verband, waren das Konzept der Geselligkeit – Geselligkeit mit Georg Simmel als Spielform von Gesellschaft¹⁷ – und ihr dezidiert urbaner Charakter – urban



Abb. 4 (Kat. III.4): Stadtansichten: Rheinpromenade in Köln. Albumblatt, 1870

16 Henrich Matthias Marcard: Beschreibung von Pymont. 2 Bde. Bd. 1. Leipzig: Weidmann und Reich, 1764, S. 56.

17 Vgl. Georg Simmel: Grundfragen der Soziologie (Individuum und Gesellschaft). Berlin/Leipzig: Göschen, 1917.

verstanden als gebildet, weltgewandt, heterogen, städtisch – nicht unbedingt großstädtisch. Vielmehr bietet es sich an, sie als Knotenpunkte in einem grenzüberschreitenden Netzwerk zu verstehen, das Metropolen, Städte und Provinzen verbindend überzog, und somit für die Zirkulation und Verbreitung von Nachrichten, Ansichten, Lebensformen (und indirekt natürlich auch Waren) sorgte. (Abb. 4) Mittels dieser Gemeinsamkeiten und Bezüge und über die Zirkulation von Nachrichten untereinander ermöglichen sie letztlich den Transfer moderner urbaner Lebensformen, wie wir ihn im europäischen Raum des 19. Jahrhunderts erleben.

DIE REISE DES GRAFEN VON H.

BEOBSACHTUNGEN UND FRAGEN ANGESICHTS EINER RANDFIGUR

Juliane Brandt

Die „elegante Welt“ wurde in der Einleitung zu diesem Band als ein sozialästhetisches Konzept sowie als Orientierungsmodell der Eliten im Zeitraum des langen 19. Jahrhunderts vorgestellt. Im Gesamtverlauf dieses Zeitraums bildet das Modell der „Eleganz“ eine Konkurrenz zu Vorstellungen wie „honnêteté“ und „taste“, es tritt neben sie und ersetzt sie schließlich, um in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend von neuen, anders strukturierten Gegenentwürfen („sozialen, ästhetischen und medialen Phänomenen“) herausgefordert zu werden. Doch werden „Muster friedlicher eleganter Geselligkeit“ bereits ab der dritten Dekade des 19. Jahrhunderts von Vertretern neuer politischer und national orientierter Denkansätze abgelehnt, als überkommen deklariert und mit „neuen Elitenmodelle[n] nationaler Provenienz“ konfrontiert.¹ Sozialhistorisch sind diese sozialästhetischen Beobachtungen anschlussfähig an das Konzept der „Neuständischen Gesellschaft“, das von Reinhard Blänkner als eine „eigenständige historische Figuration“ zur Diskussion gestellt wurde und darauf abzielt, die Transformationsprozesse zum Anbruch jenes langen 19. Jahrhunderts, die spezifischen Soziabilitätskonfigurationen zwischen „ständischer“ und „bürgerlicher“ Gesellschaft genauer zu fassen.² Die neuständische Gesellschaft wird dabei als Resultat gesamt- wie außereuropäischer Verflechtungszusammenhänge im Zuge frühneuzeitlicher kommerzieller Globalisierung betrachtet, womit auch die Anwendung dieses Konzepts auf Transformationen und Aushandlungsprozesse zwischen den neuen und alten Eliten in Ostmitteleuropa bzw. Osteuropa überhaupt naheliegend ist. Besondere Aufmerksamkeit verdienen dabei die Situationen ständeübergreifender Kontakte, die nicht schlicht ökonomisch und staatlich erzwungenen, sondern bewusst gesuchten und eingegangenen, intendierten neuen Begegnungen, die ihnen zugehörigen neuen Umgangsformen sowie die Akteure jener Soziabilität und der Realisierung von geselligen Praktiken und gesellschaftlichen Modellen.³

1 Siehe dazu ausführlicher den Aufsatz von Anna Ananieva in diesem Band.

2 Vgl. Reinhard Blänkner: Salons und Musenhöfe. Neuständische Geselligkeit in Berlin und in der Mark Brandenburg um 1800. Ein Forschungsumriss. In: Salons und Musenhöfe – Neuständische Geselligkeit in Berlin und in der Mark Brandenburg um 1800. Hg. v. Reinhard Blänkner/Wolfgang de Bruyn. Hannover: Wehrhahn, 2009, S. 11-34; dies./Ina Ulrike Paul: „Neuständische Gesellschaft“ – Europäische Gesellschaft im globalen Kontext (1750-1830/40). In: Ungleichheiten. 47. Deutscher Historikertag in Dresden 2008. Berichtsband. Hg. i.A. des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands v. Martin Jehne u.a. Göttingen: V & R, 2009, S. 218-222.

3 Neben Denkansätzen eines Kulturtransfers als Rezeption von Anderem als passend Erscheinendem und passend zu Machendem, von anschließenden Implementationsprozessen in neuen Bedingungsfeldern mit neuen und unerwarteten Ergebnissen kann es das Potential haben, die Umformungsprozesse der Gesellschaft unterhalb der „ständischen Trennlinie“ neu in den Blick zu nehmen, um nicht nur Denkbewegungen und kulturelle Praktiken der Eliten bzw. die kulturellen Praktiken von Textnutzung (Zeitungen, Kataloge, Lesezirkel usw.) und ihre gegenständliche Spuren von Wechselwirkungen und Verflechtungen zu rekonstruieren. Vgl. Vorbild Europa und die Modernisierung in Mittel- und Südosteuropa. Hg. v. Juliane Brandt/Flavius Solomon/Krista Zach. Berlin: Lit, 2009 (darin insbesondere Einleitung, S. 7-22 und Árpád Tóth: Pester Vereine des Vormärz und ihr Verhältnis zu westlichen Vorbildern, S. 49-70). Zur ständischen Trennlinie siehe Zoltán Tóth: A rendi norma és a „keresztyén polgárisodás“. Társadalomtörténeti esszé [Die ständische Norm und die „christliche Verbürgerlichung“]. In: Századvég 2-3 (1991), S. 75-130. – Das Intentionelle und Absichtliche wie auch das erst in medial vollzogenen Prozessen Entstehende, von den

Im Kontext der Erkundung von Erscheinungsformen der neuständischen Gesellschaft um 1800 wendet sich dieser Beitrag einer Gestalt zu, die, aus einer Konfiguration der eleganten Welt und dem Ausstrahlungsbereich eines westlichen Sub-Zentrums kommend⁴, in den Süden und Osten Ungarns und zur Grenze des osmanischen Reichs hin aufbricht und von dort aus berichtet. Der Reisebericht präsentiert somit den Blick eines Außenstehenden auf jene zu erkundenden Kontexte einer eleganten Welt am Rande der gewöhnlich untersuchten Räume zwischen den zeitgenössischen Metropolen am Anbruch des langen 19. Jahrhunderts. Der Reisende ist ein adliger Dilettant, der am Beginn einer naturwissenschaftlichen Karriere steht, als er nach Ungarn aufbricht. Als Angehöriger des Hochadels und Mitglied europaweiter verwandtschaftlicher Netzwerke wie auch Erfahrungsbereiche (Hof, Militär) genoss er während seiner Reise Zutritt zu geselligen Vergnügungen der Metropolen (Wien, Ofen und Pest) sowie zu den Kreisen der politischen Elite (Komitatsadel) in den vom ihm bereisten Regionen. Er fand wenn nötig das Gehör der Führungskräfte der habsburgischen Verwaltung in den militärischen Sonderzonen (Festungskommandanten, Generäle in Bezirken der Militärgrenze). Einige Forderungen dieser Verwaltung und möglicherweise auch Intrigen hielten ihn dennoch während der Reise mehrfach fest und zwangen zu Änderungen seiner Route. Diese äußeren Zwänge erweiterten jedoch seinen Erlebnisbereich und formten den Charakter des Textes zunehmend von einer Naturbeobachtung zu einer vielseitigen Reise- und Expeditionsbeschreibung um. So berichtete er von Salons und Tanzvergnügungen in Pest, von geselligen Zirkeln in Provinzstädten, von noch nicht zu Kurbädern gewordenen Badeorten im Südosten Ungarns, und erwies sich als aufmerksamer Beobachter dortiger Akteure und Praktiken.⁵ Im Folgenden werden der Reisende und sein Bericht näher vorgestellt (1), sein erster engerer Kontakt mit einer lokalen Gesellschaft geschildert (2) und die Ausführungen des reisenden Adligen zu den Begegnungsorten und Geselligkeitsformen untersucht (3-5), um abschließend den Standort des Berichterstatters und seiner Kontaktpersonen in dem Projekt der „eleganten Gesellschaft“ zu reflektieren (6).

1.

Der Reisende war Johann Centurius Graf von Hoffmannsegg (1766–1849), Botaniker, Entomologe und Ornithologe, damals mit Sitz in Rammenau in der zu Sachsen gehörigen Oberlausitz.⁶ Hoffmannsegg brach 1793 zu naturkundlichen Studien nach Ungarn auf, von wo er 1794 zurückkehrte. Sein Reisebe-

Akteuren nicht mehr zu Kontrollierende der Entwicklung, der Eintritt neuer „Mitspieler“ in den Prozess von Austausch, Neufindung und Integration in die eigene Lebenspraxis als in die von anders strukturierten und kontextualisierten lokalen Settings (oder Gemeinschaften als geselliger Phänomene) kann damit gut angegangen werden. Vgl. auch die jüngeren Überlegungen Blänkners zu randständigeren Phänomenen neuständischer Formationen in Salons und Musenhöfe. Hg. Blänkner.

4 Wir greifen hier die in der ungarischen Geschichtsschreibung für die Rekonstruktion des Städtetzes vom 15. bis zum 20. Jahrhundert entwickelte, an Cristallers System der zentralen Orte angelehnte Terminologie (insbes. Vera Bácskai) auf.

5 Zur Definition siehe ausführlicher die Beiträge von Anna Ananieva und Astrid Köhler in diesem Band.

6 Pierer's Universal-Lexikon. Bd. 8. Altenburg 1859, S. 445; Herders Conversations-Lexikon. Bd. 3. Freiburg i.Br. 1855, S. 327-328; Anita Hermannstädter: Brasilien – Land der Zukunft. In: Deutsche am Amazonas – Forscher oder Abenteurer? Expeditionen in Brasilien 1800 bis 1914. Begleitbuch zur Ausstellung im Ethnologischen Museum, Berlin-Dahlem in Zus.arb. mit dem Brasilianischen Kulturinstitut in Deutschland (ICBRA). Berlin: LIT, 2002, S. 26-43, bes. S. 26-29. Neuerdings auch Matthias Kade: Hoffmannsegg (Hofmannsegg), Johann Centurius Graf von. In: Sächsische Biografie. Hg. v. Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. Online-Ausgabe: <http://www.isgv.de/saebi> (letzter Zugriff am 15.01.2015).

richt erschien in Buchform 1800 in einem Görlitzer Verlag und wurde dem Lesepublikum als eine Auswahl aus den an die Schwester des Verfassers gerichteten Briefen präsentiert.⁷

Anders als viele andere reiste Hoffmannsegg nicht auf den üblichen Routen, die entweder der Donau folgten oder auf die wirtschaftlich gut entwickelten Gebiete Oberungarns und Siebenbürgens zu verliefen – wie dies z.B. Johann Georg Keyßlers Reiseanleitung oder die Berichte von Geologen und Naturkundlern wie Ignaz von Born oder Jens Esmark dokumentieren.⁸ Hoffmannsegg interessierten demgegenüber gerade die ländlichen Gebiete, die weiten Moräste der noch unregulierten Flüsse, die durch ihre Pflanzen- und Vogelwelt für ihn erkundenswerten Landschaften. So kam er u.a. auch nach Fünfkirchen/Pécs und ins Banat. Zum anderen, so die Einschätzung von János Poór, blickte er weit weniger als andere reisende Zeitgenossen ‚von oben herab‘ auf das Land und seine Einwohner.⁹ Dadurch ist der Bericht u.a. auch eine ergiebige Quelle für die Ethnologie geworden.¹⁰

Die eingeführte Schreibung des Namens ist „Hoffmannsegg“, im Titel des hier vorgestellten Buches über die Reise nach Ungarn erscheint er jedoch als Graf von „Hofmannsegg“.

7 Reise des Grafen von Hofmannsegg in einige Gegenden von Ungarn bis an die türkische Gränze. Ein Auszug aus einer Sammlung von Original-Briefen. Görlitz: C.G. Anton, 1800. (Herausgeber war Christoph Gottlob Jähne [1764–1818], ein Mitglied der Oberlausitzschen Gesellschaft der Wissenschaften.) Zu dieser Reise und seinem Reisebuch auch Juliane Brandt: Fünfkirchen mit den Augen des reisenden Naturforschers. In: Eine Reise in das alte Fünfkirchen. Die europäische Kulturhauptstadt Pécs in deutschen Quellen. Hg. v. ders./Johann Habel. München: IKGS, 2010, S. 13-19.

8 Johann George Keyßlers, Mitglied der Königl. Großbritt. Societät, Fortsetzung Neuester Reisen, durch Teutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen, worinn der Zustand und das merkwürdigste dieser Länder beschrieben wird. Mit Kupfern. Hannover: Förster, 1741; Ignaz von Born: Briefe über mineralogische Gegenstände, auf seiner Reise durch das Temeswarer Bannat, Siebenbürgen, Ober- und Nieder-Hungarn, an den Herausgeber derselben. Frankfurt/Leipzig: J.J. Ferber, 1774; Jens Esmark: Kurze Beschreibung einer mineralogischen Reise durch Ungarn, Siebenbürgen und das Bannat. Freyberg: Craz, 1798. Als Beispiel für die ältere Reiseliteratur: Sigmund von Birken: Der Donau-Strand / mit / Allen seinen Ein- und Zuflüssen / angelegenen Königreichen / Provinzen / Herrschaften und Städten [...] Hervorgegeben von Jacob Sandrart / Kupferstecher und Kunsthändler in Nürnberg. Nürnberg: J. Sandrart, 1664. – Zu ausländischen Reisenden in Ungarn im 18. Jahrhundert vgl. Katalin G. Györffy: Kultúra és életforma a XVIII. századi Magyarországon. (Idegen utazók megfigyelései). Budapest: Akadémiai Kiadó, 1991. – Zu Reisen auf der Donau und in Siebenbürgen siehe die Essaybeiträge von Lisa Fleischer (Abteilung „Glück und Unglück“) und Svenja Heißner (Abteilung „Nähe und Ferne“) in diesem Band.

9 „Die Reisebeschreibung des [...] sächsischen Naturforschers C. Hoffmannsegg ragt auch unter ihnen heraus. Zum einen wegen seines freundlichen Tons: Der Graf, der 1774–94 hier unterwegs war, bereiste das Land nicht nur, sondern gewann es auch lieb, ja er lernte sogar Ungarisch. Zum anderen und vor allem, weil Hofmannsegg in die engste Beziehung zu Ungarn trat. Zwar liefert er nicht so viele Informationen über das Land wie Townson, die gibt er den besten Einblick in das gesellige Leben, und in die Mentalität seiner Gastgeber, vor allem der oberen und der Mittelklasse.“ János Poór: Gróf Hofmannsegg utazása a XVIII. század végi Magyarországon. In: Budapesti Negyed 4 (1994), zit. nach: http://bfl.archivportal.hu/id-77-poor_janos_grof_hofmannsegg_utazasa.html (letzter Zugriff 23.11.2015; Übers. aus dem Ung. v. J.B.). Poór führt insbesondere William Hunters, Robert Townsons und E.M. Arndts Reisebericht als Belege für seine Beobachtung an. Vgl. William Hunter: Travels through France, Turkey, and Hungary to Vienna in 1792. London 1798; Robert Townson: Travels in Hungary. London: T. Bensley for J. White, 1797; Ernst Moritz Arndt: Reisen durch einen Theil Teutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799. 4 Bde. Leipzig: Gräff, 1804.

10 Vgl. Magyar Néprajz. Anyagi kultúra 3. Életmód. Hg. v. Iván Balassa. Budapest: 1997; Gyula Ortutay (Hg.):

Der in Dresden geborene, einer sächsischen Adelsfamilie entstammende Johann Centurius Hoffmannsegg erhielt eine Ausbildung als Offizier bei der sächsischen Garde und studierte dann in Leipzig und Göttingen Naturkunde und Geschichte. Seine Exkursion nach Ungarn, Österreich und Italien 1793–1794 war die erste seiner längeren Studienreisen. Er begann seine Reise am 7. Juni 1783 in Radmeritz in der Lausitz als erster Station und fuhr über Schlesien, Böhmen und Mähren nach Wien. Stationen seiner Reise



Abb. 1: Ansicht von Ofen/Buda nach einem Kupferstich aus dem 19. Jhd. Postkarte, 20. Jhd., Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen

hinter Wien waren Raab/Győr und Ofen/Buda (25. Juni), wo er einige Zeit verweilte und auch Pest besichtigte. (Abb. 1) Am 5. Juli machte er sich auf die Weiterreise und begann nun auch, einheimische Vögel und Insekten zu sammeln. Auf dem Weg nach Temeswar¹¹ im Banat wurde er jedoch mangels eines von der Wiener Hofkanzlei ausgestellten Passes in Fünfkirchen¹² festgesetzt (21. Juli). Am 6. September 1793 trafen dann seine Legitimation und sein neuer Pass aus Wien ein, und nach der Genesung eines erkrankten Bediensteten kehrte er nach der Weinlese Anfang November 1793 für den Winter zunächst nach Ofen zurück. Im Februar 1794 brach er erneut nach Fünfkirchen auf. Von hier aus begab er sich nach Szegedin/Szeged, erkundete die Sümpfe

der Umgebung und fuhr weiter in Richtung Peterwardein. Bei Temerin¹³ betrat er die Militärgrenze¹⁴, den „Grenz-Kanton“, den er als eine ganz „neue Welt“ beschrieb. Über Titel reiste er schließlich nach Esseg¹⁵, wo er die zweite Junihälfte verbrachte. Danach machte er wieder Station in Fünfkirchen und reiste über Vukovar, Peterwardein und Neusatz, Semlin und Panzowa nach den Bädern von nach Mehadia.¹⁶ Von dort aus ging es am 7. August 1794 weiter nach Hatzfeld¹⁷ und anschließend nach Temeswar. Nach einem kurzen Abstecher nach Siebenbürgen musste er nach Temeswar und schnell auch nach Wien zurückkehren, weil erneut – in dem Bericht nur angedeutete – Vorwürfe gegen ihn aufgetaucht waren. Daher blieb er von Michaelis 1794 bis zum 12. November in der Kaiserstadt, um seine Angelegenhei-

Magyar Néprajzi Lexikon. 1.-5. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1977-1982, Stichwortartikel „gulyás“, „pörkölt“ (Digital: <http://mek.niif.hu/02100/02115/>), etc.

11 Temeswar/Temesvár/Timișoara, im heutigen Rumänien.

12 Fünfkirchen/Pécs, im heutigen Südungarn.

13 Temerin, im heutigen Serbien.

14 Ein Gebiet, in dem zum Schutz des Hinterlands vor osmanischen Einfällen militärischer Kommandos freie, zum Militärdienst verpflichtete Bauern angesiedelt waren und das zu jenem Zeitpunkt unmittelbar Wien untergeordnet war. Zur Entstehung der Militärgrenze und ihrer spezifischen Gesellschaft siehe u.a. Karl Kaser: Freier Bauer und Soldat. Die Militarisierung der agrarischen Gesellschaft der kroatisch-slawonischen Militärgrenze (1535–1881). Graz 1986 (spätere erweiterte Nachauflagen), bzw. ders.: Art. Militärgrenze. In: Lexikon zur Geschichte Südosteuropas. Hg. v. Edgar Hösch/Karl Nehring/Holm Sundhaussen. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 2004, S. 439-444.

15 Esseg/Eszék/Osijek, im heutigen Kroatien (Landesteil Slawonien).

16 Mehadia/Mehádia/Mehadia; bzw. Herkulesbad/ Herkulesfürdő/ Băile Herculane, im heutigen Rumänien.

17 Hatzfeld/Zsombolya/Jimbolia, im heutigen Rumänien.

ten zu klären. Bis zum 13. Dezember machte er einen letzten Abstecher über Szeged nach Hatzfeld und Temeswar, um seine dort zurückgelassenen Bediensteten sowie seine restlichen Sammlungen und sein Gepäck nachzuholen und dann über Ofen und Pest nach Wien zurückzukehren mit dem Plan, schnell zurück nach Rammenau zu reisen. (Abb. 2)

Von den Stationen dieser Reise unternahm der Graf jeweils Jagdausflüge, Exkursionen zur Vervollständigung seiner Sammlungen und naturkundliche Erkundungen, daneben aber auch Abstecher zu historischen Schauplätzen und Orten von besonderem landschaftlichem Reiz. Die administrativen Unterstellungsverhältnisse, zumal in der Militärgrenze, verlangten zahlreiche Begegnungen mit der lokalen Führungsschicht, die Festsetzung in Fünfkirchen stellte weitere, eingehendere gesellige Kontakte her.

2.

Graf Hoffmannsegg war inkognito zu seiner Reise aufgebrochen – vielleicht hatte er gemeint, sich so ohne standesgemäße Pflichten leichter bewegen zu können.¹⁸ Die Kostümierung und die situative Umkehrung der Standesverhältnisse schienen ihm durchaus Vergnügen zu bereiten. Wie bereits erwähnt, stellte jedoch das Baranyer Komitat¹⁹ fest, dass ein Wiener Pass erforderlich gewesen wäre, den der Reisende aber nicht besaß. So geriet Graf Hoffmannsegg in den Verdacht, ein französischer Spion zu sein.²⁰ Vor dem Hintergrund solcher Ereignisse wie der Hinrichtung des französischen Königs im Jahr 1793 und der Jakobinerfurcht, die daraufhin nicht nur die Habsburger Monarchie durchzog, erschienen Hoffmannseggs Beobachten und Sammeln als verdächtig. Da die Angelegenheit sogar nach Wien einberichtet werden sollte, sah er sich genötigt, das Inkognito zu lüften und seinen wahren Stand glaubhaft zu machen, was ihm durch Worte und Auftreten auch gelang.

Unter der Menge war ein gewisser Hofrath, der am besten, ja vollkommen gut deutsch sprach – das übrige wurde mit mir meist lateinisch gesprochen, und unter sich lateinisch oder ungarisch – nahm sich meiner am meisten an, sprach auch verschiedenes allein mit mir, welches mir seine aufrichtige Denkungsart zu erkennen gab. Er schien zwar hierin *nichts* zu



Abb. 2: Ansicht von Temeswar/Temesvár/Timișoara nach einer Fotografie aus dem 19. Jhd. Postkarte, 20. Jhd., Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen

18 Zu Praxis der Inkognito-Reisen siehe Volker Barth: *Inkognito: Geschichte eines Zeremoniells*. München: Oldenbourg, 2013.

19 Das Komitat war ein Organ der adligen Selbstverwaltung in Ungarn und diente auch als Bezeichnung für die entsprechende territoriale Einheit. De facto war das Komitat die eigentliche Verwaltung des Landes, zugleich war es der Rahmen der politischen Meinungsbildung des Adels und Bezugspunkt seiner Interessenvertretung im Reichstag. An seiner Spitze stand der vom König eingesetzte Gespan (bei Hoffmannsegg fälschlich „Gespann“), in der Regel ein Vertreter des Hochadels. Der Gespan vertrat die Position des Königs im Komitat, dessen Verwaltung ein aus dem Kreis des lokalen Adels gewählter Beamte, der Vizegespan, ausübte.

20 Vgl. Reise des Grafen von Hofmannsegg, S. 48, S. 50f., S. 53f.

befehlen zu haben, aber doch übrigens eine Hauptperson zu sein. Diesen und dem Vice-Gespan,²¹ welcher auch recht billig sprach, bat ich zu einer Privat-Unterredung, entdeckte ihnen geradezu meinen Namen und Stand und die Ursache meines Unfalls, kurz, den ganzen Zusammenhang der Sache; dies verschaffte mir sogleich den Vortheil, mit viel mehr Distinktion als vorher behandelt zu werden.²²

Am folgenden Tage wurde er „von einem der Gerichtsmänner, Judex nobilium, der Richter der Adlichen heißt, *privatim auf seiner Stube mit vieler Schonung und Artigkeit verhört*“²³. Bei der folgenden Verhandlung im Komitatssaal wurden seine

Sammlungen [...] mit vieler Neugierde und Beifall von sämmtlichen Herren durchgesehen; das übrige *sehr nachsichtig, weil man nun wohl sieht, mit wem man zu thun hat*. [...] Die Herren waren nun abermals sehr gütig, versicherten, sie würden mir meine Lage auf alle mögliche Art erleichtern, *mich in guten Häusern bekannt machen etc.*²⁴

3.

Als Graf wurde Hoffmannsegg nun in die Gesellschaft des Komitats aufgenommen – noch mehr als die Bürger der Stadt waren es die Adligen des Komitats und die städtischen Honoratioren, zu denen er Kontakt hatte. Für den fremden Reisenden war die regionale staatliche Behörde und damit das Komitat zuständig. Nachdem er seinen eigentlichen Stand offenbart hatte, verhielt sich diese ständische Selbstverwaltung des Adels, die auch die Polizeigewalt ausübte, dem Reisenden gegenüber sehr zuvorkommend. Er wurde nun „mit viel mehr *Distinktion* als vorher *behandelt*“²⁵, „[ü]brigens hatte ich die Beruhigung, von allen Beisitzern des Komitats zu hören, daß sie bedauerten, mich so behandeln zu müssen und nichts mehr wünschten, als bald vortheilhafte Antworten zu meiner Befreiung zu erhalten.“²⁶ Der gebildete Ausländer, der zudem zu musizieren verstand, erwies sich als eine Bereicherung für die lokale Gesellschaft, die ihn denn auch – unter Einhaltung seiner Bewachung, welche Herren von Stand selbstverständlich übernehmen konnten – in ihre Unterhaltungen, ihre Ausflüge, Gastmähler und Tanzvergnügungen integrierte.

Diese Aufnahme in das gesellige und wohl auch für jede Abwechslung dankbare Milieu fand sehr schnell statt. Bis September folgten zahlreiche Einladungen durch den Vizegespan und die lokalen Honoratioren, Ausflüge an der Seite von Komitatsbeamten, die die Teilnahme an Tanzvergnügungen einschlossen, Leihgaben zur kultivierteren Ausgestaltung seines Quartiers seitens seiner Gastgeber.

Hoffmannseggs Auftreten bei den geselligen Zusammenkünften und seine Fähigkeiten, dazu auch selbst aktiv beitragen zu können, kennzeichneten ihn als potentielles Mitglied der eleganten Gesellschaft. Während der ersten Begegnung mit dem Komitat sprach er mit einer Ausnahmeperson deutsch, danach wurde, wie er schreibt, „das übrige [...] mit mir meist lateinisch gesprochen, und unter sich lateinisch oder ungarisch“.⁵¹ Es blieb nicht nur bei diesen Sprachen: „Da Madam Wächtler fast gar nicht deutsch spricht, so schwatzten wir alles französisch“.⁵⁹ Ferner beherrschte der Graf italienisch und lern-

21 Der Vizegespan stand an der Spitze der adeligen Verwaltung im Komitat.

22 Reise des Grafen von Hofmannsegg, S. 51f. (Herv. hier und im Folgenden J.B.)

23 Ebd., S. 54f.

24 Ebd., S. 57f.

25 Ebd., S. 52.

26 Ebd., S. 55.

te bald auch ungarisch.²⁷ In noch höherem Maße kam – eher seinen Feldforschungen als dem Umgang mit der besseren Gesellschaft - zugute, dass er sich später auch dem „Illyrischen“, also dem Südslawischen, widmete.²⁸

Zu seinen selbstverständlichen Fähigkeiten gehörte es, selbst zu musizieren. Er spielte Klavier und konnte die technische Qualität von Instrumenten schnell einschätzen, denn etliche, an die zu setzen man ihn anhielt, waren lange Zeit nicht in Gebrauch oder von wechselndem Wetter verstimmt.²⁹ Mit Freude bemerkte er bei seinen Gastgebern neben anderen Notenblättern „verschiedene von den besten Mozartschen und Pleilschen Sonaten und Variationen“.³⁰ Auch seine Fertigkeiten im Zeichnen, die eine wichtige Voraussetzung seiner Tätigkeit als Naturforscher darstellten, ermöglichten es ihm, gesellige Kontakte herzustellen.³¹

Angesichts der durch die Arrestsituation suspendierte Reise- und Forschertätigkeit sah sich der Graf auf die zeitüblichen kulturellen Praktiken der geselligen Erholung und der Nutzung privater Mußestunden verwiesen: „Ein Klavier! und noch dazu ein recht leidliches Klavier! Ich finde es eben, da ich vom Vice-Gespinn von Tische nach Hause komme, und bin dadurch äußerst angenehm überrascht. Der Klaviermeister hat es besorgt, und Frau von Zinderi ist so galant gewesen, es durch ihre Leute herzuschicken. Nun bin ich mit Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten so versehen, daß ich es eine Weile mit aushalten

27 „Das Ungarische, dessen Klang mir schon vor drei Jahren in Preßburg sehr gefallen hat, gefällt mir bei näherer Bekanntschaft damit noch mehr; es klingt herrlich, ist aber sehr schwer, weil es mit gar keiner andern Sprache die mindeste Aehnlichkeit hat. Zum Zeitvertreib beschäftige ich mich sehr ernstlich damit es zu lernen.“ Ebd., S. 90f.

28 „Beim Lernen fällt mir ein, daß ich jetzt noch eine neue Sprache lerne, die auch hier zu Lande stark Mode ist, räzisch oder illirisch. Es ist fast wie wendisch und böhmisch, aber nicht so schwer und man kommt damit in der ganzen Türkei, Rußland und Griechenland fort. In vier Wochen denke ichs ziemlich zu sprechen. Mit dem Ungarischen komme ich jetzt schon genug fort.“ Ebd., S. 125.) In der Militärgrenze: „Meine Progressen in der ungarischen Sprache waren hier ganz verlohren, wie die Menschen nichts können als Räzisch; daher war ich froh, wenn ich einen Ungarn antraf, als vor dem Jahre einen Deutschen; diese Sehnsucht nach einer Sprache, von der ich noch vor kurzem gar keine Idee hatte, kam mir ziemlich komisch vor. Am meisten mußte ich lachen, als ich mit meinem Jäger auf die Jagd fuhr, einen ungarischen Kutscher und einen räzischen Führer hatte, der italienisch sprach. Um uns viere unter einander zu verstehen, waren also nothwendig vier Sprachen nöthig, und zwar konnte ich mit allen dreien sprechen, mit einem deutsch, mit dem andern italienisch, mit dem dritten ungarisch. Mattusch verständigte sich mit den andern doch ziemlich durch sein Wendisch, das mit dem Räzischen viele Aehnlichkeit hat.“ Ebd., S. 141f. Wendisch: hier Sorbisch, das Hoffmannseggs Diener von zu Hause sprach. „Hier sind meist räzische Kaufleute, so wie überhaupt ganz Sklavonien und Sirmien größtentheils von Illiriern bewohnt wird, die gar nicht Ungarisch verstehen. Hier hilft mir also die Sprache wieder nichts, und ich muß anfangen Illirisch zu sprechen, welches aber viel leichter ist als jenes. Wenn ich zu Hause komme bin ich neugierig zu untersuchen, wie viel Aehnlichkeit es mit unserm Wendischen haben wird.“ Ebd., S. 167.

29 Ebd., S. 65f., vgl. S. 96.

30 Ebd., S. 55.

31 „Gestern und heute Vormittag habe ich mich beschäftigt, das Dessenin zu einem Fächerblatte zu zeichnen, und es ist mir ohne Ruhm zu melden gut gerathen. Ein Oval mit englischen Spitzen enthält in der Mitte den Zackenfall en miniature, von da gehen zwei große Arabeske Schneckenzüge aus, die so viel als möglich aus hungarischen National-Blumen bestehen, auf welchen bloß ungarische Insekten herumsitzen und fliegen. Schade daß hier hoffentlich meine Zeit nicht zureichen wird, um auch nur die Hälfte davon fertig zu machen.“ Ebd., S. 73.

kann. Es ist doch eine edle Sache, wenn man sich selbst beschäftigen zu können gelernt hat. Was würde ich jetzt und die nächsten Wochen anfangen, wenn ich nicht Musik verstünde, nicht Zeichnen und Mahlen könnte, nicht Geschmack an Lektüre fände? Dann würde mir meine Lage eben so drückend sein, als sie mir jetzt erträglich vorkommt.“³² Hier standen elementare Psychohygiene und die Einübung in sowohl standesgemäße als auch elegante Fähigkeiten nebeneinander. Umgekehrt gehörte das Vermögen, auch mit Einsamkeit produktiv umzugehen und statt „Zerstreuung“ und „Ergötzung“ innere Qualitäten zu entwickeln, zu den von ihm geschätzten menschlichen Eigenschaften.³³

Die „Herren vom Komitat“ sowie jener Professor Reding und „Damen von Dinstinktion“ wie in der Anordnung des Vizegespanns, im Einzelnen besonders „Madame Zinderi“ und „Madame Wächtler“, „die Frau des Obernotar von Pettö“, „einige der Herren aus dem Kollegio“, „der junge Assessor Herr von Gaßner, der Professor und ein pensionirter Obrister“, „der Herr Vice-Notar von Czily“, der „Professor (Reding)“ bildeten den engeren Umgang Hoffmannseggs. Während seine breiten Beschreibungen der Speisen und Getränke und die daran geknüpften Beobachtungen zur Landwirtschaft der Gegend sowie zu den potentiellen Möglichkeiten des Exports, hier übergangen werden sollen, gilt es seine Beschreibung von diesen Personen und den Weisen des Umgangs mit ihm und untereinander weiter zu prüfen.

„Artigkeit“, „Aufrichtigkeit“ und „Verbindlichkeit“, „Ehrlichkeit“ und „Freundschaftlichkeit“ sind Qualitäten, die er an seinem Umfeld preiste. Man lasse ihn seine ungünstige Lage möglichst nicht spüren und unternehme vieles, um sie unauffällig zu verbessern.³⁴ Zu Frau „von Pettö“ bemerkte er: „Diese Person würde mit etwas feiner Bildung, die sie in guter Gesellschaft leicht annehmen könnte, überall Figur machen. Doch so schon ist sie recht angenehm.“³⁵

Ich habe mit diesen Damen sehr viel gesprochen, auch von mir, meiner ganzen Lage, Krankheit, Unbehaglichkeit, Verlust meiner Zufriedenheit und guten Laune etc., und habe bei

32 Ebd., S. 71f.

33 So bemerkt er später zu Peterwardein: Es „hat alle Eigenschaften einer vortrefflichen Lage, einen prächtigen Fluß voll guter Fische, gegenüber äußerst wohlfeiles Getreide und eine große Handelsstadt, rings herum unübersehlichen und guten Weinbau, herrliche Wiesen voll Raigraß und Klee (besonders eine gute gelbe Art.) Nur in sich selbst gar zu wenig Menschen, und diesen wird die Zeit gar zu lang, größtentheils zwar vermuthlich aus eigener Schuld. Denn wenn ich welche davon zuweilen bei Tage schlafend antraf, und sie mit dem tiefen Seufzer sich dehnten: was soll man in dem infamen Neste anders machen! – so mußte ich sie freilich mehr bedauern als tadeln. Denn vielleicht leitet eine gewisse Art von Einsamkeit mehr auf gewisse Studien oder Beschäftigungen, als der Wirbel häufiger Zerstreuungen oder Ergötzungen der volkreichsten Städte.“ Ebd., S. 170.

34 „Du kannst aber auch nicht glauben, *wie artig und verbindlich* alle diese Leute gegen mich sind, und wie sie sich alle um die Wette beeifern, mich aufzuheitern, und das Unangenehme meines hiesigen Aufenthalts zu mildern.“ Ebd., S. 66. Vgl. das oben bereits Zitierte zum Komitat. Ferner: „Der Klaviermeister will mir ein Klavier schaffen, und Frau von Zinderi übernahm sogleich, es zu mir bringen zu lassen, sobald es gestimmt wäre; und diese Dinge geschehen alle auf die wahrhaft geschickte verbindliche Art, die den größten Dank zwar verdient, aber gar nicht zuläßt, weil weit mehr gehandelt als gesprochen wird.“ Ebd., S. 66f. (Herv. J.B.). „Ich habe [...] Besuche gehabt, insonderheit vom Hofrath d’Elvaux, dem ehrlichen und feinen freundschaftlichen Mann, der sich gleich in den ersten Augenblicken meines hiesigen Unfalls meiner annahm.“ Ebd., S. 72. „Du kannst aber auch nicht glauben, wie artig und verbindlich alle diese Leute gegen mich sind, und wie sie sich alle um die Wette beeifern, mich aufzuheitern, und das Unangenehme meines hiesigen Aufenthalts zu mildern.“ Ebd., S. 66.

35 Ebd., S. 64.

ihnen so viel Theilnehmung, richtiges Gefühl und passende Beurtheilung gefunden, daß ich mir recht oft solchen Umgang wünschte.³⁶

Zu Frau „von Zinderi“ hieß es: „Es ist eine völlig artige Frau voller Welt, Verstand und Kenntnisse; sogar Litteratur, Sprachen und einen wahrhaft großen Ton findet man in diesem Hause, denn es kommen nur gewählte Gesellschaften da zusammen, und unterhalten sich ganz nach Gefallen.“³⁷ Die Kleidung der lokalen Gesellschaft, auch die der gehobenen, stand außer Diskussion, sie gehörte zu den Besonderheiten des fremden Landes und wurde eingehend kolportiert. Dem wurden auch ungewöhnlich scheinende Vorgehensweisen zugeordnet. „Wir hatten heute Damen-Dine, es fiel mir auf, daß der Wirth und zwei der vornehmsten Herren sich die Pelze auszogen und im Hemde-Ermeln speisten.“³⁸ Zu den Mängeln des Umgangs, deren Erwähnung im Zweifelsfall Gewährsleuten in den Mund legt, gehörte neben dem Zustand der möglicherweise selten genutzten Musikinstrumente die mitunter erwähnte mangelnde Bildung: „Professor Delling hat mich etlichemale besucht, und recht angenehm mit wissenschaftlichen Gesprächen unterhalten, wozu er sehr klagt, daß die Liebhaber hier ungemein selten wären.“³⁹ Oder mit Blick auf die Geistlichkeit:

Unter den hiesigen geistlichen Herren ist ein einziger, der ein hübsches Haus macht, der Domherr Koller, ein gescheuter und gelehrter Mann, welches allezeit gewiß sehr schätzbar ist, vorzüglich da auch hier so viele Beispiele vom Gegentheile sich befinden. Er spricht sieben Sprachen vollkommen gut, die von einander sehr abweichen, nämlich: Ungarisch, Deutsch, Lateinisch, Französisch, Italienisch, Schlawakisch und Rätisch. Alle diese Sprachen sind hier gebräuchlich, und oft hört man drei oder vier davon an einer Tafel auf einmal sprechen.⁴⁰

Später, in der Militärgrenze, war es neben den zuvorkommenden Umgangsformen der breite Gesichtskreis, den er an den höheren Offizieren besonders zu würdigen wusste.⁴¹

Die Menschen, denen der Graf von Hoffmannsegg bei Gelegenheit wie ein abendliches Feuerwerk zu Ehren einer Dame aus seinem Umgangskreise, begegnete, wurden auch als die „die ganze hiesige schöne Welt“ apostrophiert.⁴² Die offizielle Anordnung des Vizegespans wie auch die Zusammensetzung der lokalen Gesellschaft selbst haben zur Folge, dass seine Kontakte im Wesentlichen die zu Personen adeligen Standes blieben. Diese waren bemüht, seinen Aufenthalt angenehm zu gestalten und auch vom Umgang mit dem Reisenden selbst zu profitieren. Andere gesellschaftlichen Gruppen tauchten nur am

36 Ebd., S. 74.

37 Ebd., S. 66.

38 Ebd., S. 75.

39 Ebd., S. 75.

40 Ebd., S. 90.

41 Z.B.: „In einem Lande aber, wo die Officiers, auch die vom höchsten Range größtentheils, äußerst höflich und gefällig, und außerdem in ihrem Fache sehr geschickt und erfahren sind, wird man durch ihre Bekanntschaft und die guten Nachrichten über viele interessante Gegenstände, auch durch die Bestimmtheit, mit welcher man unter ihrer Empfehlung reist, für jede kleine Bemühung schadlos gehalten, daß ich Jedermann rathe, sich solche nicht gereuen zu lassen.“ Ebd., S. 177. Freilich bedeutet der Rang des Reisenden eine eingeschränkte Geltungskraft des Beobachteten, was jene äußerste Höflichkeit und Gefälligkeit angeht.

42 Ebd., S. 68.

Rande auf und blieben ‚Kollektivphänomene‘, wie gerade am Beispiel der Tanzvergnügungen noch zu zeigen sein wird. Wie Graf von Hoffmannsegg später aus Maria-Theresiopel⁴³ berichtete, trug ihm dennoch seine Wertschätzung gebildeter Personen bürgerlicher Herkunft gelegentlich das Unverständnis des Fünfkirchner Adels ein:

Du wirst Dich auf eine Officers Frau besinnen, deren Mann in Fünfkirchen kommandirt steht, und dass ich diese Leute unter meine angenehmsten Bekannten rechne. Sie ist von hier gebürtig, ihr Vater ist ein wohlhabender Seiler. Meine Freundschaft mit diesen Leuten hatte unter dem Fünfkirchner Adel, wegen ihrer bürgerlichen Abkunft, schon mancherlei Sticheleien abgesetzt. Da sie aber trotz jeder Dame kultivirt ist, so war mir dieses sehr lächerlich.⁴⁴

Doch war, wie Bemerkungen über die Anwesenheit von „gemeinem Volk“ beim Tanzen in Pest o.ä. zeigen, eine Abgrenzung nach unten auch für ihn durchaus existent. Im Grunde vollzog Hoffmannsegg in Fünfkirchen die – sozialpraktisch erfolgende – Einbeziehung der Honoratioren in den Umgangskreis des Adels nach, die zu jener Zeit in Ungarn erfolgte.

Hoffmannseggs Zwischenbilanz zu seinem Aufenthalt in Fünfkirchen kurz vor Ende seiner Festsetzung lautete: „Es giebt einen der hübschesten Prospekte, den ich noch in Ungarn gesehen habe, und es wohnen eine Menge gutdenkender Menschen darin.“⁴⁵ Und nach Wiedererlangung seiner Freiheit konnte er resümieren:

Ein oder ein Paar kleine Mißverständnisse ausgenommen, hat mich überhaupt das hiesige Komitat-Gericht, und insbesondere der Vice-Gespann Herr von Petrowski so billig und vernünftig, und sogar nachsichtig behandelt, daß ich es in gleichem Falle von irgend einem, selbst dem policirtesten Lande kaum eben so, wenigstens nicht besser, erwarten möchte.⁴⁶

Die Beschreibung der Umgangsformen der lokalen Gesellschaft fügen sich gut ein in das Modell einer gemeinsamen „eleganten Welt“; die Voraussetzung des Ganzen war freilich – neben dem Bedauern über das Missgeschick eines harmlosen reisenden Naturforschers – in nicht zu übersehendem Maße die Standessolidarität des Adels mit dem reisenden Grafen. Eine weitere ‚gemeinschaftsstiftende‘ Basis lässt sich darin erkennen, dass der der kultivierte, sprachgewandte Mann eine Bereicherung für die lokale Geselligkeit darstellte – wo das Beschriebene dann wieder anschlussfähig an das Modell als heuristisches Such-Raster wird. (Abb. 3)



Abb. 3: Ansicht von Fünfkirchen/Pécs nach einer Fotografie aus dem 19. Jhd. Postkarte, 20. Jhd., Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen

43 Maria-Theresiopel (Maria-Theresiopolis)/Szabadka/Subotica, in der Vojvodina im heutigen Serbien.
44 Ebd., S. 132.
45 Ebd., S. 76.
46 Ebd., S. 78.

4.

Zu den vertrauten Praktiken der eleganten Welt gehörte unter anderem das Tanzvergnügen. Aus der Sicht des festgesetzten Reisenden Hoffmannsegg ließen sich die Tanzveranstaltungen in Fünfkirchen in den ihm durchaus bekannten Kategorien beschreiben. Anders als die in Pest auch beobachteten ‚fremden‘ ungarischen Tänze blieb es dabei im Spektrum des ‚Eigenen‘. Freilich taten sich die Fünfkirchener Bälle kaum durch hervorragende performative Qualitäten der Tänzerinnen und Tänzer hervor:

Der größte Theil dieser Gesellschaft war vom Lande, des Sonntags wegen in die Stadt gekommen, hatte bei Frau von Zinderi gespeist, dann in einem Garten gejaust (gouté), aß jetzt hier Gefrornes, und war im Begriff zu einem gewissen Fräulein, die mit ihrem Bruder von einem Gut hineingekommen war, zum Soupe, nachher sämmtlich auf den Ball zu gehen. Zu beiden wurde ich sogleich dringend gebeten. [...] Es waren ungefähr hundert Menschen allerlei Standes, denn der Ball ist öffentlich, und es schien mir ziemlich tief in die untere Klasse der Handwerker herabzugehen. Der Saal ist sehr groß, vielleicht so groß als der Hessische im Hotel de Pologne in Dresden, und leidlich dekorirt. Man raste einzelne Walzer, und andre gingen dazwischen auf und ab, welches sehr unordentlich aussah. Der Takt der Musik war viel zu rasch, und die Tänzer zu wild; auf diese Art verliert dieser Tanz vollends die wenige Grazie, die er bei langsamerer Bewegung hat. Als nachher Menuet getanzt wurde, hielt ich es für höflich, die Fräulein, wo wir soupirt hatten, aufzuziehn; [...] Es waren Menuets mit einem Seitenpaß; die meisten, besonders die Männer, tanzten sehr schlecht [...].⁴⁷

Auf den im Winter 1793/94 besuchten Pester Bällen fiel dem Reisenden die breite Mischung der Teilnehmer auf, die aber wohl auch das technische Niveau des Tanzens minderte:

Das Entrée kostet einzeln einen Gulden, im Abonnement aber bekommt man das ganze Karneval für einen. In Pest sind diese Feten immer lustiger als in Ofen; vermutlich weil daselbst mehrere Einwohner aus der wohlhabenden Mittelklasse, und der Universität wegen viele Studenten sind.⁴⁸

Hoffmannsegg merkt an, dass nur wenige Tänze praktiziert werden, vor allem werden Menuett und Walzer (1793!) getanzt, während die komplizierteren Kontertänze und Quadrillen selten seien:

Und einen Kontretanz oder Quadrille anzuordnen, brauchts ein ganz eignes Studium, und wo möglich erst einer Privatprobe. Fast niemand versteht sich darauf, und die zu große Menge gemeines Volk, die sich unter die feinern Menschen mischt, erschwert diesen gar sehr, sich auf eine kultivirte Art zu belustigen.⁴⁹

Höfliche Distanz zu einer allzu direkten Wertung, aber auch das spontane Urteil des „feinen“ Menschen trafen hier gleichermaßen zu: „Daß keine andern Tänze gebräuchlich sind, als immerfort abwechselnde Menuet und Walzer, findet ein Hochdeutscher etwas gemein.“ Doch sei dies ja auch auf die „große Men-

47 Ebd., S. 68, S. 69, S. 70f.

48 Ebd., S. 123.

49 Ebd., S. 122.

ge gemeines Volk“ unter den Tanzenden zurückzuführen.⁵⁰ Als Merkwürdigkeit beschrieb Graf von Hoffmannsegg die bereits erwähnten ungarischen Tänze.⁵¹ Während er die vielfältige ethnische Mischung der Anwesenden und die Schönheit der Gesichter in seinen Reisebriefen pries⁵², schien diese soziale Durchmischung, die er leider nicht genauer qualifiziert, das aus seiner Sicht Zutragliche zu überschreiten.

Daneben hob er besonders die lokalen Eigenheiten der Tanzveranstaltungen hervor: „Ich habe hier noch Gelegenheit gehabt zwei Redouten zu sehen, eine in Ofen, die andre in Pest. Nichts sieht sich ähnlicher als solche Festivitäten, und auch an diesen konnte ich nichts Besonderes bemerken, als etwa einige Dinge, die bei uns nicht erlaubt sein würden.“⁵³ Dazu gehörten in Ungarn besonders Sporen und Waffen:

Da die Sporen zu der Nationaltracht gehören, so kommt auch, wer da will, mit Sporen auf die Redoute. Dadurch wird nun freilich, besonders bei dem hiesigen sehr wilden Tanzen, manches Kleid zerrissen und manches Schienbein zerhackt, man gesteht auch das Unschickliche davon, bleibt aber dennoch dabei; doch muß ich bemerken, daß man theils durch die lange Uebung eine gewisse Geschicklichkeit erlangt, trotz der bewaffneten Füße seine Nachbarn zu verschonen; theils die vernünftigeren Tänzer sich mit solchen Sporen versehen, die durch ihre Gestalt so unschädlich als möglich werden. Weniger zu entschuldigen finde ich die Erlaubniß, mit Gewehr in der Redoute zu erscheinen. Denn da der Edelmann allein das Recht hat, den Säbel zu tragen und ihn bei keiner Gelegenheit abzulegen, so prätendirt er auch da keiner Ausnahme unterworfen zu sein.⁵⁴

Die Maskenpflicht wurde rein formell gehandhabt.⁵⁵ Die ungarischen Tänze, von denen er berichtet, bilden freilich ein Anderes seiner Erfahrungswelt oder auch eines hypothetischen gemeinsamen Elementen.⁵⁶

50 Ebd.

51 S. u., bzw. ebd., S. 123.

52 Ebd., S. 122.

53 Ebd., S. 120f.

54 Ebd., S. 121. Und weiter: „Du weißt, daß die Fremden, welche unser grünes Gewölbe besehen wollen, Degen, Stock, kurz alles, womit man etwas beschädigen kann, im ersten Zimmer lassen müssen. Da der Judex Curiae Graf Zichi, vor ein Paar Jahren in Dresden war, wurde dasselbe von ihm verlangt, er antwortete aber auch, daß ein Ungar seinen Säbel nie ablegte, und wäre eher wieder herausgegangen, wenn man es ihm endlich nicht in Rücksicht seines Standes gestattet hätte. Dies hat er mir selbst erzählt.“

55 Ebd., S. 122.

56 „Ein ganz eigner Tanz. Die Musik unterscheidet sich von allen übrigen beträchtlich, sehr ausdrucksvoll, hält sich oft lange in Molltönen auf, und ist dann rührend. Die Zigeuner sind davor bekannt, sie am besten aufzuspielen, und ich habe sie allemal mit vielem Vergnügen angehört. Die Pas haben Aehnlichkeit mit dem Kosackischen, doch ist das Klirren der Sporen dabei ein ganz unentbehrliches Akkompagnement. Sonderbar ist auch dies, daß oft bloß Männer, zwei oder mehrere mit einander tanzen. Es muß viel Geschicklichkeit dazu gehören, alle die gewaltigen Bewegungen zu machen, ohne sich mit den Sporen zu verletzen. Dieser Tanz ist deshalb eine Ursache, warum diese Fußzierde auch auf der Redoute fast unentbehrlich ist.“ Ebd., 123.

5.

Zu den Stationen der Reise des Grafen von Hoffmannsegg gehörten auch die Bäder Ungarns.⁵⁷ Ein Badeort, den er vor seiner Weiterreise nach Siebenbürgen besuchte, lag nicht nur geografisch weit ab von den bekannten Badeorten Deutschlands oder Böhmens. Es handelte sich um die „Bäder bei Mehadia“⁵⁸, später in Herkulesbad umbenannt, die sich damals an der Banater Militärgrenze befanden.⁵⁹ (Abb. 4) Bereits die Anreise war weniger ein geselliges Unterfangen als ein Abenteuer. „Es gehen drei Straßen nach Mehadia. Eine auf der Donau, und da sind gefährliche Wirbel; eine über Temeswar, Lugosch⁶⁰ und Caransebes⁶¹, die



Abb. 4: Ansicht der „Bäder bei Mehadia“ (Herkulesbäder) in Banat. Fotopostkarte, um 1900. Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen

dritte über eben diesen Berg, der der Stanshilowa heißt. Letztere beide sind wegen der Räuber gleich gefährlich, und beide sehr unwegsam, doch ist jener Berg für den gefährlichsten in aller Art berüchtigt. Ich konnte ihn jetzt nicht mehr vermeiden. Auf solchen Straßen pflegt man militärische Bedeckung zu nehmen.“⁶² Mehadia selbst war ein Ort, der sich bestenfalls als unspektakulär bezeichnen lässt: „Im letzten Kriege verbrannten die Türken diesen Ort. Noch trägt er starke Spuren dieser Verwüstung. Es ist ein Marktflecken.“⁶³ „[J]eder Schritt ist hier herum mit militärischer Begebenheit bezeichnet.“⁶⁴ Das Bad lag in zwei Stunden Reiseentfernung von Mehadia.⁶⁵ Den Weg beschrieb Hoffmannsegg vor allem als spektakuläre Naturszenerie. Die Bäder selbst bestanden „nachdem sie auch von den Türken ver-

57 Ebd., S. 205.

58 Mehadia/Mehádia/Mehadia; bzw. Herkulesbad/ Herkulesfürdő/ Băile Herculane, im heutigen Rumänien.

59 Anlässlich des Besuchs Franz I. 1817. Vgl. László Kósa: BADELEBEN UND KURORTE IN ÖSTERREICH-UNGARN. Budapest: Holnap Kiadó, 1999, S. 14.

60 Lugosch/Logos/Lugoj.

61 Karansebesch/Karânsebes/Caransebeș.

62 Reise des Grafen von Hofmannsegg, S. 181. „Die Tour über den berüchtigten Berg so spät anzutreten, gefiel mir nicht recht, indessen es war nicht zu ändern. Mattusch, Friedrich und ich bewaffneten uns mit Hirschfängern, Flinten, Büchsen und Pistolen, Mühlberg mit – dem Fangeisen; und so setzte sich der Zug in Bewegung, wir fast immer zu Fuß. Der Weg ging nun unaufhörlich Berg an, bald mehr bald weniger steil, selten mit Vertiefungen abwechselnd, rechts und links undurchdringliches, niedriges Buschwerk, selten ein lichter Fleck, mit schönem Gras und Blumen zu beiden Seiten verschlungene Täler und Schluchten ganz dicht mit Gebüsch verwachsen. Eine solche Gegend, in welcher man auf einem Wege von fünf bis sechs Stunden keinen Menschen antrifft [sic], mitten in einer Bergkette, die sich funfzig bis sechzig Meilen lang in ähnlicher Rauheit und Wildheit an der türkischen Grenze hinzieht, ist freilich für Räubergesindel ein rechtes Paradies.“ Ebd., S. 182.

63 Ebd., S. 187.

64 Ebd., S. 188.

65 Ebd., S. 187.

wüstet worden, jetzt nur aus einem ziemlich geräumigen Wirtshause, etlichen Schuppen und Neben-gebäuden [...], die theils zur Beherbergung kranker Soldaten, theils zu den Bade-Anstalten dienen.“⁶⁶

Es giebt mehrere Bäder, so wie in Töplitz, mehr oder weniger warm und heiß. [...] Das Wasser enthält Schwefel und Erdharz, und schmeckt ungefähr wie etwas schlechte Eier. Die Gegend erzählt Wunderdinge von seiner Wirkung. [...] doch getrunken wird keine, scheint auch keine solche Theile zu enthalten, die innerlich nützlich sein könnten. Auch äußerlich scheint es mir etwas ungewiß; doch will ichs in alle Form versuchen, das Gegentheil zu erfahren.⁶⁷

Die Beschaffung eines Quartiers bereitete die erwarteten Schwierigkeiten, schließlich trat ihm ein Offizier eines seiner Zimmer ab.⁶⁸

Hoffmannsegg beobachtete verschiedene Nutzungsweisen der Bäder bei Mehadia, die von unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen konsumiert wurden. Eine davon stellte das bereits erwähnte Militär dar, von dem der Reisende besonders die zahlreichen Offiziere erwähnte. Durch Hoffmannsegg Beschreibung wird es deutlich, dass sich entlang der militärischen Rangstufen ein Übergangsbereich mit Kontakt zu den Zivilisten von höherem Status abzeichnet, auch wenn weitere Details hier nicht genannt werden. Auch die einfachen Bewohner der Umgebung, die „Wallachen“, nutzen traditionell die Bäder, wie Hoffmannsegg festhält:

Diese [Wallachen] kommen Hordenweise [sic] mit Weib und Kind aus den nächsten Dörfern hergezogen, fangen gleich im ersten Bade an zu baden, ruhen aus, gehen nach einer Stunde wieder in dasselbe, oder in ein anderes, welches ihnen für ihr Uebel schicklicher scheint, denn an Aerzte ist hier nicht zu denken, und fahren so eine Stunde um die andere ungefähr so fort, daß einer in drei bis vier Tagen dreißig bis vierzigmal gebadet hat. Dann ziehn sie wieder zu Hause; ob kurirt? weiß ich nicht; aber helfen muß es doch einigen, weil andere wieder kommen.

Fremde wie Hoffmannsegg kamen in die Bäder bei Mehadia kaum.⁶⁹ Daneben hielten sich hier gelegentlich Inhaber hoher Ämter aus anderen Teilen Ungarns auf: „Ehe ich noch zum General gieng, rufte mich mein würdiger Freund, Graf Esterhazi, Bischof von Fünfkirchen⁷⁰ zu sich. Ich wußte, daß er hier war, und dies war für mich eine große Ursache mehr, um mich eben jetzt auch hier einzufinden. Schon an den Pfingstfeiertagen hatte ich es ihm in Fünfkirchen versprochen.“⁷¹

66 Ebd., S. 189.

67 Ebd., S. 189f.

68 „Mehrere Badegäste, fast lauter Officiers, hatten das kleine Haus so besetzt, daß einige schon in Zelten wohnten, folglich war an eine Wohnung gar nicht zu denken. Aber ein Ober-Lieutenant von Württemberg Dragoner, Baron Abelle, bot mir die Hälfte seiner Kammer an, und aus dieser schreibe ich Dir jetzt; denn natürlich nahm ich dies Anerbieten sehr dankbar an, und aus dieser schreibe ich Dir jetzt; denn natürlich nahm ich dies Anerbieten sehr dankbar an, und zog noch denselben Abend mit Mattusch und meinen nöthigsten Habseligkeiten von Mehadia ins Bad heraus, ließ aber Friedrich, Mühlberg und alle übrige Equipage dort in der zuerst bezogenen Stube beim Becker Sieber, für zwei Gulden wöchentlich.“ Ebd., S. 189.

69 Vgl. ebd., S. 190.

70 Graf Ladislaus Paul Esterházy de Galántha (1730 –1799.)

71 Ebd., S. 189.

Weitere Zerstreungen über das Baden selbst hinaus, vielleicht noch ein Blick auf die römischen Ruinen, soweit sie damals bereits freigelegt waren, waren laut den Aufzeichnungen Hoffmannseggs kaum möglich. Für Konversation vor Ort gab es kaum Gelegenheit, das Essen war schlecht und teuer:

Niemand als sehr reiche Große können sich einigermaßen bequem machen, und das mit vielen Kosten, weil alles ungeheuer theuer ist. Der Scheffel Hafer kostet vier Thaler, wird aber auch Pfund weise verkauft, um den Pferden, die sich übrigens von Mais ernähren müssen, doch ein Dessert aufzusetzen. Jedermann wohnt schlecht und wird von Flöhen aufgefressen; ganze Nächte kann man vor diesen Bestien nicht schlafen. Ueberhaupt ist alles sehr unreinlich. Langeweile herrscht unter uns im höchsten Grade und wird noch lästiger durch die Unthätigkeit, zu welcher die starke Hitze verurtheilt.⁷²

Für zerstreuende Ausflüge in die Umgebung schien das Umland zu gefährlich:

Zudem ist die Jagd des Terrains wegen äußerst beschwerlich, der Räuber wegen gefährlich, und noch darum unsicher, weil nur ein paar Stunden weit schon Wallachei, folglich türkische Grenze ist, und derjenige, den man von da herüber kommen sieht, ohne Barmherzigkeit in dem Quarantain-Ort, Schupanek⁷³, zwei Meilen von hier, nach Beschaffenheit der Umstände, drei bis sechs Wochen Kontumaz⁷⁴ halten müßte.⁷⁵

So lieferte auch Hoffmannsegg außer einer Zusammenfassung seiner eigenen Badegewohnheiten – mehrmals täglich – vor allem eine Beschreibung der naturkundlichen Besonderheiten des Badeortes. Eine Ausnahme in dem mageren Unterhaltungsprogramm des Grafen stellte eine von General Soro⁷⁶, dem Kommandanten von Temesvar, organisierte Spazierfahrt dar, die er gemeinsam mit dem Bischof von Fünfkirchen und selbstverständlich unter hinreichendem militärischen Schutz unternahm: „[N]ebst mehrern Officiers war ich auch in der Suite. Die Absicht ging dahin, die türkische Festung Orsowa zu sehen, und zugleich die dreifache Grenze, wo Ungarn, Walachei und Servien zusammen laufen.“⁷⁷ In Alt-Orsowa stieg man

stieg beim Obrist-Lieutenant, Mahowiz, ab, der hier seine Station hat, und ein sehr schönes, großes Haus bewohnt, welches sonst ein Kloster war. Hier waren schon frische Wagen und Reitpferde bestellt, um uns zu der dreifachen Grenze zu bringen. Es waren genug Wagen und etliche zwanzig Reuter, unter denen auch ich war.⁷⁸

Wiederum waren es – neben technischen Besonderheiten wie den türkischen Steigbügeln, vor allem die Landschaft und die Einrichtungen an der Grenze zum Osmanischen Reich, denen der Reisende Beachtung schenkte:

72 Ebd., S. 190f.

73 Schupanek/Zsupánek, dann Zsuppány, eingemeindet zu Alt-Orsowa und später mit ihm geflutet.

74 Quarantäne in der dazu dienenden, diese Bezeichnung tragenden Einrichtung.

75 Ebd., S. 193.

76 Johann Sebastian Graf v. Soro (? –1760/61).

77 Ebd., S. 195.

78 Ebd., S. 196.

Eine kleine halbe Stunde weit hielten wir still, stiegen ab und aus und sahen und um, denn hier war die dreifache Grenze. Auf demselben, dem mitternächtlichen Ufer der Donau, scheidet ein Thal die Wallachei vom Bannat; beiden gegenüber erheben sich die Gebürge von Servien, auf dem andern Ufer und mitten im Fluß liegt auf einer Insel die türkische Festung Orsowa, die im letzten Kriege von den Anhöhen des Berges Allion⁷⁹, durch ein schreckliches Bombardement ganz eingeschossen und zur Uebergabe genöthiget, im Frieden aber eben so, wie Belgrad zurückgegeben wurde. Sie war ehemals selbst von kaiserlicher Seite sehr schön und regulär erbaut worden, da noch dieser Strich Land zu Ungarn gehörte. Jetzt stehen nur noch wenige Häuser, die dem Bassa⁸⁰ und den Janitscharen⁸¹ zur Wohnung dienen, aber die Türken fangen schon an die Festungswerke wieder in Stand zu setzen. Die Donau fließt hier mehrere Meilen ganz gerade in die Türkei hinein, und giebt mit den sich stufenweise abschneidenden Bergen, die ihr Ufer bilden, einen herrlichen Prospekt.⁸² Nachdem wir uns auf diesem Platze, der eine kleine Ebene ausmacht, gegen eine Stunde aufgehalten hatten, kehrten wir nach Alt-Orsowa zurück, wo uns der Obristlieutenant mit einer reichlichen Mittags-Mahlzeit bewirthete.⁸³

Einen Bericht wie den Johann Christian Kestners über die standesüb begreifende, verschiedenste Menschen vereinende Geselligkeit des Kurbades⁸⁴ findet man in den Aufzeichnungen von Hoffmannseggs nicht. In den Bädern bei Mehadia verkehrten überwiegend Personen von Adel (Hochadel) und mit Militärrängen oder Funktionsträger der habsburgischen Verwaltung bzw. der Grenzregion miteinander. Zwar nutzten auch die Wallachen die Vorteile der Wasserquellen und die lokalen Gegebenheiten gleichzeitig, dennoch kam in der Enge der Bade-Gemeinschaft wohl kein Kontakt oder gar Austausch zwischen den verschiedenen Gruppen der Badenden zustande.

6.

Hoffmannseggs fiktive Briefe von seiner Reise nach Ungarn lassen sich als ein Bericht von einer Gestalt der eleganten Welt über deren mögliche erste Regungen am Rande des Habsburgerreichs bezeichnen. Auf die Bindung seiner Kontakte an die geselligen Kreise des in und um Fünfkirchen ansässigen Komitatsadels und die von diesem kooptierten Honoratioren bzw. auf die Zusammensetzung seiner Kontaktpersonen in der Militärgrenze wurde bereits hingewiesen. Nach unten wiederum gab es, bei allem Interesse z.B. an den auch von den Bauern praktizierten Formen von Ernährung, Kleidung u.ä., für Hoffmannsegg durchaus eine deutliche Grenze, über die hinweg zwar kommuniziert, nicht aber Geselligkeit gepflegt wurde. Gelegentlich setzte er sich, wie gezeigt, in der Wahl seines Umgangs von seinen Fünfkirchner Gewährsleuten ab und praktizierte mehr Offenheit, sofern persönliche Voraussetzungen gegeben waren. Mit Interesse beobachtete er das Nebeneinander verschiedener Gruppen, deren Vergnügungen nicht ganz separiert voneinander verliefen oder sich mitunter sogar vermengten, wie bei Tanzveranstaltungen oder auch in den Bädern. Auf der Rückreise in Pest bemerkte er: „Etwas

79 Allion/ dealul Alion.

80 Bascha oder Pascha, Rang eines Beglerbegs, des osmanischen Beamten an der Spitze eines Vilajets, d.h. einer größeren regionalen Verwaltungseinheit.

81 Eine Fußtruppe des osmanischen Heeres.

82 Ebd., S. 197f.

83 Ebd., S. 198f.

84 Vgl. den Beitrag von Astrid Köhler in diesem Band.

sonderbares ist hier die Annäherung der Stände dadurch, daß die Erziehung des untern beträchtlich verbessert wird, indem die der höhern dieselbe bleibt.“⁸⁵ Das Projekt einer standesübergreifenden Geselligkeit schien ihm bekannt und nicht unsympathisch zu sein, doch blieb sein Bericht in dieser Hinsicht wortkarg. Andere Sachverhalte wie Mitteilungen über die Reiseroute, die mitunter abenteuerlichen Umstände des Reisens, das Erscheinungsbild von Landschaften, Fauna und Flora, standen schlicht im Vordergrund seines Interesses. Das Projekt jener um 1800 beobachtbaren „Annäherung der Stände“ wiederum schien dennoch vor Ort teilweise anzulaufen und geriet daher in das Blickfeld dieses wohlmeinenden Betrachter, wenngleich es sich offenkundig schwergängig entwickelte und von anderen möglichen Gleichzeitigkeiten des Ungleichzeitigen und der Durch- und Entmischung einer sich erst formenden Siedlergesellschaft begleitet wurde.⁸⁶

85 Ebd., S. 238.

86 Vgl. zur Rekrutierung der „Siedlergesellschaft“ im Szegeder Umland und im Banat und deren Eigenheiten László Kósa: *Paraszti polgárosulás és a népi kultúra táji megoszlása Magyarországon (1880–1920)* [Bäuerliche Verbürgerlichung und die regionale Gliederung der Volkskultur in Ungarn]. [1987] 3. Aufl. Budapest: Planétas, 1998.

ZWISCHEN BOUDOIR UND SALON

NINA D'AUBIGNY VON ENGELBRUNNER (1770–1847) UND IHRE *BRIEFE AN NATALIE ÜBER DEN GESANG* (1803/1824)

Rolf Haaser

Mit Jana Wynandina Gertrut d'Aubigny von Engelbrunner, die sich kurz „Nina“ nannte, begegnet uns eine kulturhistorisch höchst interessante Persönlichkeit, deren Lebensdaten (1770–1847) bereits signalisieren, dass sie an der sozioökonomischen Umbruchschwelle zwischen der alten, ständisch organisierten Lebenswelt des ausgehenden 18. Jahrhunderts und dem Aufkommen der modernen, neuen Öffentlichkeit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angesiedelt ist.

Der Beitrag¹ soll zeigen, dass Nina d'Aubigny an diesem Umwandlungsprozess nicht nur passiv teilgenommen, sondern diesen auch auf unterschiedliche Weisen mitgetragen und mitgestaltet hat, und zwar im Einzelnen als musikalische und belletristische Schriftstellerin, als Musikpädagogin und Gesangslehrerin, als Interpretin von Salonmusik und als Salonniere in Wien.

Als ihre bedeutendste Lebensleistung darf man ihre musikästhetisch unterfütterte Gesangsdidaktik und -methodik hervorheben, die sie erstmals 1803 im Leipziger Voss-Verlag unter dem Titel *Briefe an Natalie über den Gesang als Beförderung der häuslichen Glückseligkeit und des geselligen Vergnügens. Ein Handbuch für Freunde des Gesanges, die sich selbst, oder für Mütter und Erzieherinnen, die ihre Zöglinge für diese Kunst bilden möchten* publiziert hat.

Der Beitrag verfolgt daher mit besonderer Aufmerksamkeit die Rolle dieser ersten von einer Frau verfassten und auf das Musizieren im Salon gemünzten Gesangsschule. Erstmals wird dabei die für die Rezeption der *Briefe an Natalie über den Gesang* maßgebliche Vermittlung als Druckerzeugnis in den periodischen Unterhaltungsmedien des Voss-Verlages in der Zeit um 1803 in den Blick genommen.²

HERKUNFT UND MUSIKLEBEN IN KASSEL

Nina d'Aubigny von Engelbrunner wuchs in einer wohlhabenden Beamtenfamilie mit hugenottischen Wurzeln in der landgräflich hessen-kasselschen und später kurhessischen Residenzstadt Kassel auf. Die Familie gehörte aufgrund der adligen Abkunft der Mutter (Sabine Jacobine d'Aubigny, 1749–1818) und des Berufes des Vaters (Johann Conrad Engelbrunner, 1729–1817)³ als Geheimer Legationsrat und Hofmeister der Edelknaben am Hof zu Kassel der Schicht des lokalen gehobenen Beamtentums an.

Das gesellschaftliche Leben Kassels war in hohem Maße durch die Abhängigkeit von dem Regenten geprägt, Hofgesellschaft und Militär dominierten das kulturelle Leben der Stadt. Nach dem Siebenjährigen Krieg blühte unter dem Landgrafen Friedrich II. das Theater- und Musikleben der Residenz auf. Höfische Salonmusik fand vor allem im Rahmen der sogenannten Cour statt. Dabei handelte es sich

1 Bei dem vorliegenden Beitrag handelt es sich um die elaborierte Fassung eines Vortrages, der am 02.10.2015 im Rahmen der Interdisziplinären Konferenz „Der europäische Salon: Salonmusik des 19. Jahrhunderts“ an dem Music Department der National University of Ireland in Maynooth gehalten wurde. Das Tübinger BKM-Projekt war mit einer eigenen Sektion „Transformationen von Unterhaltung: Zum Wechselspiel von Salonmusik und Kulturzeitung in mittel- und osteuropäischen Städten“ vertreten. Vgl. auch den Beitrag von Johanna Heisig in diesem Band.

2 Siehe dazu Anna Ananieva: Der Leipziger Voss-Verlag: Eine Buch- und Kunsthandlung um 1800. In: Auf der Schwelle zur Moderne: Szenarien von Unterhaltung in Deutschland zwischen 1780 und 1840. Vier Fallstudien. 2 Bde. Hg. v. ders./Dorothea Böck/Hedwig Pompe. Bd. 2. Bielefeld: Aisthesis, 2015, S. 437-635.

3 Die Schreibung des Familiennamens variiert in den Quellen zwischen Engelbrunner und Engelbrunner.

um mehr oder weniger zwanglose wöchentliche Veranstaltungen, bei denen das höfische Zeremoniell zwar nicht außer Kraft gesetzt, aber doch zu einem gewissen Grade reduziert war. Im Mittelpunkt der Cour, in der die fürstliche Familie adlige und nichtadlige einheimische und auswärtige Gäste zur Tafel bat, standen Konversation und Unterhaltung.⁴ Nach der Einnahme des Mahls wurden üblicher Weise noch einige Gläser im Stehen getrunken, der Spielleidenschaft gefrönt und Musik konsumiert. Als nach einem Thronwechsel in den letzten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts das Musikleben von höfischer Seite stark reduziert wurde, übernahmen Privatpersonen ansatzweise die Aufgabe der geselligen Musikpraxis. In der Kasseler eleganten Welt, d.h. im Umfeld adliger sowie bildungs- und besitzbürgerlicher Schichten entstand ein inoffizielles gesellschaftliches Leben, wobei sich in Zirkeln und Kränzchen ein gemischtgeschlechtliches geselliges Leben entwickelte.⁵ Eine wichtige Rolle spielten dabei in Kassel die Logen und Freimaurerclubs, die in ihrer geselligen Praxis besonderen Wert auf musikalische Veranstaltungen legten, zu denen dann auch das weibliche Geschlecht zugelassen war. Meist verfolgten diese Konzerte, bei denen Mitglieder der Hofkapelle den musikalischen Part übernahmen, karitative Zwecke, etwa als Benefizkonzerte zur Unterstützung von Armenhaus- und Waisenhauskindern. Eine wichtige Rolle im Musikleben Kassels in dieser Zeit spielte der Vater Ninas, Johann Conrad Engelbrunner. In seinem Haus fanden über Jahre hinweg wöchentlich Konzerte statt.⁶ Bereits 1766, also vier Jahre vor Ninas Geburt, hatte er die Musicalische Gesellschaft gegründet, die aus Mitgliedern der Hofkapelle und auswärtigen Tonkünstlern bestand. In diesem Zusammenschluss von Liebhabern und Kennern der Musik war auch das weibliche Geschlecht stark vertreten.

Am Beispiel der Musikstadt Kassel lässt sich verfolgen, wie Salonmusik⁷ sich als kulturelle Praxis in den Salongesellschaften neben der bis dahin dominanten mündlichen Konversation etablierte und an Bedeutung gewann. Sie nahm einen besonderen Stellenwert im Prozess der Herauslösung der eleganten Welt aus den herkömmlichen ständischen Bindungen ein, indem sie zunehmend wichtig wurde für das Bemühen der Salons, neue Formen von Exklusivität zu erfinden und zu entwickeln.⁸ Die Pflege der Salonmusik im halbprivaten Bereich zwischen Öffentlichkeit und Familie schuf um 1800 den Raum für

4 Zur sozialen und kulturellen Topographie der Residenzstadt Kassel im 18. Jahrhundert vgl. Kassel im 18. Jahrhundert. Residenz und Stadt. Hg. v. Heide Wunder/Christina Vanja/Karl-Hermann Wegner. Kassel: Euroregion, 2000. – Speziell zur Geselligkeitsform der Kasseler Cour vgl. Kerstin Merkel: Die Besichtigung von Kassel – Reisekultur im 18. Jahrhundert. In: Ebd., S. 15-46. Hier S. 18.

5 Zum Musikleben Kassels vgl. Hartmut Broszinski: ... sowohl in musica vocali als instrumentali. Die Musikgeschichte Kassels im Überblick. In: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 101 (1996), S. 1-24.

6 Manfred Elsberger: Nina d'Aubigny von Engelbrunner. Eine adelige Musikpädagogin am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert. Untersuchungen zu ihrem Hauptwerk *Briefe an Natalie über den Gesang*. München: Buch & medi@, 2000, S. 109.

7 Zu der kulturellen Praxis der Salonmusik vgl. Veronika Beci: Musikalische Salons. Blütezeit einer Frauenkultur. Düsseldorf u.a.: Artemis & Winkler, 2000; Peter Gradenwitz: Literatur und Musik in geselligem Kreise. Geschmacksbildung, Gesprächsstoff und musikalische Unterhaltung in der bürgerlichen Salongesellschaft. Stuttgart: Steiner, 1991; Monika Fink: Musica privata, die Rolle der Musik im privaten Leben. Festschrift zum 65. Geburtstag von Walter Salmen. Innsbruck: Helbling, 1991; Andreas Ballstaedt/Tobias Widmaier: Salonmusik. Zur Geschichte und Funktion einer bürgerlichen Musikpraxis. Stuttgart: Steiner, 1989.

8 Zu den Übergängen der Musikwelt aus dem Ambiente der Hofkultur in den öffentlichen Konzertsaal vgl. Lutz Neitzert: Die Geburt der Moderne, der Bürger und die Tonkunst. Zur Physiognomie der ver-öfentlichten Musik. Stuttgart: Steiner, 1990.

eine verfeinerte Salonkultur. Ihn zu organisieren oblag in der Regel der Dame des Hauses, von deren Qualitäten als Gesellschafterin und oft auch ihrer musikalischen Repräsentation der Erfolg des Unterfangens abhing. Im Idealfall schuf die Salonniere einen von Künstlern und Literaten geschätzten Treffpunkt, der half, den materiellen Wohlstand der Gastgeberfamilie in symbolisches Kapital zu verwandeln und das soziale und kulturelle Ansehen auf hohem Niveau zu gewährleisten.

Nina d'Aubigny von Engelbrunner gehörte zu dem Typus der besonderen Frauenfiguren, die überall in Deutschland in einem solchen Salonmusik-Milieu einen hohen Grad an Öffentlichkeitskompetenz erwarben und auf oft ungewöhnliche Weise aus ihren familiären Erfahrungen heraus den Weg in die überregionale Öffentlichkeit beschritten.

Die Voraussetzungen im familiären Umfeld für eine musikalische Entwicklung waren für die junge Nina günstig. Erste musikalische Eindrücke und praktischen Unterricht im Gitarrespielen erhielt sie durch ihre Mutter, die selbst eine versierte Gitarristin war.⁹ Auch lernte sie das Klavierspiel, und etwas später, als 30jährige, eignete sie sich im Zuge der Ossianbegeisterung noch das Harfespiel an.

Die musikalischen Unternehmungen des Vaters öffneten Nina d'Aubigny von Engelbrunner über die Grenze des familiären Musizierens hinaus ein ausgedehnteres musikalisches Umfeld, insbesondere da die Gesellschaft des Öfteren reisende Musiker und Virtuosen zu Gast hatte. So war es kein Wunder, dass Nina bereits im Alter von sieben Jahren die Sängerin persönlich kennen lernte, die zu ihrer Zeit als die bedeutendste galt, die Deutschland jemals hervorgebracht hatte.

Eine gewisse Bedeutung für Ninas Selbstverständnis als musikalische Interpretin spielte nämlich die 1849 in Kassel geborene Gertrud Elisabeth Schmähling, die als „die Mara“ (1749–1833) eine Sängerin von Weltruhm wurde. (Abb. 1) Auch wenn die Begegnung mit ihrem Vorbild nur sporadisch bleiben musste, machte sie einen bleibenden Eindruck auf die junge Nina.¹⁰ Sie fungierte als eine Art Rollenmodell und beförderte Ninas Neigung zum Gesang.¹¹

Den räumlichen Rahmen der Heimatstadt sprengte Nina durch verschiedene Reisen, zunächst innerhalb Deutschlands und Hollands; später sollten Reisen nach Frankreich, Portugal und England, schließlich auch nach Indien und Südafrika hinzukommen. Während einer Durchreise durch Koblenz entschloss sie sich zu einer professionellen Gesangsausbildung bei dem dortigen italienischen Gesangskünstler Pompeo Sales (1729–1797).



Abb. 1: Elisabeth Mara. Gemälde von Anton Graff, um 1790. Sammlung Schlossmuseum Weimar.

Foto: Wikimedia Commons

9 Elsberger: Nina d'Aubigny von Engelbrunner, S. 107.

10 Zur Mara vgl. Isabelle Putnam Emerson: Gertrud Elisabeth Schmähling Mara (23 February 1749–8 January 1833). In: Dies.: Five Centuries of Women Singers. Westport Conn: Praeger, 2005. S. 77-96. Elektronische Ressource: <https://books.google.de/books?id=1r4QcCH-0W0C&pg> (letzter Zugriff 26.11.2015).

11 Eine Figur, an der Nina sich mehrfach publizistisch abarbeitete. Auch in den *Briefen an Natalie über den Gesang* kommt sie auf ihr großes Gesangsvorbild zu sprechen. Nina d'Aubigny von Engelbrunner: *Briefe an Natalie über den Gesang*. Leipzig: Voss, 1803, S. 128f.

Nach ihrer Rückkehr nach Kassel nutzte sie die dortigen Geselligkeitsstrukturen für ihre weitere Entwicklung in musikalischer und zunehmend auch schriftstellerischer Hinsicht.

Gefördert wurde dieser Prozess durch eine Art kollektiver Anstrengung innerhalb eines engeren Freundes- und Familienkreises.

An erster Stelle ist der Komponist, Intendant des Hoftheaters, Schriftsteller, Konzertveranstalter und Förderer junger Musiker, späterer Geheimer Rat und Kammerdirektor, David August von Apell (1754–1832) (pseud. Capelli) zu nennen. Zwischen Nina d’Aubigny von Engelbrunner und dem verheirateten Apell entwickelte sich eine tiefgehende Freundschaft, die sogar so weit ging, dass Nina unter dem Namen ihres Verehrers publizierte. Diese Beziehung wurde aber wegen der augenscheinlich nicht ungegründeten Eifersucht von Apells Frau, einer Tochter des Malers Johann Heinrich Tischbein, zunehmend prekär. Nicht minder wichtig war daher Nina d’Aubigny von Engelbrunners enge persönliche Verbindung mit ihrer älteren Schwester Susette d’Aubigny (1768–1845). Diese stand als Sopranistin auf dem Gebiet des Gesangs ihrer Schwester kaum nach. In der Heimatstadt Kassel ebenso wie auf verschiedenen Reisen, trat das Geschwisterpaar als Dilettantensängerinnen auf. So 1790 in Amsterdam, wo sie u.a. ein gemeinsames Salonkonzert mit der portugiesischen Gesangsvirtuosin Luiza Todi gaben. Ein über diese Hollandreise geführtes Tagebuch¹², in dem sie u.a. über die Begegnungen mit der Primadonna berichtet, kann als Beleg für die systematische Einübung in die zukünftige literarische Tätigkeit als Berichterstatterin über Gesellschaftsereignisse gewertet werden.

Susette komponierte nicht nur *Gesänge für gebildete Freunde der Tonkunst mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre*, sondern lieferte auch literarische Beiträge für verschiedene Unterhaltungszeitschriften, u.a. Halem’s *Irene*, Bertuchs *Journal des Luxus und der Moden* und Spaziers *Zeitung für die elegante Welt*.¹³

Die von der älteren Schwester hergestellten Kontakte zu einzelnen Zeitschriftenredaktionen scheinen auch Nina d’Aubigny von Engelbrunner zugute gekommen zu sein, indem diese ihr die Türe für eigene musikliterarische und belletristische Beiträge öffneten.

Die enge Bindung zwischen Susette und Nina, die sich auch in gemeinsamen Publikationen äußerte, setzte sich auch dann noch ungebrochen fort, als die ältere Schwester den Konsistorialrat Carl Gottlieb Horstig¹⁴ (1763–1835)



Abb. 2: Susette und Carl Gottlieb Horstig. Miniaturporträts von Edme Quenedey, Paris 1803. Aus: Richard Graewe: *Carl Gottlieb Horstig 1763–1835; das Lebensbild eines vielseitigen Genies aus Goethes Freundeskreis*. Hildesheim: Lax, 1974, S. 80

12 Vgl. „Niet zo erg Hollands“ dagboek van een reis naar Nederland (1790–1791) / door Nina d’Aubigny. Hg. v. Helen Metzelaar. Hilversum: Verloren, 2001; Helen H. Metzelaar: *A Young Girl Visits Holland. Nina d’Aubigny von Engelbrunner’s Travel Journal, 1790–1791*. In: *Geschlechterpolaritäten in der Musikgeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts*. Hg. v. Rebecca Grotjahn. Herbolzheim: Centaurus-Verlag, 2002, S. 177–186.

13 Zu Spazier als Redakteur der Leipziger *Zeitung für die elegante Welt* vgl. Ananieva: *Der Leipziger Voss-Verlag*, S.580–591. Siehe auch Dorothea Böck: *Von der Aufklärung zur Unterhaltung: Carl Spazier (1758–1805) - vom Radikalaufklärer zum Protagonisten populärer Unterhaltungs- und Konsumkultur. Eine exemplarische Biographie*. In: Ananieva/dies./Pompe: *Auf der Schwelle*, S. 96–253..

14 Zu Horstig vgl. Richard Graewe: *Carl Gottlieb Horstig 1763–1835. Das Lebensbild eines vielseitigen Genies*

heiratete und mit ihm in Bückeberg eine Familie gründete. (Abb. 2) 1794 folgte Nina d'Aubigny von Engelbrunner ihrer Schwester und ihrem Schwager nach Bückeberg, wo sie als Erzieherin die Töchter der Gräfin Juliane von Schaumburg-Lippe u.a. im Gesang, Pianoforte- und Harfenspiel unterrichtete.¹⁵ (Abb. 3) Musikdidaktische Erfahrungen sammelte sie auch, indem sie der Enkelin Johann Christoph Friedrich Bachs Musikunterricht erteilte. Da sie in Bückeberg im Hause ihrer Schwester wohnte, übernahm sie auch erzieherische Funktionen für die Kinder der immer zahlreicher werdenden Familie, wobei ihr ihr Schwager Horstig mit seinen aufklärungspädagogischen Grundsätzen das fachliche Wissen vermittelte. Mit Horstig, der selbst auch musizierte, komponierte und musikalische Publikationen verfasste, fand überhaupt ein intensiver geistiger Gedankenaustausch statt.



Abb. 3: Juliane von Hessen-Philippsthal (1761–1799), Gräfin von Schaumburg-Lippe, Gemälde von ca. 1780. Sammlung Schloss Bückeberg. Foto: Wikimedia Commons

DIE PUBLIKATION DER *BRIEFE AN NATALIE ÜBER DEN GESANG* IM LEIPZIGER VERLAG VOSS & COMPAGNIE

Horstig dürfte es auch gewesen sein, der seinen Leipziger Verleger Georg Voss auf das Manuskript der *Briefe an Natalie über den Gesang* seiner Schwägerin Nina d'Aubigny von Engelbrunner aufmerksam machte und deren Aufnahme in das Verlagsprogramm anregte.

Bereits seit 1798 war die Verfasserin mit einer Serie von journalistischen Artikeln an die Öffentlichkeit getreten, die sich meist mit musikalischen Gegenständen und Ereignissen beschäftigten. Die wichtigsten Organe, die ihr dafür offen standen, waren die *Allgemeine musikalische Zeitung* und das *Journal des Luxus und der Moden*.¹⁶ Auf diese literarische Praxis konnte Nina d'Aubigny von Engelbrunner zurückgreifen, als sie daranging, ihr Hauptwerk zu verfassen.¹⁷

In 31 Briefen an eine fiktive Freundin namens Natalie führt die Autorin ein Gespräch über Gesangspäd-

aus Goethes Freundeskreis. Hildesheim: Lax, 1974.

- 15 Zu Nina d'Aubigny von Engelbrunners Instrumentalunterricht vgl. Claudia Schweitzer: Nina d'Aubigny von Engelbrunner und ihre Methodik im Instrumentalunterricht. In: Frankfurter Zeitschrift für Musikwissenschaft (28.11.2008). Online-Publikation der Universität Oldenburg: <http://european-musicology.eu/assets/Volumes/2008/20082.pdf> (letzter Zugriff 26.11.2015).
- 16 Eine umfassende, wenngleich nicht vollständige Liste der von Nina d'Aubigny von Engelbrunner verfassten Zeitungs- und Zeitschriftenartikel wurde von Elsberger: Nina d'Aubigny von Engelbrunner, S. 284-294, erstellt.
- 17 Zu der musikwissenschaftlichen Forschungsliteratur über die *Briefe an Natalie* vgl. neben dem bereits mehrfach zitierten, nach wie vor richtungweisenden Standardwerk Elsberger: Nina d'Aubigny von Engelbrunner auch Marianne Lohse: Die Gesangsschule der Nina d'Aubigny Engelbrunner (1803) als zeitgeschichtliches Dokument. Oldenburg [Univ. Prüfungsarbeit], 1993; Ingeborg Harer, Musikalische Wirkungsfelder der bürgerlichen Frau im Biedermeier. In: Musizierpraxis im Biedermeier. Spezifika und Kontext einer vermeintlich vertrauten Epoche. Hg. v. Barbara Boisits/Klaus Hubmann. Wien: Mille-Tre-Verl. Schächter, 2004, S. 49-66. Nicht vorgelegen hat der Tagungsbeitrag von Celia Applegate: The Cultural Significance of Singing: Nina D'Aubigny von Engelbrunner's Advice to Women, vorgetragen während der German Studies Association Conference, Washington, D.C., October 2001.

agogik, wobei der Gesangsausbildung im privaten Bereich eine besondere Bedeutung zugeschrieben wird. Es geht um die Vorbereitung talentierter Töchter aus dem Bildungs- und Besitzbürgertum auf ihre Rolle im halböffentlichen häuslichen Leben, insbesondere als Teilnehmerinnen und Gastgeberinnen von geselligen Musikabenden im Freundes- und Bekanntenkreis.

Das fiktive Zwiegespräch in Briefen war um 1800 ein beliebtes literarisches Genre, besonders wenn der Adressatenkreis nicht auf ein ausgesprochenes Fachpublikum beschränkt war, sondern auch der dilettantische Laie und insbesondere die weibliche Lesewelt als Zielpublikum angesprochen werden sollte. Die Form des fiktiven Briefes ermöglichte einen unmittelbaren Adressatenbezug und eine subjektive Blickführung in der Erzählhaltung. Das Genre erweckte beim Leser die Erwartung einer unterhaltsamen und nützlichen Lektüre. Briefform war im Kontext belehrender Unterhaltung vor allem deswegen hilfreich, weil sie der Autorin die Möglichkeit des indirekten Leserappells bot, d.h. sie konnte es elegant vermeiden, etwa als trockene Pädagogin mit erhobenem pedantischen Zeigefinger auftreten zu müssen. Das Modell war in zahlreichen Schriften der Reformpädagogen und philanthropischen Erziehungsschriftsteller im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erprobt worden, die allesamt das Ziel verfolgten, die Genießbarkeit und Akzeptanz eines Unterrichtswerkes zu erhöhen. In einem solchen konversanten Briefton belehrenden Inhalts erschienen nach 1800 beispielsweise Beschreibungen von Parkanlagen, wie Heinrich Storchs *Briefe über den Garten zu Pawlowsk* (1801), oder Erläuterungen zur Belletristik, wie Garlieb Merkels *Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur* (1800-1803).

Auch in Nina d'Aubigny von Engelbrunners unmittelbarer Umgebung kam diese Art der unterhaltsamen Unterweisung zur Anwendung. So veröffentlichte ihr Schwager Horstig einen Aufsatz *Ueber das Mahlerische in der Natur und Kunst; in 15 Wechselbriefen von Lina und Wolmar*¹⁸ – übrigens in demselben periodischen Verlagsprodukt des Voss-Verlages, in dem auch Auszüge aus Ninas *Briefe an Natalie über den Gesang* abgedruckt waren und auf das im Folgenden noch einzugehen sein wird.

Nicht zuletzt war die Briefform als Mittel des um 1800 aufkommenden Feuilletons und journalistischen Korrespondenzwesens in die neuen Medien der Unterhaltungskultur wie der *Zeitung für die elegante Welt* zu einem hochmodernen literarischen Verfahren avanciert, ein Sachverhalt, der für die Wirkung der *Briefe an Natalie* in der breiten Öffentlichkeit nicht zu unterschätzen ist.

Mit den Reformpädagogen gemein vertrat Nina d'Aubigny von Engelbrunner die Auffassung, dass durch geeignete Methoden das schlummernde Talent der Elevinnen und Eleven geweckt und gefördert werden kann. Musikalische Auftritte im erweiterten familiären Umfeld sollen diese bildungsbürgerliche Wunschvorstellung unter sicht- und hörbaren Beweis stellen und werden vom engeren Publikum in der Regel mit entsprechendem Wohlwollen goutiert. In der halbprivaten Sphäre avanciert häusliches Dilettantentum, das aber immer auf die Begegnung und Berührung mit dem als Vorbild fungierenden Virtuosen abzielt, zum selbstverständlichen Erziehungskodex. Die *Briefe an Natalie*, die als Gegenrollenmodell zur herkömmlichen Schulung am Gängelband eines musikalischen Instructors verfasst sind, bedienen dieses nach 1800 verstärkt aufkommende Bedürfnis.

Im Grunde handelt es sich um eine Talentschule, das ein Modell der „ewigen Vormundschaft des Lehrmeisters“ ablehnt. Zur Entwicklung des Genies bedarf es nach ihrer Auffassung in erster Linie der praktischen Selbsttätigkeit und Selbstständigkeit, um bloße „Nullität“ der rein mechanisch angeeigneten Kunstfertigkeit zu vermeiden. Es ist die elegante Welt mit ihrer künstlerischen und musikalischen Wunschform der Existenz zwischen Dilettantismus und Virtuosität, die Nina d'Aubigny von Engelbrunner adressiert. Sie situiert ihre gesellige Plauderei über den Gesang als fiktive Korrespondenz im Ver-

18 Erstes Toiletten-Geschenk. Leipzig: Voss, 1805, S. 33-52.

bundzusammenhang mit dem Labor der Unterhaltung, das der Voss-Verlag repräsentierte und das die gesamte Palette der Interessenfelder der eleganten Welt abzudecken bestrebt war.

In ihrer grundlegenden Studie zur Welt der Eleganz um 1800 und speziell zum Leipziger Voss-Verlag hat Anna Ananieva die Rolle des Unternehmens für die mediale Konstruktion einer Gemeinschaft der Eleganten detailliert herausgearbeitet.¹⁹ Mit ihren *Briefen an Natalie über den Gesang* passte sich Nina d'Aubigny von Engelbrunner exakt in dieses Verlagsprofil ein, wobei ihre Funktion darin lag, das Musikstandbein des Verlagsunternehmens zu schärfen.

Eine entsprechende Zielgruppenansprache verbirgt sich bereits in der Erweiterung des Haupttitels der *Briefe an Natalie über den Gesang*, wo als Zweck der Veröffentlichung die *Beförderung der häuslichen Glückseligkeit und des geselligen Vergnügens* exponiert wird. Auf diesen Titelzusatz dürfte der Verleger Georg Voss bestanden haben, denn selbstverständlich war es gewollt, dass der potentielle Käufer sofort einen Zusammenhang zu W.G. Beckers *Taschenbuch zum geselligen Vergnügen*, dem langjährigen Bestseller des Verlagshauses, herstellte.²⁰ In der Titelergänzung akzentuiert das Verlagsprodukt seine Kompatibilität mit den etablierten Themenfeldern im Verlagsprogramm wie „gehobene Häuslichkeit“, „gesellige Unterhaltung“ und „elegante Didaktik“.

Für die Anbindung der Gesangsschule Nina d'Aubigny von Engelbrunners an die Zielgruppe der eleganten Welt sorgten neben dem Verleger Georg Voss auch Karl Spazier und wohl auch nach dessen Tod seine Witwe Minna, indem sie die publikatorischen Plattformen der *Zeitung für die elegante Welt* und des *Toiletten-Geschenks*, eines

im Laufe des Jahres 1804 neu konzipierten Jahrbuchs für Damen, für Besprechung und Teilabdruck öffneten. (Abb. 4) Es ist interessant nachzuverfolgen, wie die *Briefe an Natalie über den Gesang* im Medienverbund ihres Verlegers beworben und lanciert wurden. Eindeutig ist das Bestreben erkennbar, Nina als Hausautorin in das Verlagsprofil einzubinden.

Eine aufwendige, sich über mehr als eine Zeitungsseite erstreckende Verlagsanzeige²¹ im Intelligenzblatt der *Zeitung für die elegante Welt* akzentuiert das *Erste Toiletten-Geschenk* als Teil einer umfassenden kalobiotischen²² Bildung zum schöneren weiblichen Leben, gewissermaßen als Projekt einer weitgreifenden Anthropologie der Eleganz. Inbegriffen in dieses Konzept sind Bereiche wie Zeichenkunst,



Abb. 4: *Erstes Toiletten-Geschenk. Ein Jahrbuch für Damen. Leipzig: Georg Voss, 1805. Titelblatt. Exemplar der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf, Signatur Z1000. Digitalisat: urn:nbn:de:hbz:061:1-22345*

19 Ananieva: Der Leipziger Voss-Verlag, S. 587ff.

20 Siehe ausführlicher dazu Anna Ananieva/Rolf Haaser: Wilhelm Gottlieb Becker (1753–1813). Ein Publizist geselliger Unterhaltung auf dem Weg zur Eleganz. In: Auf der Schwelle zur Moderne. Szenarien von Unterhaltung in Deutschland zwischen 1780 und 1840. Vier Fallstudien. Bd. 1. Bielefeld: Aisthesis, 2015, S. 265-424.

21 Georg Voss: Anzeige für Damen. Erstes Toiletten-Geschenk. In: Intelligenzblatt der Zeitung für die elegante Welt 46 (6.10.1804), [S. 1 f.].

22 Zu dem später v.a. im Umfeld der Prager Kulturzeitschrift *Ost und West* elaborierten Konzept der Kalobiotik als Form einer Anthropologie der Eleganz vgl. Anna Ananieva/Rolf Haaser: Elegante Unterhaltung: Die Leipziger „Zeitung für die elegante Welt“ und ihre deutschsprachigen Nachfolger in Prag und Ofen-Pest. In: Literarische Öffentlichkeit im mittleren 19. Jahrhundert. Vergessene Konstellationen literarischer Kom-

Malerei, Tanzkunst, weibliche Kunstarbeiten – ein Begriff, hinter dem sich kunstvolles Sticken, Nähen, Knüpfen und Stricken verbirgt –, elegante Zimmerverzierung, chemische Grundkenntnisse zur Verbesserung der Körperhygiene und der Morgentoilette etc. Es ist dieses Ensemble an Fertigkeiten, in das der Komplex des Musizierens als eine der markanten Kulturpraktiken der eleganten Welt eingebettet ist. Dieser engere, auf die Musikpraxis bezogene Bereich umfasst, so die programmatische Verlagsankündigung des *Ersten Toiletten-Geschenks*, „1. Musiktreiben. 2. Ghitarren-Spiel. 3. Gründliches Erlernen des Klavierspiels. 4. Uebung in eigener Begleitung beim Gesange. 5. Anleitung zum Singen, und Winke für Sängerinnen. 6. Einige Gesangstücke.“

Das beworbene Verlagsprodukt war außerordentlich erfolgreich. Auf die bloße Vorausanzeige hin war die Nachfrage so groß, dass bereits während des Druckes die Auflage erhöht werden musste, und unmittelbar bei Erscheinen wurde bereits die zweite Auflage produziert.

Vermutlich stammt die als programmatische Einleitung zum Themenkomplex des Musizierens konzipierte *Anleitung zum Singen, und Winke für Sängerinnen* bereits von Nina d'Aubigny von Engelbrunner; die ersten Sätze daraus seien daher hier zitiert:

Wer je von den Damen einen frohen Kreis durch Musik, besonders durch Gesang noch froher machte, und so am Fortepiano, das sie gleichsam zu einem vollstimmigen Orchester erhob, sich die Dankbarkeit einer zahlreichen Menge sicherte, wird wissen, welch ein Vergnügen es gewährt, die Aufmerksamkeit so ungetheilt auf sich gezogen zu haben, wie es selten sonst die Bescheidenheit erlaubt. Noch erhebender ist das Gefühl, dadurch Herzen gewonnen zu haben, ohne es gleichsam zu wollen, selbst ohne die sonst dazu gehörigen ersten Anziehungsmittel, der Schönheit, des körperlichen Reizes, des Bestrebens durch Schmuck zu gefallen. Eine jede Leserin, selbst wenn dieser letzte Grund ihr verwerflich schiene, wird gestehen, daß jeder neue Berührungspunkt, der uns mit Menschen; die Sinn fürs Schöne haben, näher verbindet, nicht zu verachten ist. Solch ein Mittel ist nun der Gesang. Wie oft fand das glänzende, geschmackvoll gekleidete Mädchen weit weniger Gelegenheit, die Bekanntschaft ganz fremder interessanter Menschen zu machen, die in einem großen Zirkel versammelt waren, während die Gespielin eine musikalische Unterhaltung gab, und dadurch die Gelegenheit, sich ihr zu nähern und eine interessante Unterredung weiter auszuspinnen, den Anwesenden öffnete.

Daß nicht ein jeder eine Stimme besitzt, die ihn zu diesem Hervortreten berechtigen könne, ist allerdings wahr; aber daß Tausende eine solche Naturgabe vergraben, ist noch gewisser.²³

Der unmittelbar auf die Einleitung folgende Teilabdruck aus den *Briefen an Natalie über den Gesang* handelt „Über die Furcht beim Singen in Gesellschaft“. Die Ausführungen zeichnen sich durch psychologisches Einfühlungsvermögen aus und behandeln das Problem Auftrittsangst aus der Insiderperspektive der betroffenen „theuren Mitschwestern“. Unter anderem fordert die Verfasserin eine angstfreie Erziehung und Ausbildung als Kriterium für die praktische Entfaltung von Talent und Genie. Zu den Ausführungen passend schließt der Herausgeber die Notenbeilage *Lied eines 11j. Mädchens* an, wobei es sich um die erste von zahlreichen weiteren Notenbeilagen innerhalb des Taschenbuches handelt.

Dass Nina d'Aubigny von Engelbrunner trotz der so erfolgreich begonnenen Mitarbeit nicht zu der Hausautorin des Voss-Verlages wurde, wie der Verleger dies gewünscht zu haben scheint, lag an verschie-

munikation zwischen 1840 und 1885. Hg. v. Katja Mellmann/Jesko Reiling. Berlin/Boston: de Gruyter, im Erscheinen, 35 S.

23 Erstes Toiletten-Geschenk, S. 91.

denen Gründen. Zum einen war Spazier plötzlich verstorben und damit die Figur, die die musikalische Expertise im Verlag vertrat. Zum zweiten band sie August Böttiger in Weimar verstärkt in die von ihm redigierten Periodika des Bertuchschens Verlages in Weimar ein.²⁴ Zum dritten erschwerte ihre Übersiedlung nach England im Erscheinungsjahr der *Briefe an Natalie* die Kommunikation mit dem Verlagshaus. Offensichtlich hinderte ihre berufliche Tätigkeit als Erzieherin in Yarmouth und London sie daran, publikationsreife längere Abhandlungen zu verfassen. Endlich verhinderte ein mehrjähriger Aufenthalt in Indien bis auf Weiteres eine fortgesetzte Zusammenarbeit mit dem Voss-Verlag.

Da Nina d'Aubigny von Engelbrunner über ihre Übersiedlung nach Indien handschriftliche Aufzeichnungen hinterlassen hat, ist es möglich, einen Einblick in die näheren Umstände dieses markanten biografischen Einschnittes zu nehmen. Geselligkeit und musikalische Unterhaltung standen auch weiterhin im Mittelpunkt dieses Lebensabschnittes. Sechs Wochen vor der Überfahrt von Portsmouth nach Kalkutta, die von September 1807 bis März 1808 dauern sollte, bekam Nina die Ausmaße ihrer Kabine mitgeteilt. In den Möbel- und Warenlagern Londons suchte sie sich ihre Einrichtung zusammen: „Kleider, Betten, Möbel, ein Pianoforte und eine Harfe, Bücher, Musikalien, geographische Karten, Zeichen- und Malutensilien, alles war im Juli [zum Antritt der Reise] bereit.“²⁵

1813 begann Nina d'Aubigny von Engelbrunner damit, öffentliche Konzerte in Kalkutta zu geben, litt aber zunehmend an den Auswirkungen eines Gallenfiebers. 1816 verließ sie Kalkutta und kehrte nach einem Zwischenaufenthalt in Kapstadt, wo sie ebenfalls als Sängerin auftrat, 1818 nach London zurück. 1819 kehrte sie nach Kassel zurück und siedelte sich 1820 in Dresden an, wo sie u.a. im literarischen Zirkel Ludwig Tiecks verkehrte.²⁶ 1821–1823 überarbeitete sie ihr Werk *Briefe an Natalie*, die in zweiter Auflage 1824 bei Leopold Voss, dem Sohn ihres früheren Verlegers, der inzwischen das Verlagshaus übernommen hatte, erschienen. Es folgten Reisen nach Prag, Leipzig, Wien und Italien. Im Jahr 1827 zog sie nach Wien, wo sie u.a. mit Franz Schubert, Caroline Pichler und Franz Grillparzer in Kontakt kam. Auch mit Beethoven scheint sie in Berührung gekommen zu sein. In einem gräflichen Palais, in das sie sich eingemietet hatte, unterhielt sie einen Salon und veranstaltete große Feste und Bälle, zu denen mitunter über 100 Gäste eingeladen waren. Dem gesellschaftlichen Leben in der eleganten Welt der Habsburger Metropole kehrte sie dann 1828 den Rücken und zog sich für ihre beiden letzten Lebensdezzennien auf ein der Familie gehörendes Schlösschen in Krumegg bei Graz zurück, wo sie nicht lange vor dem Ausbruch der 1848er Revolution starb.

SCHLUSSBEMERKUNG

Das Beispiel Nina d'Aubigny von Engelbrunners zeigt, dass es nicht ausreicht, die Salonmusik um 1800 isoliert auf den Rahmen des musikalischen Diskurses zu beziehen, sondern dass sie als Teil der kulturellen Praxis der Salonunterhaltung zu begreifen ist. In dieser Zeit löst sich musikalische Unterhaltung von den starren Formen der alten ständischen Ordnung und unterzieht sich einem umfassenden Transformationsprozess. Erholung und geselliges Vergnügen werden zunehmend als eigenständige Kriterien in den Wertehorizont der Zeit integriert. Salonunterhaltung gewinnt besonders im Verbund mit der neuen kulturellen Praxis des Zeitungslesens als Habitus der neuen Öffentlichkeit nach 1800 eine neue Ausprägung. Eine Phase des mentalen Aufbruchs in das neue Jahrhundert bildet den Rahmen, in dem Nina d'Aubigny von Engelbrunner ihre *Briefe an Natalie* niederschreibt. Sie richtet ihre Existenz an die-

24 Vgl. den Beitrag von Maren Bagge und Clemens Kreuzfeldt in diesem Band.

25 Auszüge aus der Handschrift transskribiert in Elsberger: Nina d'Aubigny von Engelbrunner, S. 47.

26 Zu dem Dresdner Liederkreis siehe Hedwig Pompe: Publizistische Unterhaltung. Das Projekt der Dresdner Abend-Zeitung [Abend-Zeitung kursiv]. In: Ananieva/Böck/dies.: Auf der Schwelle, S. 783-1049.

sem Horizont aus und ordnet ihren eigenen Lebensstil dieser Maxime unter.

Das Modell bestimmt nicht nur mental den Jahrhundertwechsel; die kulturelle Praxis in dieser Zeit lässt sich zu Recht als „Experimentierphase“ beschreiben, in der neue Formen des öffentlichen und privaten Lebens gesucht, neue Familienmodelle erprobt und neue Geselligkeitsformen entwickelt werden.²⁷ Gruppierungsformen und Berufszuschreibungen verändern sich, neue Milieus und Sozialbeziehungen entstehen. Besonders die aufblühende neue Geselligkeit formt mit ihren vielfältigen informellen wie organisierten Beziehungsmustern den Kultur- und Lebensstil der Epoche. (Abb. 5) Dass auch die Modulierung der Geschlechterrollen in Bewegung gerät und sich einen diskursiven Rahmen sucht, zeigen die *Briefe an Natalie*. Gerade für die junge Frau ist Salonkultur als symbolische Praxis nicht nur Freizeitgestaltung, sondern gesellige Beziehungsarbeit. Pflege des musikalischen Talents ist ebenso selbstverständlich wie notwendig, um eine gewisse Exklusivität zu erzeugen und zu wahren. Sie wird zu einem Signet für eleganten Lebensstil, in dem Pedanterie, Langeweile und Talentlosigkeit verpönt sind.



Abb. 5: Stephan Schütze/Johann Heinrich Ramberg/Friedrich Rossmäßler: *Ergötlichkeiten in acht Bildern*. Aus: *Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet*. Hg. v. Stephan Schütze. Frankfurt am Main: Friedrich Wilmans, 1831. Exemplar der Theodor Springmann Stiftung (Heidelberg), Digitalisat: www.musenalm.de

27 Vgl. dazu Wolfgang Kaschuba: *Deutsche Bürgerlichkeit nach 1800. Kultur als symbolische Praxis*. In: *Bürgertum im 19. Jahrhundert*. Hg. v. Jürgen Kocka. Bd. 2: *Wirtschaftsbürger und Bildungsbürger*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1995, S. 92-127. Hier S. 95f.

MUSIKKULTURELLE SALONPRAKTIKEN IM SPIEGELBILD ENGLISCHER KARIKATUREN

Maren Bagge / Clemens Kreuzfeldt

Der Zeichner Gillroy [sic!], wie ich sehe, fährt immer noch fort, seine Carricaturen zu machen. Sie schlagen ihm so gut ein, daß ihm kein einziger von seinen Nachäffern nur im entfernten nahe kommt. Der Mann hat die menschliche Gestalt so emsig gründlich studiert, daß jeder Strich, wenn auch noch so verzerrt, doch nicht aus dem Verhältnisse des ganzen gerissen oder übertriebener ist, als die Anlage verlangt. Er weiß gerade da aufzuhören, wo der sinnige Zuschauer wünscht, daß er stehen bleiben möge.¹

So wurde 1798 über den Engländer James Gillray (1756–1815) und seine Karikaturen in der ersten Ausgabe von *London und Paris*, einer kosmopolitischen Zeitschrift, die einer deutschsprachigen Leserschaft Einblick in das Leben dieser beiden Metropolen ermöglichte, berichtet.² Gillrays Karikaturen waren und sind satirischer Spiegel der in England rezipierten politischen und gesellschaftlichen Ereignisse seiner Zeit. Dabei decken sie ein breites thematisches Spektrum ab, von der politischen Fehde mit Frankreich³ bis hin zu den neuesten Modeerscheinungen⁴ in London. Während die Karikaturen durch die Veröffentlichung der Zeitschrift *London und Paris* auch im deutschsprachigen Raum Verbreitung fanden, war das Ladenlokal der Verlegerin Hannah Humphrey (1745–1818) die exklusive Adresse für deren Vertrieb in London. Humphreys Geschäft entwickelte sich zu dem erfolgreichsten Karikaturenhandel der Stadt und war ab 1797 in der St. James's Street lokalisiert. Die geografische Lage der Geschäftsräume fiel auch dem Journalisten von *London und Paris* ins Auge: „Es kam mir sonderbar vor, daß Madame Humphreys, die Verlegerin seiner [Gillrays] Bilder, jetzt in die St. Jame's Straße gezogen ist, welche gerade zum Pallaste führt, und von allen Hofleuten, Aristokraten, Aufpassern und Angebern all augenblicklich durchstrichen wird.“⁵ Die unmittelbare Nähe zum St. James's Palace machte die St. James's Street zu einer hochfrequentierten Promenade, auf der sich die Schaulustigen vor dem Schaufenster Humphreys sammelten⁶:



Abb. 1: James Gillray: ‚A Little Music‘ – or – the Delights of Harmony, London 1810. Radierung, 28 x 38,1 cm, Sammlung Melanie Unseld

1 London und Paris 1 (1798), S. 23.

2 Das in Weimar erschienene Blatt berichtete aus dem Leben der beiden Metropolen und reiht sich in die Vielzahl der seit dem späten 18. Jahrhundert florierenden Unterhaltungszeitschriften ein. *London und Paris* veröffentlichte während ihres Bestehens von 1798 bis 1815 zahlreiche Karikaturen Gillrays und machte diese mittels Kommentierungen der deutschen Leserschaft erschließbar.

3 Vgl. die Karikatur von Gillray mit dem Titel *The Plumb-pudding in danger, or, State epicures taking un petit souper [...]*, London 1806.

4 Vgl. die Karikatur von Gillray mit dem Titel *Following the Fashion*, 1794.

5 London und Paris 1 (1798), S. 23.

6 Die Karikatur mit dem Titel *Very Slippery Weather*, London 1808 zeigt das Geschäft Humphreys mit seinem

„Wo diese Carricaturen feil sind, sieht man immer die Leute zu Dutzenden stehen.“⁷ So passierten die Karikierten vermutlich nicht selten ihr durch die Feder Gillrays verzerrtes Ebenbild. Doch die Karikaturen im Schaufenster der St. James's Street gaben den Betrachtenden nicht nur Einblicke in das öffentliche Leben Londons, sie spiegelten und spiegeln auch Gillrays Sicht auf alltagskulturelle Praktiken wie das häusliche Musizieren.⁸ (Abb. 1)

Während die Karikatur als Forschungsgegenstand mittlerweile neben der Kunstgeschichte auch Einzug in die Geschichtswissenschaft, vor allem aber Geschichts- und Politikdidaktik gehalten hat⁹, spielt sie in der Musikgeschichtsschreibung bisher nur eine marginale Rolle.¹⁰ Karikaturen dienen in musikwissenschaftlichen Veröffentlichungen häufig eher der Illustration und werden weniger als eigenständige musikwissenschaftliche Quelle betrachtet.

Das von Melanie Unseld an der Universität Oldenburg initiierte Forschungsprojekt *The Delights of Harmony. Englische Salonkultur um 1800*¹¹ nimmt nun die musikbezogenen Karikaturen Gillrays in den Fokus.¹² Diese werden dabei nicht als reine Bebilderung von Musikgeschichte verstanden, sondern als Aussageform eigener Qualität, als erinnerungskulturelle Quelle. Die in diesem Kontext angeführten Überlegungen im Rahmen eines Nachdenkens über Musikgeschichte sind von kulturwissenschaftlichen Ansätzen geleitet. Im Sinne eines praxeologischen Ansatzes bzw. eines Konzeptes des musikkulturellen Handelns, stehen die Akteurinnen und Akteure im Fokus des Erkenntnisinteresses. Aus dieser Perspektive heraus ist nicht nur von Interesse, wer die kulturell Handelnden waren, sondern auch, durch welche erinnerungskulturellen Medien ihr Handeln (auf welche Weise) zu erkennen ist. Vor dem Verständnis, dass musikkulturelles Handeln sich nicht ausschließlich in geschriebenen Kompositionen

Schaufenster in der St. James's Street.

7 London und Paris 1 (1798), S. 23.

8 Die von Gillray karikierten Szenen musikalischer Praktiken lassen sich nicht ausschließlich einer Bevölkerungsschicht zuordnen, vielmehr karikiert Gillray Personen aus unterschiedlichen sozialen und gesellschaftlichen Kreisen. Hinweise lassen sich nicht zuletzt der Kleidung der Protagonistinnen und Protagonisten entnehmen.

9 Siehe z.B. Angelika Plum: Die Karikatur im Spannungsfeld von Kunstgeschichte und Politikwissenschaft. Eine ikonologische Untersuchung zu Feindbildern in Karikaturen (Berichte aus der Kunstgeschichte). Aachen: Shaker, 1998; Severin Heinisch: Geschichte als Karikatur – Über das Verhältnis ironischer Bilder mit der Historie. In: Historische Faszination. Geschichtskultur heute. Hg. v. Klaus Fußmann/Heinrich Theodor Grütter/Jörn Rösen. Köln u.a.: Böhlau, 1994, S. 91-104; Hans-Jürgen Pandel: Karikaturen. Gezeichnete Kommentare und visuelle Leitartikel. In: Handbuch Medien im Geschichtsunterricht. Hg. v. dems./Gerhard Schneider (Wochenschau Geschichte Forum historisches Lernen). Schwalbach: Wochenschau, 2011, S. 269-290.

10 Ausnahmen bilden hier Karl Storck: Musik und Musiker in Karikatur und Satire. Eine Kulturgeschichte der Musik aus dem Zerrspiegel. Laaber: Laaber, 1910; Yane Fromrich: Musique et caricature en France au XIXe siècle (Iconographie musicale). Genève: Minkoff, 1973; Hans Christoph Wobbs: Das Dampfkonzert. Musik und Musikleben des 19. Jahrhunderts in der Karikatur. Wilhelmshaven u.a.: Heinrichshofen, 1982, sowie Richard Leppert: Music and image. Domesticity, ideology and socio-cultural formation in eighteenth-century England. Cambridge: Cambridge Univ., 1988.

11 Webpräsenz des Forschungsprojektes *Musikkultur in englischen Salons um 1800* an der Universität Oldenburg: <https://www.uni-oldenburg.de/musik/forschung/kulturgeschichte/projekte/musikkultur-in-englischen-salons-um-1800/> (letzter Zugriff 25.10.2015).

12 Den Untersuchungen liegt ein mehrdimensionales Verständnis des Salonbegriffs zugrunde, der die vielfältigen Formen musikalischer Geselligkeit mit einschließt.

zeigt, wird deutlich, dass schriftlich fixierte Musik keine monopolisierende Quelle zur Erforschung von Musikkultur darstellen kann. Vielmehr sollten und müssen, um die musikkulturelle Vielfalt untersuchen zu können, verschiedenste Medien der Erinnerungskultur als Quellen für musikkulturelles Handeln – selbstverständlich jeweils in ihrer ihr eigenen Medialität wahrgenommen – herangezogen werden. So hebt auch die Musikwissenschaftlerin Annette Kreuziger-Herr den „(musik-)historische[n] Mehrwert“¹³ durch die Einbeziehung anderer Quellentypen (und Methodologien) für musikwissenschaftliche Forschungen hervor. Dies ist gerade dann für eine musikhistoriografische Forschung von besonderer Bedeutung, wenn wortsprachliche Quellen keine Auskunft geben bzw. gar nicht erst überliefert sind – also gerade auch in Bereichen, wie die hier betrachtete englische musikalische Salonkultur um 1800 in privaten und halböffentlichen Kontexten.

Im (musik-)wissenschaftlichen Umgang mit der Quellenart Karikatur sind dabei mehrere Aspekte zu beachten: Gerade Bildquellen verleiten dazu, so auch der Einwand von den Kunstwissenschaftlerinnen Sigrig Schade und Silke Wenk, als „unmittelbar verständlich“ und vor allem *eindeutig* lesbar aufgefasst zu werden.¹⁴ Anders gesagt: Wir laufen schnell Gefahr, visuellen Quellen eine Eindeutigkeit zu geben, die ihnen möglicherweise nicht, oder nicht *nur*, eigen ist. Zudem, so konstatiert auch die Musikwissenschaftlerin Carola Bebermeier in ihrer Studie über die Skizzenbücher der Sängerin Celeste Coltellini, „[eröffnen] Bilder [...] keinen direkten Einblick in die soziale Welt, sondern vermitteln vielmehr einen Zugang zu zeitgenössischen Sichtweisen auf diese Welt“¹⁵. Was Melanie Unseld für die musikhistoriografische Betrachtung von Anekdoten formuliert, gilt ebenso für Karikaturen: Es geht nicht um die Frage historischer Verifizierbarkeit, sondern vielmehr um erinnerungskulturelle Qualitäten, denn Karikaturen sind „Träger stereotyper Konzepte“¹⁶ und „typischer Vorstellungen“.¹⁷ Übertragen auf die hier dargestellten Betrachtungen bedeutet dies also, dass die Karikaturen nicht als *eindeutig* „les“bare Abbildungen der englischen Alltagsmusikkultur um 1800 zu verstehen sind – sie also nicht notwendigerweise eine reale musikalische Praxis abbilden, sondern vielmehr als eingebettet in bestimmte ästhetische, intellektuelle, soziale und ideologische Diskurse betrachtet werden müssen.¹⁸ Die hier untersuchten Karikaturen Gillrays thematisieren musikalische Praktiken und geben so einerseits aus einer musikhistorischen Perspektive Einblicke in das musikkulturelle Handeln von Akteurinnen und Akteuren im Kontext der Alltagskultur. Andererseits – und das ist dabei stets mitzudenken – nutzte Gillray die Darstellung musikbezogenen Handelns in erster Linie eben nicht, um das konkrete musikalische Handeln an sich aufzuzeigen, sondern insbesondere dazu, um gesellschaftliche und politische Diskurse zu thematisieren, die den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen auf diese Weise erkennbar gemacht werden sollten. Anhand von drei Beispielen soll das Potenzial eines musikwissenschaftlichen Blickwinkels auf die Karikaturen

13 Annette Kreuziger-Herr: Kombinatorische Spiele. Die Trobairitz des 12. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für die Musikhistoriographie der Neuzeit. In: History | Herstory: Alternative Musikgeschichten. Hg. v. Annette Kreuziger-Herr/Katrin Losleben (Musik – Kultur – Gender 5). Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2009, S. 255-274. Hier S. 269.

14 Vgl. Sigrig Schade/Silke Wenk: Studien zur visuellen Kultur. Einführung in ein transdisziplinäres Forschungsfeld (Studien zur visuellen Kultur 8). Bielefeld: transcript, 2011, S. 8.

15 Carola Bebermeier: Celeste Coltellini (1760-1828). Lebensbilder einer Sängerin und Malerin (BIOGRAPHIK. Geschichte – Kritik – Praxis 4). Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2015, S. 34.

16 Melanie Unseld: Biographie und Musikgeschichte. Wandlungen biographischer Konzepte in Musikkultur und Musikhistoriographie (BIOGRAPHIK. Geschichte – Kritik – Praxis 3). Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2014, S. 120.

17 Ebd., S. 122.

18 Vgl. Bebermeier: Celeste Coltellini, S. 34.

Gillrays veranschaulicht werden. Dabei können u.a. folgende Fragen an die Karikatur als musikwissenschaftliche Quelle von Relevanz sein: Wer wird karikiert? Wie wird die Beziehung der Akteurinnen und Akteure dargestellt und in welcher Form interagieren sie? Eng damit verbunden ist die Frage, ob und in welcher Art Gillray Bezüge zu akustischen Ergebnissen der Musizierenden herstellt. Dabei interessiert uns vor allem auch die Frage nach dem Repertoire. Lassen sich evtl. sogar Hinweise auf konkrete Kompositionen in seinen Karikaturen erkennen? Eine weitere Perspektive ist die des Ortes, des geografischen und sozialen Raumes. In welchem Raum wird musiziert? In welchen Kontext stellt Gillray die Musizierenden?

Gillray karikierte in mehreren seiner Arbeiten Szenen, in denen verschiedene musikkulturelle Salonpraktiken sichtbar werden.¹⁹ Die Karikatur *A Little Music – or – the Delights of Harmony* verbildlicht (Abb. 1) eine typische Szene häuslichen Musizierens, wie sie wohl in vielen Häusern der Zeit vorzufinden war. Sie zeigt auch, dass gerade der musikalische Salon ein Ort war, an dem sich Frauen musikalisch betätigten.²⁰

An dieser Szene lässt sich aber nicht nur die Vielzahl und Heterogenität der am musikalischen Geschehen beteiligten Protagonistinnen und Protagonisten ablesen. Diese Karikatur steht auch exemplarisch dafür, wie Gillray die akustische Ebene und damit auch die Qualität des musikalisch Dargebotenen den Betrachtenden vermittelt. Die fauchende Katze und der bellende Hund lassen Rückschlüsse darauf zu, wie es tatsächlich um die ‚Delights of Harmony‘ bestellt war. Auch in weiteren Karikaturen Gillrays finden sich Tierdarstellungen, die das akustische Feld erschließen.²¹ Gillrays hier verwendeter Harmoniebegriff lässt zwei Lesarten zu. Zum einen nimmt er Bezug auf ein gesellschaftliches Miteinander und zum anderen fasst er das akustische Ereignis.

Doch Gillray integriert in seine Karikaturen nicht nur Hinweise darauf, wie es in den musikalischen Salons klang, sondern vermittelt auch, was erklang. Die Karikatur *Anacreontick's in full Song* gewährt Einblicke in das musikalische Repertoire. (Abb. 2) Sie thematisiert – und das ist eine mögliche Lesart – eine weitere Facette der musikalischen Alltagskultur in England um 1800: Die rege Vokalmusikpraxis, von der auch ein Korrespondentenbericht über das Londoner Musikleben im *Journal des Luxus und der Moden* aus dem Jahr 1794 zeugt:



Abb. 2: James Gillray: *Anacreontick's in full Song*, London 1801. Radierung, 24 x 31,2 cm, Sammlung Melanie Unseld

Die Engländer sind sehr für Vocalmusik; daher finden Sie in sehr vielen Gesellschaften die sogenannten Catches und Glee's von Herren und Damen, oft schlecht genug, oft aber auch

-
- 19 Die hier exemplarisch betrachteten Karikaturen stellen nur eine Auswahl der musikbezogenen Karikaturen James Gillrays dar. Es gibt noch weitere Karikaturen, die das musikkulturelle Handeln in englischen Salons um 1800 thematisieren. Vgl. z.B. *Ars Musica*, London 1800; *A Country Concert, – or – an Evenings Entertainment in Sussex*, London 1798, oder *The Pic-Nic Orchestra*, London 1802.
- 20 Siehe dazu auch den Beitrag von Rolf Haaser in diesem Band.
- 21 Vgl. hierzu die Karikaturen *Harmony before Matrimony* und *Matrimonial Harmonics*, London 1805, denen sich auch die eingangs zitierte Zeitschrift *London und Paris* in ihrer Ausgaben aus dem Jahr 1806 widmet. Vgl. *London und Paris* 17 (1806), S. 65-69.

recht gut, gesungen. Ja es giebt sogar einen eignen Glee-Club, wovon ich Ihnen nachher mehr sagen werde. Sie werden ohne meine Erinnerung wissen, daß Glee jeder mehrstimmige Gesang heißt, als, Terzett, Quartett u.s.w.; Catch ist eine Art von Canon, wo der Gesang aus drey oder vier Abtheilungen besteht, und die zweyte Abtheilung anfängt; so fort mit der dritten oder vierten Stimme.²²

Ein paar Seiten später heißt es:

Noch ein Wort vom Glee-Club. Dieser wird in einem öffentlichen Hause gehalten. Professoren und Liebhaber der Vocalmusik kommen hier wöchentlich zusammen und singen bei einer Bouteille Wein, Catches und Glee; es werden auch hier Medaillen ausgetheilt für den welcher den besten Glee komponirt. Ich enthalte mich aller ferner Kritik [...].²³

Eine solche Veranstaltung hat man sich auch hier vorzustellen, genauer gesagt – die Bildunterschrift verrät es – die der „Anacreonticks“. Die Anacreontic Society – ein Londoner Männerclub in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – traf sich wöchentlich, um Konzerte zu hören, gemeinsam zu essen, Wein zu trinken und zu singen. Zum Repertoire gehörten insbesondere mehrstimmige Catches und Glee. Was auf dieser Karikatur gesungen wird, darüber gibt Gillray eindeutig Auskunft. Die am oberen Rand



Abb. 3: James Gillray: *Farmer Giles & his Wife shewing off their daughter Betty to their Neighbours, on her return from School, London 1809*. Handkolorierte Radierung, 32,2 x 48,6 cm, © National Portrait Gallery

angeführten Textzeilen „Whilst snug in our Club-room we jovially twine...“ stammen aus dem Glee *The Anacreontic Society*, der, so lässt sich dem Titelblatt der Komposition entnehmen²⁴, in der Crown & Anchor Taverne in der Londoner Straße The Strand gesungen wurde. Dort traf sich die Anacreontic Society wöchentlich. Der Text stammt von Ralph Tomlinson, einem Präsidenten der Gesellschaft. Die Musik – das ist auf dem Notendruck allerdings nicht vermerkt – wird dem Komponisten John Stafford Smith zugeschrieben.

Doch nicht nur in der Metropole London ließen sich derart gesellige Veranstaltungen beobachten, auch in den ländlichen Gegenden herrschte ein reges häusliches musikalisches Treiben, welches Gillray ebenso in seinen Arbeiten aufgriff. In der Karikatur

Farmer Giles & his Wife shewing off their daughter Betty to their Neighbours, on her return from School stellte Gillray eine solche Szene dar. (Abb. 3) Die beiden Töchter des Hauses präsentieren sich und ihr musika-

22 Anonym: Ueber den jetzigen Zustand und die Moden der Musik in England. London, den 25sten März 1794. In: *Journal des Luxus und der Moden* (Juli 1794), S. 334-348. Hier S. 336f. Gegenstand der von 1786 bis 1827 erschienenen Zeitschrift war nicht nur – wie der Titel vermuten lässt – die Mode der damaligen Zeit. Vielmehr wurde in dem mit zahlreichen Illustrationen versehenem Journal über verschiedene kulturelle Themen, darunter Literatur, Kunst und Musik berichtet.

23 Anonym: Musik in England, S. 348.

24 Vgl. die ca. 1785 bei A. Blands Music Warehouse in London erschienene Ausgabe: British Library London, Notendruck *The Anacreontic Song as Sung at the Crown & Anchor Tavern in the Strand the words by Ralph Tomlinson Esq. R late President of that Society*. Signatur Music Collections H.1601.r.(42.).

liches Talent dem potentiellen Heiratskandidaten – vermutlich der Herr rechts auf dem Stuhl sitzend. Gillray karikierte hier eine zeittypische Situation musikalischer Alltagspraxis in England, die auch ein Korrespondent aus dem *Journal des Luxus und der Moden* beschrieb:

Lassen Sie uns, lieber Freund, nun noch auf einige Augenblicke in Privathäuser gehn, wo der Muse der Musik geopfert wird. Ich habe Ihnen schon oben gesagt, daß es zur guten Erziehung gehört, daß die jungen Damen vorzüglich ein oder das andre Instrument, gewöhnlich die Harfe oder Clavier, lernen, auch des Gesanges befleißigen sie sich, aber, wie es gewöhnlich geht, sie leisten nicht sehr viel. So lange sie nicht verheiratet sind, treiben sie das Ding wohl, um vielleicht einen Reiz mehr für ihre Anbeter zu haben.²⁵



Abb. 4: Ausschnitt aus der Karikatur von James Gillray: *Farmer Giles & his Wife shewing off their daughter Betty to their Neighbours, on her return from School, London 1809*. Handkolorierte Radierung, 32,2 x 48,6 cm, © National Portrait Gallery

Gillray kannte derartige Situationen und zielte in dieser Karikatur auf eine eben solche ab. Ein genauer Blick auf die auf dem Cembalo aufgeschlagenen Noten in der Karikatur gibt weitere musikspezifische Hinweise, denn Gillray war in seinen Zeichnungen sehr genau. (Abb. 4) Auf dem Notenblatt ist der Titel *Bluebell of Scotland*, sowie die Ergänzung „Sung by Mrs. Jordan“ zu erkennen. Dieser Song wird der irischen Sängerin und Schauspielerin Mrs. Jordan – der Künstlernamen der 1761 geborenen Dorothea Bland – zugeschrieben.²⁶ Die skandalumwobene Schauspielerin wurde insbesondere wegen ihrer langjährigen unstandesgemäßen Beziehung zum späteren britischen König Wilhelm IV. mehrfach von Gillray karikiert.²⁷ Gillray ließ auch bei dieser Karikatur in Bezug auf das abgebildete Repertoire seiner zeichnerischen Fantasie keinesfalls freien Lauf, sondern nahm Bezug auf eine konkrete Komposition. Tatsächlich handelt es sich bei dieser Musik, die Gillray hier auf dem Notendruck am Cembalo skizzierte, um eine zu der Zeit sehr beliebte, und in unterschiedlichen Ausgaben erschienene Komposition.²⁸ (Abb. 5)

Eine Betrachtung des angedeuteten Repertoires ist für die Kontextualisierung der englischen Unterhaltungsmusik um 1800 erhellend. So lassen die Karikaturen Rückschlüsse darauf zu, in welchen mu-

25 Anonym: *Musik in England*, S. 347.

26 Mittlerweile existieren zahlreiche Bearbeitungen des Songs, darunter ein Arrangement für Posaune mit Begleitung von dem Posaunisten Arthur Pryor und eine Orchesterversion, arrangiert vom amerikanischen Komponisten Leroy Andersen. Auch Joseph Haydn setzte sich musikalisch mit dem Song auseinander. Unter der Verzeichnisnummer Hob. XXXIa: 176 findet sich eine Bearbeitung des Songs mit Begleitung eines Klaviertrios.

27 Siehe u.a. die alle bei Hannah Humphrey erschienenen Karikaturen *The devil to pay; – the wife metamorphos'd, or Neptune reposing, after fording the Jordan*, London 1791, *Lubber's-hole, – alias – the crack'd Jordan*, London 1791, *Vices overlook'd in the new proclamation*, London 1792 und *La promenade en famille – a sketch from life*, London 1797.

28 Auf einigen der Notendrucke wird Dorothy Jordan, wie auch in Gillrays Karikatur, nur als Sängerin aufgeführt. Explizit als Komponistin genannt wird sie z.B. auf einem um 1800 bei Rhames's in Dublin erschienenen Druck. Vgl. British Library London, Notendruck *The Blue Bell of Scotland. A Favorite Ballad Composed and Sung by Mrs. Jordan*. Signatur Music Collections H.1654.n.(31.).

MUSIKALISCHE GESELLIGKEIT UND ABENDUNTERHALTUNG IM PRAGER JÜDISCHEN GROSSBÜRGERTUM NACH 1850

Martina Niedhammer

Am 25. Januar 1873 vermeldete der Lokalteil des *Prager Abendblatts* eine „Ovazion“, die nur wenige Tage vorher anlässlich der Silberhochzeit Joseph Porges von Portheims und seiner Frau Rosa, geb. Goldschmidt stattgefunden hatte: Die im Prager italienischen Waisenhaus untergebrachten Kinder, für die das Paar wiederholt gespendet hatte, hatten ihm zu Ehren einen „kleinen Fackelumzug mit Lampions“ veranstaltet.¹ Wie der interessierte Leser weiter erfahren konnte, hatten die Portheims im Kreise etlicher Gäste und ihrer Familie gefeiert, die ganz offensichtlich erhebliche Mühe für die Vorbereitung des Abends aufgewendet hatte. Der damals weithin geschätzte Prager Schauspieler und Sänger Friedrich Hassel hatte eigens ein Lustspiel für diesen Anlass verfasst, in dem die beiden Töchter des Paares, Auguste und Henriette, auftraten. Außerdem standen der erste Teil von Schillers *Wallenstein* sowie eine Reihe sogenannter ‚lebender Bilder‘, darunter eine Szene aus Goethes *Torquato Tasso* nach einer Illustration Wilhelm von Kaulbachs, auf dem Programm.

Die ausführliche Schilderung dieser eigentlich intimen Familienfeier in einer bedeutenden regionalen Tageszeitung war sicherlich kein Zufall, sondern Teil einer wohldurchdachten Strategie der Selbstinszenierung im öffentlichen Raum², wie sie vom Bürgertum jener Zeit immer wieder in Anspruch genommen wurde. Der Fall der Porges von Portheim war freilich insofern besonders, als die Familie nicht nur zum kleinen Kreis derjenigen Prager zählte, die aufgrund ihrer langjährigen Tätigkeit in Industrie und Großhandel³ über ein bedeutendes gesellschaftliches Netzwerk und erhebliches Vermögen verfügten; vielmehr spielte sie auch innerhalb der lokalen jüdischen Gemeinde eine wichtige Rolle. Als Angehörige einer ‚doppelten Minderheit‘, zu der in der böhmischen Hauptstadt nur rund zwanzig Familien gehörten, zogen die Porges von Portheim daher wiederholt die Aufmerksamkeit der jüdischen wie der nicht-jüdischen Presse auf sich.

Unabhängig davon, ob einzelne Nachrichten von den Betroffenen möglicherweise lanciert wurden, unterschied sich die Berichterstattung beider Pressesparten jedoch deutlich voneinander: Jüdische Zeitungen verwiesen vor allem auf die Partizipation großbürgerlicher jüdischer Familien am Gemeindeleben und betonten ihr ehrenamtliches Engagement, etwa in der Kultusgemeinderepräsentanz oder religiösen Vereinen (chevrot). Breit rezipiert wurden auch philanthropische Aktivitäten, wie Spenden und Legate zugunsten von Bedürftigen, galten sie doch als Indikator für die fortdauernde Verbundenheit dieser kleinen, ökonomisch und sozial erfolgreichen Schicht mit ihren jüdischen Glaubensgenossen. Fragen der Unterhaltung und des Konsums spielten in jüdischen Medien hingegen kaum eine Rolle. Die Schilderung der goldenen Hochzeitsfeier Leopold Porges von Portheim und seiner Ehefrau Rosa, geb. Drosa in der in Wien erscheinenden *Neuzeit. Wochenschrift für politische, religiöse und Cultur-Interessen* im Juni 1865 fiel daher sehr anders aus als die Beschreibung der Feier seines Neffen Joseph nur wenige

1 [Anonym:] Ovazion. In: *Prager Abendblatt* 22 (25.1.1873), [S. 2].

2 Darauf deutet auch der Umstand hin, dass das *Abendblatt* nur zwei Tage vorher bereits einen ähnlichen Bericht abgedruckt hatte, in dem allerdings der Fackelumzug nicht erwähnt wurde. Vgl. [Anonym]: Festfeier. In: *Prager Abendblatt* 20 (23.1.1873), [S. 2].

3 Josephs Vater Moses und sein Onkel Juda Löw Porges hatten 1808 in Prag eine kleine Kattundruckerei gegründet, die innerhalb weniger Jahre die Größe einer Fabrik erreichte. 1841 wurden beide in den erblichen Adelsstand erhoben und wählten das Prädikat „von Portheim“. Vgl. Martina Niedhammer: *Nur eine Geld-Emancipation. Loyalitäten und Lebenswelten des Prager jüdischen Großbürgertums 1800-1867*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2013.

Jahre später in einem nichtjüdischen Blatt: Die *Neuzeit* hob vor allem den Besuch zahlreicher Ehrendelationen verschiedener jüdischer Vereine und der Prager Rabbiner in der Villa des Jubelpaars hervor.⁴

Nichtjüdische Zeitungen erwähnten das Prager jüdische Großbürgertum hingegen mit Bezug auf das politische und wirtschaftliche Leben der Stadt. Wie das eingangs zitierte Beispiel zeigt, widmeten sie sich außerdem inner- und außerhäuslichen Geselligkeitspraktiken, worunter im weitesten Sinne auch Fragen der Wohnkultur fielen. Die Tatsache, dass die Familie Porges von Portheim 1873 in einem ‚tableau vivant‘ eine Szene nachstellte, die sich in einem zeitgenössischen Bestseller, der mit zahlreichen Lichtdrucken ausgestatteten *Goethe-Galerie* des Münchner Verlegers Bruckmann, fand⁵, unterstreicht ihre Teilhabe an der „eleganten Welt“, den Lebens- und Unterhaltungsformen des gebildeten Bürgertums. (Abb. 1) Nicht zufällig gehörten lebende Bilder im 19. Jahrhundert zum festen Repertoire bürgerlicher Salonkultur, bei dem sich Darsteller und Zuschauer mittels einer Imitation rührender oder erhabener – etwa literarischer oder nationalgeschichtlicher – Sujets ihrer eigenen gesellschaftlichen Rolle vergewisserten.⁶



Abb. 2: Villa Portheimka in Praha 5 – Smíchov, Foto 2010, © Martina Niedhammer



Abb. 1: Als Vorlage des von der Familie Porges von Portheim nachgestellten tableau vivant diente vermutlich Kaulbachs Darstellung der Prinzessin Leonore, die Tasso nach einer schweren Krankheit zum ersten Mal begegnet. Leonore (Torquato Tasso). In: *Goethe-Galerie*. Nach Original-Kartons von Wilhelm von Kaulbach. Mit erläuterndem Text von Friedrich Spielhagen. München: Friedrich Bruckmann, [1867], unpag, Digitalisat: Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf, URN: urn:nbn:de:hbz:061:2-499-p0073-8

Den aufmerksamen Leser der Prager Tagespresse mochte dieser Bericht indessen nicht überraschen, galten die Porges von Portheim doch durchaus als stilbildend in der böhmischen Hauptstadt. So war ihr Wohnsitz, eine im frühen 18. Jahrhundert von Kilian Ignaz Dientzenhofer in Smichow bei Prag erbaute Barockvilla mit großem Garten, im Volksmund allgemein als „Portheimka“ bekannt – ein Name, der sich bis heute im topografischen Gedächtnis der Stadt erhalten hat. (Abb. 2)

-
- 4 #: Prag, 18. Juni. In: *Die Neuzeit*. Wochenschrift für politische, religiöse und Cultur-Interessen 25 (23.6.1865), S. 290. Wer sich hinter dem Autorenkürzel „#“ verbirgt, konnte nicht ermittelt werden.
- 5 *Goethe-Galerie*. Nach Original-Kartons von Wilhelm von Kaulbach. Mit erläuterndem Text von Friedrich Spielhagen. München: Friedrich Bruckmann, 1867. Das Buch versammelte 21 Frauengestalten aus Goethes Leben und Werk nach Vorlagen des renommierten Malers und Direktors der Münchner Kunstakademie Wilhelm von Kaulbach und erschien seit den 1860er Jahren in unterschiedlicher Aufmachung in zahlreichen Auflagen. Zu seiner Verbreitung siehe Stefanie Klamm: Bruckmann Verlag, Friedrich (1814-1898), German fine art publisher. In: *Encyclopaedia of Nineteenth Century Photography*. Bd. 1. Hg. v. John Hannavy. New York: Routledge, 2008, S. 225-227.
- 6 Zur bürgerlichen Aufführungspraxis der lebenden Bilder vgl. Bettina Brandl-Risi: *BilderSzenen. Tableaux vivants zwischen bildender Kunst, Theater und Literatur im 19. Jahrhundert*. Freiburg i. Breisgau: Rombach, 2013, S. 116-126, bes. S. 121-125.

Zeitgenossen verbanden den Ort insbesondere mit Hauskonzerten, bei denen der Hausherr Joseph Porges von Portheim in illustrem Kreis musizierte:

Unentwegt von seiner frühesten Jugend an bis in die Tage seines Alters handhabt er den Cellobogen mit Begeisterung, und der Quartette, welche in den Wänden seines Hauses erklangen, sind viele Tausende.⁷

Auch in der Öffentlichkeit war Joseph Porges von Portheim immer wieder zu hören, so vor allem im Rahmen des von ihm im Jahre 1876 mitbegründeten Prager Kammermusikvereins, bei dessen Veranstaltungen er wiederholt erkrankte Künstler vertrat.⁸ Darüber hinaus galt die Portheimka als Ort verfeinerter Lebensart, in das der Hausherr durchreisende Künstler einlud. So wusste das *Prager Tagblatt* im Dezember 1881 zu berichten, dass der Pianist Carl Heymann gemeinsam mit dem Komponisten Antonín Dvořák, einem langjährigen Kammermusikpartner Porges von Portheims⁹, zum Abendessen zu Gast gewesen sei.¹⁰

Es erstaunt daher wenig, dass das Portheim'sche Haus offenbar eine gute Referenzadresse war, auf die Stellungsuchende gern verwiesen. Im Oktober 1879 inserierte etwa ein gewisser Josef Schüller in der Beilage des *Prager Tagblatt* ein Gesuch für einen Hausmeisterposten, in dem er ausdrücklich seine frühere Tätigkeit im Hause Eduard von Portheims, eines Cousins von Joseph, erwähnte.¹¹ (Abb. 3) Aus der Retrospektive lässt sich die vergleichsweise ausführliche Berichterstattung in lokalen Zeitungen über das Freizeitverhalten und die Wohnverhältnisse der Familie Porges von Portheim bei aller gebotenen quellenkritischen Vorsicht als Gradmesser für ihre weitgehende Integration in die Prager nichtjüdische Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts deuten. Dies gilt in ähnlicher Weise auch für andere großbürgerliche jüdische Familien in der böhmischen Hauptstadt, mochte das musikalische Niveau dort auch nicht das sicherlich exzeptionelle Format der Porges von Portheim erreichen.¹² Die im Grunde wenig erstaunliche Tatsache, dass sich jüdische und nichtjüdische bürgerliche Geselligkeitspraktiken in ihrer inhaltlichen Ausrichtung oftmals kaum voneinander unterschieden, sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass dies nicht automatisch mit einer bedingungslosen Assimilation respektive der Aufgabe eines jüdischen Selbstbewusstseins einherging. Das verdeutlicht nicht nur der parallele Blick in die zeitgenössische jüdische Presse, sondern auch auf die familienpolitische Funktion eben jener Freizeitvergnügungen. Während inner- und außerhäusliche



Abb. 3: Stellungsgesuch Josef Schüllers mit Verweis auf seine frühere Anstellung im Hause Porges von Portheim. [Josef Schüller:] *Verlässlicher Hausmeister*. In: Beilage zum *Prager Tagblatt* 290 (19.10.1879), S. 16. Digitalisat: Österreichische Nationalbibliothek Wien, ANNO, URL: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=ptb&datum=18791019&seite=16&zoom=33>

7 J. Wintner: Über den Kammermusikverein in Prag I. In: *Prager Tagblatt* 303 (7.11.1894), S. 1f., hier S. 1.

8 Vgl. z.B. Pr. E. G.: Musik-Aufführung vom Verein für Kammermusik. In: *Prager Tagblatt* 53 (22.2.1877), S. 4f.

9 Niedhammer: *Geld-Emancipation*, S. 218.

10 [Anonym:] Der Pianist Hr. Carl Heymann. In: 1. Beilage zum *Prager Tagblatt* 343 (11.12.1881), S. 1.

11 [Josef Schüller:] *Verlässlicher Hausmeister*. In: Beilage zum *Prager Tagblatt* 290 (19.10.1879), S. 16.

12 Vgl. dazu Niedhammer: *Geld-Emancipation*, S. 214-219.

Unterhaltungsformen, wie Hauskonzerte, Bälle und Redouten, aus Sicht der christlichen Mehrheitsgesellschaft einen unverzichtbaren Teil des Heiratsmarkts darstellten, kam dieser Aspekt der Geselligkeit für das jüdische Bürgertum, wollte es seine Kinder endogam verheiraten, kaum infrage. Wenn daher ein Redakteur des *Prager Tagblatts* die Nachsicht rühmte, mit der der Präsident des Kammermusikvereins, Joseph Porges von Porthheim,

sich humanen Sinnes in die Stimmung jener zu versetzen [wisse], denen es ganz gleichgiltig ist, ob das, was auf dem Podium executirt wird, sechs Achtel oder vier Viertel sind, wenn sich an ihrem Tisch nur zwei Hälften, Eehälften, daraus ergeben [...] ¹³,

so galt dies keinesfalls für Porthheims eigene Familie. Seine Tochter Auguste verheiratete er, ähnlich wie dies andere wohlhabende jüdische Bankiers- und Industriellenfamilien, so etwa die Rothschilds, taten ¹⁴, innerhalb der Familie an seinen Neffen Arthur Porges von Porthheim. Die jüdische Religionszugehörigkeit und damit auch ein Teil des gruppenspezifischen Selbstverständnisses des Prager jüdischen Großbürgertums blieben auf diese Weise gewahrt.

13 Polylogos: Feuilleton. Sonntagsplaudereien. In: *Prager Tagblatt* 58 (27.2.1881), S. 1-2. Hier S. 1.

14 Vgl. dazu Rainer Liedtke: *N M Rothschild & Sons. Kommunikationswege im europäischen Bankenwesen im 19. Jahrhundert*. Köln: Böhlau, 2006, S. 26-28; Niedhammer: *Geld-Emancipation*, S. 222-235.

„DER KOPF IST KLEIN UND STEHT SEHR TIEF NACH UNTEN“

NACHRICHTEN AUS DEM BEREICH DER MODE UND DES GESELLIGEN LEBENS
IN DER ZAGREBER ZEITUNGSBEILAGE *COURIER FÜR DAMEN* (AGRAM, 1840)

Marina Čizmić Horvat

DEUTSCHSPRACHIGES ZEITUNGSWESEN IN KROATIEN

Die Präsenz der deutschen Sprache in Kroatien reicht tief in die Vergangenheit zurück. Kroatien war vom 1. Januar 1527 bis zum 2. Februar 1918 – fast vier Jahrhunderte lang – Teil des Kaiserreichs Österreich bzw. der österreichisch-ungarischen Monarchie und daher mit dem deutschsprachigen Raum durch Verfassung und Verwaltung politisch verbunden. Diese politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verbindungen mit dem deutschsprachigen mitteleuropäischen Raum haben auch im kroatischen Zeitungswesen bleibende Spuren hinterlassen.

Die Geschichte des kroatischen deutschsprachigen Zeitungswesens beginnt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und endet mit dem Stichjahr 1945. In diesem Zeitraum sind in Kroatien etwa 136 deutschsprachige Zeitungen und Zeitschriften erschienen – von Eintagsfliegen bis zu langlebigen Blättern.

Die entscheidende Anregung zur Systematisierung dieser Blätter nach Erscheinungsjahr, -ort und gemeinsamen Merkmalen kam 2003 von Jörg Riecke aus Anlass des Gießener Projekts *Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa*.¹ Daraufhin habe ich eine chronologische Erfassung aller bis dahin bekannten Titel in vier Zeitabschnitten vorgeschlagen, wobei die jeweiligen zeitlichen Grenzen in der Entwicklung des deutschsprachigen Zeitungswesens die folgenreichsten politischen Ereignisse markieren. Der erste Abschnitt erfasst den Zeitraum 1789–1848, der zweite 1848–1918, der dritte 1918–1941 und der letzte 1941–1945.² In Hinblick auf die Erscheinungsorte fallen deutlich zwei Zentren auf: Die meisten Blätter sind in Agram und in Esseg verlegt worden. Aber auch in anderen Städten Kroatiens sind deutschsprachige Zeitungen und Zeitschriften erschienen, darunter auch in Abazzia, Fiume, Karlstadt, Kopreinitz, Pola, Sissek, Vinkovitz, Wukovar und Zara. Thematisch und formal gab es eine Vielfalt von Zeitungstypen, die parallel mit Zeitungen in kroatischer, ungarischer und italienischer Sprache ihren Weg zum Publikum suchten. Es existierten Tageszeitungen, Wochenschriften, Familienzeitschriften, Fachzeitschriften, Wirtschaftsblätter, Gesetzblätter, Parteiblätter, Anzeigenblätter, christliche Blätter,

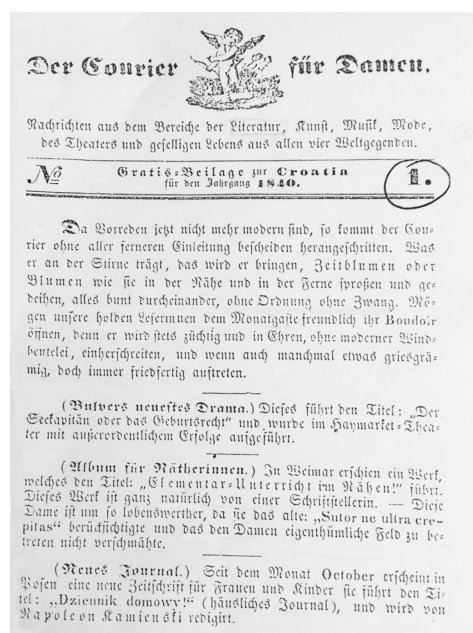


Abb. 1: *Der Courier für Damen* 1 (1840), Titelblatt. Foto privat

- 1 Siehe zum Projekt *Katalog deutschsprachiger Zeitungen im östlichen Europa* den Beitrag von Tina Theobald in diesem Band und Jörg Riecke/Tina Theobald: *Katalog deutschsprachiger Zeitungen im östlichen Europa*. Teil 1 [2012]. In: www.gs.uni-heidelberg.de/forschung/zeitungen.html (letzter Zugriff 21.11.2015).
- 2 Siehe dazu ausführlicher meinen Aufsatz Marina Fruk: *Das deutschsprachige Zeitungswesen in Kroatien*. In: *Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa*. Hg. v. Jörg Riecke/Britt-Marie Schuster. Berlin: Weidler, 2005, S. 393-404; dies.: *Ženski listovi u hrvatskom novinstvu*. In: *Riječ* 11,2 (2005), S. 101-106.

satirische und humoristische Blätter. Im Folgenden gehe ich auf das früheste bekannte Beispiel einer periodisch erscheinenden Publikation für Frauen näher ein.³ (Abb. 1)

DER COURIER FÜR DAMEN

Die erste Frauenzeitschrift im kroatischen Pressewesen, soweit es bis heute bekannt ist, erschien 1840 in deutscher Sprache unter dem Titel *Der Courier für Damen. Nachrichten aus dem Bereiche der Literatur, Kunst, Musik, Mode, des Theaters und geselligen Lebens aus allen vier Weltgegenden*.⁴ Diese Publikation erblickte die Welt als eine „Gratis=Beilage zur Croatia für den Jahrgang 1840“. Bei der *Croatia* handelte es sich um eine Wochenschrift, die von 1839 bis 1842 von Franz Suppan in Agram (Zagreb) herausgegeben und gedruckt wurde.⁵ Sie trug den Untertitel *Zeitschrift für vaterländisches Interesse, Wissen, Kunst, Literatur, Theater und Mode* und veröffentlichte literarische, populärwissenschaftliche und journalistische Texte zur Unterhaltung und Belehrung.⁶ (Abb. 2) *Der Courier für Damen* tauchte im kroatischen Pressewesen zu einem Zeitpunkt auf, als europäische Zeitschriften seines Profils bereits auf eine fast hundert Jahre währende Geschichte zurückblickten. Die Zagreber Neuerscheinung führte die Tradition der Frauenzeitschriften des 18. bis 19. Jahrhunderts in Hinblick auf die Themenauswahl, die typografische Ausstattung und den journalistischen Gesamteindruck zweifelsfrei fort.

Der Courier für Damen erschien im handlichen Albumformat als Quer-Oktav (13 x 22 cm). Den Zeitschriftenkopf zierte eine Vignette mit Putto-Darstellung. Jede Lieferung des *Couriers* hatte acht Seiten, alle Lieferungen erhielten eine laufende Paginierung von 1 bis 48. *Der Courier für Damen* unterschied sich von den übrigen Beilagen in der Wochenschrift *Croatia* durch zwei Merkmale, die ihn als Zeitschrift qualifizieren sollten: durch Periodizität und Aktualität. Er

- 3 Die hier behandelte Zeitschrift wurde von mir erstmals in folgendem früheren Aufsatz vorgestellt: Marina Fruk: *Der Courier für Damen (1840) – die erste Frauenzeitschrift im kroatischen Pressewesen*. In: Benachrichtigen und vermitteln: Deutschsprachige Presse und Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert. Hg. v. Mira Miladinović Zalaznik/Peter Motzan/Stefan Sienerth. München: IKGs, 2007, S. 27-41.
- 4 *Der Courier für Damen: Nachrichten aus dem Bereiche der Literatur, Kunst, Musik, Mode, des Theaters und geselligen Lebens aus allen vier Weltgegenden 1 (1840)*, 1-6, S. 1-48 (Agram: Franz Suppan).
- 5 Vgl. Marina Čizmić Horvat: *Die deutschsprachige Zeitschrift Croatia (1839–1842) und die kroatische Identitätsfrage*. In: Grenzdiskurse. Zeitungen deutschsprachiger Minderheiten und ihr Feuilleton in Mitteleuropa bis 1839. Hg. v. Sibylle Schönborn. Essen: Klartext, 2009, S. 57-66.
- 6 *Croatia 1-4 (1839-1842)* (Agram: Franz Suppan). – Die Jahrgänge 1841–1842 aus dem Bestand der Österreichischen Nationalbibliothek sind als Digitalisate frei verfügbar: <http://data.onb.ac.at/rec/AC09793736> (letzter Zugriff 22.11.2015).



Abb. 2: Titelblatt der *Croatia. Zeitschrift für vaterländisches Interesse, Kunst, Literatur, Theater und Mode* vom 1. Januar 1841. Exemplar der Österreichischen Nationalbibliothek Wien, Signatur: 104.866-C.Alt-3.1841, Digitalisat: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ186439005>

wurde fortlaufend, längere Zeit ohne Unterbrechung, in regelmäßigem Rhythmus veröffentlicht, und zeichnete sich durch thematische und formale Einheitlichkeit aus. Der *Courier* stellte sein Erscheinen noch in seinem ersten Jahr ein. Mit der zweiten Hälfte des Jahrgangs 1840 übernahm nämlich der neue Redakteur Heinrich Börnstein die Leitung der Wochenschrift *Croatia*.⁷ Er gestaltete sie um und schloss in diesem Zusammenhang die charakteristischen Themenbereiche des *Couriers* in den Feuilletonteil der Wochenschrift ein. In dem vierten und letzten Jahrgang der Zeitschrift *Croatia* fasste dann der spätere Redakteur A.F. Draxler die Themenbereiche Theater, Literatur, Handel und Lebensstil in der eigenen Rubrik namens *Album* zusammen.⁸ So lebten die Inhalte des *Couriers* als einer Frauenzeitschrift in einer anderen publizistischen Form weiter. (Abb. 3)

NACHRICHTEN UND IHRE TOPOGRAFIE

Jede Ausgabe des *Couriers* bestand durchschnittlich aus 38 Meldungen, Korrespondenzen und Nachrichten, die typischerweise durch die in Klammern gesetzten Ortsangaben oder Schlagwörter eingeleitet wurden. Die Texte waren zwischen zwei und 30 Zeilen lang. Formal bestanden die meisten längeren Nachrichten im *Courier* aus zwei Teilen. Im Einführungsteil wurde zuerst der Sachverhalt dargestellt und dann in Form einer humoristischen Wendung kommentiert:

(Frauen und Zeitungen.) In Karlsruhe erscheint ein neues Journal: „Allgemeine Frauenzeitung“, und die „Leipziger Frauenzeitung“ ändert ihre Devise in ein „Unterhaltungsblatt für und von Frauen“. Jeder Stand, jedes Alter, jede Kunst, hat jetzt beinahe seine eigene Zeitschrift; es wäre unrecht, wenn die Damen nicht auch ihre Zeitungen besäßen, um so mehr, wenn diese „von und für Frauen“ bearbeitet werden. Am Ende würden wir aber doch mehr Zeitungsfrauen, als Frauenzeitungen haben, – und dann, wohl den Papierfabrikanten, wohl den Tintenproduzenten, wehe den Setzern, wehe den Schnellpressen, und dreimal wehe den Männern, wenn ihre Damen nicht auch für sich – lesen.⁹

Nicht nur humoristische Wendungen, sondern auch andere journalistische Verfahren wurden von den Autoren des *Couriers für Damen* angewandt, um den Lesestoff attraktiv zu machen. So gesellten sich zu den Berichten über alltägliche Erscheinungen oft die Meldung über „sonderbare Ereignisse“ und „sensationelle Nachrichten“.¹⁰ Zu solchen gehörten Artikel über Unglücke jeder Art, Verbrecher oder auch Falschmünzer:

- 7 Croatia. Zeitschrift für vaterländisches Interesse, Kunst, Literatur, Theater und Mode 3 (1841).
- 8 Croatia. Organ für vaterländische Interessen: Geschichte, Litteratur, Kunst, Theater, Leben (1842).
- 9 Der Courier für Damen 2 (1840), S. 11.
- 10 Vgl. Marina Fruk: Počeci senzacionalizma u hrvatskom novinstvu. In: Riječ. 9,1 (2003), S. 132-138.



Abb. 3: Croatia. Organ für vaterländische Interessen: Geschichte, Litteratur, Kunst, Theater, Leben vom 4. Januar 1842, o.P [S.4]. Exemplar der Österreichischen Nationalbibliothek Wien, Signatur: 104.866-C.Alt-4.1842, Digitalisat: GoogleBooks

(Ein Falschmünzer) ist in Pesth eingezogen worden. Er ist ein Graveur von Profession, der bereits alle nöthigen Instrumente und Modelle sich angeschafft hatte, mit denen er falsche 10 und 20 Kreuzer=Stücke goß, die er als dan ausgab.¹¹

Wenn die Stoffe nicht ausreichten, um das Blatt zu füllen, wurden die Lücken mit belanglos erscheinenden Nachrichten und unwichtigen Einzelheiten gefüllt: „(Taglioni=Schuhe.) In St. Petersburg verfertigte man Ballschuhe aus Schwalbenflügel; sie sind ungemein zierlich und leicht, man nennt sie Taglioni=Schuhe.“¹²

Heute ist es schwer festzustellen, ob es sich bei allen Nachrichten um Berichte über tatsächlich stattgefundene Begebenheiten handelte oder um Nachrichten, die zwecks Unterhaltung erfunden wurden. Als Redakteur des *Couriers* kommt mit großer Wahrscheinlichkeit Eduard Breier in Frage, der als damaliger Redakteur des Hauptblattes *Croatia* fungierte und wohl auch die Nachrichten verfasste bzw. die redaktionellen Eingriffe in die übernommenen Texte vornahm und gelegentlich auch Werbung in eigener Sache betrieb:

(Litterarisches.) Von dem den Lesern der *Croatia* bekannten Schriftsteller Eduard Breier erscheint ehestens in der Haas=schen Verlagsbuchhandlung zu Wien ein Bändchen Erzählungen, welches den Titel „Historisch=Romantische Bilder aus Croatiens und Ungarns Vorzeit“ führt.- [...] Da der Verfasser ein Croat, und thätiger Mitarbeiter der *Croatia* ist, so empfehlen wir unsern verehrten Lesern und Leserinnen seine Erzählungen als eine angenehme erheitende Lectüre, die gewiß ihr bescheidenes Ziel aller Orts erreichen wird.¹³

Etwa 80 Prozent der Nachrichten im *Courier* entstammten ausländischen Zeitungen und Zeitschriften¹⁴, die in „Scherenarbeit“ in der Redaktion zusammengetragen und ohne konkrete Quellenangaben wei-

11 Der *Courier für Damen* 3 (1840), S. 17.

12 Ebd., S. 19. – Diese Nachricht über die Taglioni-Schuhe erscheint nur auf den ersten Blick als ein bloßer Lückenfüller. Sie rekurriert auf die Einführung des Spitzentanzes, als dessen Meisterin Marie Taglioni (1804–1884) gefeiert wurde. Taglioni gilt als eine der ersten internationalen Startänzerinnen des sogenannten romantischen Balletts und tanzte bis zum Ende ihrer Karriere in dem Petersburger Mariinskij Theater, nachdem sie 1837 das Ballet de l’Opéra de Paris verlassen hatte. (Anm. der Hg.). – Vgl. auch *Der Courier für Damen* 5 (1840), S. 33.

13 *Der Courier für Damen* 5 (1840), S. 35.

14 Entsprechendes gilt auch für das Hauptblatt. Carl Börnstein, vermutlich ein Verwandter des mit dem Jahresende 1840 ausgeschiedenen Heinrich Börnstein, und J.B. Taubner griffen in der Zeit ihrer Redaktion in der ersten Hälfte des Jahres 1841 mit Vorliebe auf Artikel von Zeitschriften wie *Der Spiegel* sowie dessen Beiblatt *Schmetterling* (Pest), *Pesther Tageblatt*, *Bohemia* (Prag) und *Allgemeine Theaterzeitung* (Wien) zurück. In seiner Lesersprache bei Übernahme der Redaktion brüstete sich Taubner nachgerade damit, auf eine Vielzahl von Zeitschriften zurückgreifen zu können: „Da es jedoch unmöglich ist, die Spalten einer Provinzial-Zeitschrift ganz mit Original-Gegenständen auszufüllen, so kann ich auch in dieser Beziehung um so ruhiger das Beste versprechen, als ich von Seite der Verlagshandlung mit einer überaus reichen und herrlichen Auswahl der achtbarsten in- und ausländischen Zeitschriften und Journale ausgerüstet bin. [...] Auch für das so interessante schöne Geschlecht wird dieses Blatt in Bezug auf Theater und Mode einen hinlänglichen Vorrath der ausgesuchtesten Notizen, so wie andere Gegenstände und Mittheilungen aus dem Neuesten der Zeit enthalten.“ – J.B. Taubner: Ankündigung. In: *Croatia* 27 (2.4.1841), [Titelseite]. – Man

terverbreitet wurden.¹⁵ Die Nachrichten selbst wiesen aber fast immer einen Ortsbezug auf und lieferten Informationen über Städte und Länder, in denen die beschriebenen Ereignisse stattgefunden hatten. Überblickt man die Anzahl der erwähnten Städte und Länder, so beeindruckt die imaginäre Topografie der kleinen Zeitschrift durchaus.

Der Courier bemühte sich sichtlich, sein im Untertitel formuliertes Versprechen, Nachrichten *aus allen vier Weltgegenden* zu bringen, auch zu halten. In fünf erhaltenen Nummern kamen 58 Städte und Länder vor. An erster Stelle stand Wien (17 Erwähnungen), an zweiter Paris (16), an dritter, etwas abgeschlagen, London (6), es folgten Pesth¹⁶ (4) Berlin, München, Mainz, Madrid, St. Petersburg (je 2). Zahlreiche andere Städte wie Amsterdam, Dresden, Moskau u.a. verzeichnen einmalige Erwähnungen.

MODE UND GESELLIGES LEBEN

Es lässt sich heute kaum festzustellen, wie das Lesepublikum des *Couriers* sozial beschaffen war. Dem damaligen Bildungsstand der kroatischen Einwohnerinnen entsprechend gehörten die potenziellen Leserinnen, die die Zeitschrift selbst als „reizende Abonentinnen, holde Leserinnen“ adressiert, der dünnen Schicht des städtischen Bürgertums und dem Landadel an. Es handelte sich um Frauen, die ein gesellschaftliches und geselliges Leben führten:

(Salondraperien) sind jetzt en vogue. Jede elegante und auf zahlreichen Empfang einggerichtete Wohnung muß mit einem Salon versehen seyn, dessen höchster Schmuck in einer dunkelfarbigen Seide= oder Wollzeug=Drapierung besteht, Fenster braucht dieser Salon nicht, er ist bloß für Soireen, und die zeltartig sich faltenden und spannenden Stoffe werden mit niedrigen Candelabern und durch Lustern erhellt.¹⁷



Abb. 4 (Kat. I.5): Leserinnen der Zeitschrift *Der Spiegel für Kunst, Elegant und Mode*. Modekuper als Beilage zur Zeitschrift *Der Spiegel* (Ofen und Pest, 1840). Foto: Anna Ananieva, 2015

Rekonstruiert man die in der Zeitschrift vermittelte Haltung der Redaktion, so stellte eine ideale Leserin nicht nur eine Konsumentin, sondern eine an den Lebensgewohnheiten der „großen Welt“ interessierte Person dar.

(Abb. 4) Im Mittelpunkt ihrer Neugierde stand die Frage nach den Formen des gesellschaftlichen Umgangs, nach der Art und Weise des sozialen Verhaltens, ebenso das Interesse an aktuellen Belangen des Alltags:

(Wiener Winter=Mode.) Mantilles a la Taglioni, welche ihrer Zweckmäßigkeit wegen, vorzüglich zur Winterbekleidung dienen und besonders bei Bällen und Theatern ihre Anwendbar-

darf wohl voraussetzen, dass diese Praxis bereits unter der Redaktion von Eduard Breier im Jahr 1840 gang und gäbe war. (Anm. AA)

15 Vgl. allgemein dazu: Voigt, I. Korrespondenzbüros als Hilfgewerbe der Presse : Entstehung, Aufgaben und Entwicklung. In: *Unter Druck gesetzt*. Hg. v. Jürgen Wilke. Köln: Böhlau, 2002, S. 69-127.

16 So die Schreibweise des *Couriers*.

17 *Der Courier für Damen* 3 (1840), S. 18.

keit beweisen. Außerdem, daß sie warm halten, sich gehörig an den Leib schließen, können sie im nöthigen Falle in die nettesten Capuchon=Häubchen verwandelt werden.¹⁸

(Pariser Mode.) Noch immer will die Frühlingsmode sich nicht recht gestalten; jedoch sieht man unter den Damen viele Strohhüte, deren Schirm kurz aber breit ist, er geht nämlich an den Wangen tief herunter, ist aber von oben etwas geschleift oder umgeschlagen; der Kopf ist klein und steht sehr tief nach unten; die Aufputzung besteht immer von der Farbe des Strohs, und da die jetzige Mode, alles Grelle vermeidet, und sich ganz für das Einfache ausspricht, so dürfen wir mit der größten Zuversicht, diesen Modellen eine bleibende Stelle einräumen.¹⁹

(Ein kostbarer Sonnenschirm.) Der Fabrikant Samuel Sreard, zu Leeds ist in diesem Augenblicke mit der Verfertigung eines eleganten Sonnenschirmes für die Königin Viktoria beschäftigt. Der Griff dieses mit weißem Atlas überzogenen Schirmes bildet eine einzige schön geschnittene Perle, worin zwei Augen angebracht sind. Eine Krone, von massiven Golde ruht auf dem entgegengesetzten Ende des Sonnenschirms dessen Ring und Stäbe mit ihren Knöpfen sämtlich von Silber sind. Dieses zierliche Galanteriewerk, über welches ein Überzeug von dunkelrothen Sammt kommt, erhält ein Futteral von Maroquinleder.²⁰

Die ständige Frage der potenziellen Leserinnen des *Couriers* sollte wohl lauten: Was ist *en vogue*? Der moderne Lebensstil, die Art und Weise des täglichen Verhaltens, die aktuellsten Themen im weitesten Sinne des Wortes waren gefragt, dazu vermittelte die Zeitschrift Beiträge wie beispielsweise „Emancipation der Damen und Kaffeegenuss“:

(Damen Cafeehaus.) Dieses befindet sich in Wien an der unteren Bräunerstrasse links vom Graben. Es ist für das schöne Geschlecht bestimmt, prachtvoll ausgestattet, und dürfte sich eines großen Zuspruchs zu erfreuen haben.

Wie Sie sehen meine verehrte Leserinnen geht es mit der Emancipation der Damen so ziemlich vorwärts. Denken Sie sich eine Dame im Damenkafeeause, sie raucht eine Damen Cigarre, trinkt Damenkafee, und liest die von Damen herausgegebene Damenzeitung! Wollen Sie noch mehr?²¹

18 Der Courier für Damen 2 (1840), S. 9.

19 Der Courier für Damen 6 (1840), S. 47

20 Der Courier für Damen 3 (1840), S. 21.

21 Der Courier für Damen 1 (1840), S. 7 – Eine ähnlich lautende Meldung, allerdings mit anderer Pointe, über das Wiener Café für Damen hatte bereits im Vorjahr der in Wien herauskommende *Humorist* und die in Frankfurt am Main erscheinende *Didaskalia* abgedruckt: „In neuester zeit ist in Wien, um einem allgemeinen Wunsche zuvorzukommen, ein prachtvoll ausgestattetes Kaffeehaus-Lokale für *das schöne Geschlecht* errichtet worden. Dieses Kaffeehaus befindet sich in der untern Bräunerstraße, links vom Graben, und dürfte als Copie der berühmten französischen Kaffeehäuser dieses Genre, bei seiner eleganten Einrichtung, gewiß eines starken Zuspruchs von Seite aller Schönen Wiens sich zu rühmen haben.“ Der *Humorist* 223 (8.11.1839), S. 893; *Didaskalia*. Blätter für Geist, Gemüth und Publizität. 348 (18.12.1839), [S. 4]. Interessanterweise stellt eine einsame literarische Erscheinung in dem *Courier für Damen* ein humoristisches Gedicht unter dem Titel *Kafee=Ode* dar. Darin wird das damals zunehmend in Mode gekommene Getränk unter der Devise „Kaffee – ein Hausfreund, [ein] Liebling aller Weiber“ angepriesen. Siehe zum Kaffeekonsum den Beitrag von Vanessa Nachtigall in diesem Band.

Die Berichte über eine solche scheinbare Emanzipation oder die Benennungen der weiblichen Tätigkeiten wie etwa „Redactrice“, „Improvisatrice“ zeichneten sich durch einen unüberhörbaren ironischen Beiklang aus und wurden aus einer deutlich männlichen Perspektive heraus verfasst. Für die Frau schien das „Leichte“, das „Einfache“, das „Scherzhafte“ reserviert zu sein. Insgesamt bot die Redaktion des *Couriers* seiner Leserschaft den Nachrichtenstoff auf unterhaltsame Weise „bunt durcheinander, ohne Ordnung, ohne Zwang“ an. Die Nachrichten wurden in einem vertraulichen, innigen, unterhaltsam belehrenden Ton geschrieben – beschützerisch, aber auch einschmeichelnd. Es galt nämlich, sich bei den Leserinnen beliebt zu machen, um dadurch einen besseren Vertrieb des Blattes zu sichern. So wurde die Leserin des *Couriers* nicht nur als „Dame von Welt“, sondern auch aus aktuellen Anlässen als Patriotin angesprochen:

(Constantinopel.) Der Patriarch daselbst hat einen Befehl erlassen, in welchem den Damen aufgegeben wird, den französischen Moden und Eitelkeiten zu entsagen, und das Nationalkostüm zu tragen. – Was meinen Sie, meine holden Landsmännchen, stünde in Croatien nicht auch ein solches Mandat am rechten Flecke?²²

(Die neueste Pariser Mode für Herren=Mäntel) ist ganz die, wie sie die alten deutschen Schöppen trugen. Der Stoff besteht aus Sammt mit Pelz verbrämt.²³

(Siebenbürgen.) Das Kronstädter Wochenblatt erteilt einen Aufruf an den deutschen Theil der Bevölkerung Siebenbürgens, zur Bildung eines: „deutschen Vereins zur Kunde Siebenbürgens!“²⁴



Abb. 5: Josef Kriehuber: Maria Taglioni (1839), Lithographie. Digitalisat: Wikimedia Commons

Das kosmopolitisch gefärbte Leben der Höfe und des Adels, der Schauspieler und Schriftsteller stand aber im Mittelpunkt des Interesses. Dabei fokussierten die Mitteilungen des *Couriers für Damen* auffällig oft die weiblichen Protagonistinnen des aktuellen Welt- und Kunstgeschehens, wie beispielsweise die Königin Viktoria oder auch die gefeierten Musikerinnen und Tänzerinnen der Zeit (Abb. 5):

(Die Fenster der Häuser in London) an welchen die Königin zur Vermählung vorüberfährt, sind schon jetzt größtentheils vermietet. Ein einziges Haus mit 42 Fenstern wird in einer Stunde 20,000 Pf., 200,000 fl. CM. einbringen.²⁵

(Etwas über das neue Ballet auf der St. Petersburger Hofbühne) [...] Man spricht vorzüglich von einer prachtvollen Dekoration im zweiten Acte, welche zu einem Lustgarten gehörte. Dem. Taglioni tanzt vor derselben ein Pas auf einem, mit frischen Blumen bestreuten Gartenparterre. Im Hintergrunde bei dem nämlichen Aufzuge, befindet sich ein Teich, auf welchem die Künstlerin, die Rolle des Schattens spielend einige Augenblicke sich fast schwebend

22 Der Courier für Damen 2 (1840), S. 10.

23 Ebd., S. 13.

24 Der Courier für Damen 1 (1840), S. 7.

25 Der Courier für Damen 3 (1840), S. 18.

erhält, und dann verschwindet. Dem. Taglioni, welche jeden Abend zehnmal hervorgerufen wird, hat von dem Kaiser einen kostbaren, mit Diamanten und Turquoisen gezierten Schmuck zum Geschenke erhalten.²⁶

(Mit dem Walzerkönig Strauß) rivalisiert jetzt eine Walzerkönigin, Mad. Staar, die sehr gut Violine spielt, Tänze componiert, und das Regensburger Publikum nicht blos entzückt, sondern sogar electrifiziert.²⁷

(Florenz) Die Oper „Giovanni di Procida“ Text und Composition vom Fürsten Joseph Poniatowsky hat großes Aufsehen erregt. Der Fürst selbst, sein Bruder Karl und dessen Gemahlin Elisa sangen die ersten Partien.²⁸

Das Theater war zu dieser Zeit einer der lebhaftesten Punkte der städtischen Kommunikation und entsprechend auch als Konversationsthema besonders beliebt. Im *Courier für Damen* wurden Uraufführungen von Dramen, Opern und Ballette besprochen und die Eröffnungen von neuen Theaterhäusern bekanntgegeben. Auch die Musiknachrichten, insbesondere Neuigkeiten über die Konzertreisen der Virtuosen, schienen ein wichtiger Teil des gesellschaftlichen Lebens des Zagreber Lesepublikums zu sein:

(Der Pianoheros Liszt.) Bei seiner zweiten Anwesenheit in Wien (November 1839,) gab dieser Virtuose mehrere Concerte, und ärntete nicht nur Beifall, sondern Enthusiasmus.²⁹

(Nizza.) Der sich daselbst aufhaltende Violinheros Paganini gedenkt eine Schule für dieses Instrument herauszugeben, welche, in Betreff des Mechanismus das Erlernen bedeutend abkürzen, und das Mittel darbiethen würde, eine Intonierung reiner als jene aller übrigen Violinisten zu erhalten.³⁰



Abb. 6 (Kat. I.5) Leserinnen der Zeitschrift *Der Spiegel für Kunst, Elegant und Mode* (Ausschnitt). Modekupfer als Beilage zur Zeitschrift *Der Spiegel* (Ofen und Pest, 1840). Foto: Anna Ananieva, 2015

Die ideale Leserin des *Couriers* war also über das europäische Theater- und Musikleben ausreichend informiert. Um ihre gesellschaftlichen Pflichten im Salon perfekt erfüllen zu können, hielt sie sich auch über Neuerscheinungen auf dem Bücher- und Zeitschriftenmarkt auf dem Laufenden. Die regelmäßige Lektüre von Belletristik, Sachbüchern und Periodika gehörte zum „guten Ton“, es wurde das gelesen, was gerade als modern und damit auch als ein aktuelles Konversationsthema gefragt war. (Abb. 6) So versorgte der *Courier* seine Leserschaft auch mit den literarischen Nachrichten, die inhaltlich den größten Anteil an Mitteilungen darstellen. Es geht dabei hauptsächlich um Ankündigungen oder Kommentare zu neuen Büchern, Übersetzungen und

-
- 26 Der *Courier für Damen* 5 (1840), S. 33.
27 Der *Courier für Damen* 6 (1840), S. 48.
28 Der *Courier für Damen* 5 (1840), S. 33.
29 Der *Courier für Damen* 1 (1840), S. 7.
30 Der *Courier für Damen* 34 (1840), S. 5.

Kritiken. Es wurden auch andere Zeitschriften vorgestellt und kommentiert, wie die bereits erwähnte *Allgemeine Frauenzeitung* aus Karlsruhe oder eine neue Zeitschrift für Frauen und Kinder aus Posen, der Almanach des Leopoldstädter Theaters *Thalia*, die Neuerscheinungen *Die Iris* in Pest, *Orpheus* in Wien und *Camellien* in Prag.³¹ Über eine polnische Zeitschrift aus Lemberg wurde geurteilt, sie sei „allen Verehrern der slawischen Litteratur, die sich an den melodischen Tönen der polnischen Mundart ergötzen und in Hinsicht des Stoffes eine angenehme Lektüre suchen, bestens zu empfehlen“.³² Sachkundige Empfehlungen, die sich auf Werke von Ludwig Tieck und Franz Grillparzer, auf Übersetzungen „Byronscher Dichtung“ oder kommentierte Ausgaben von Dantes Werken bezogen, wurden vermischt mit dem aktuellen Klatsch und Tratsch aus dem literarischen Milieu:

(Georg Sand) kritisirt jetzt Göthe, Byron und einen polnischen Dichter, ohne eine Silbe Deutsch, Englisch oder Polnisch zu verstehen.³³

(Paris) Alexander Dumas der gefeierteste der französischen Dramatiker und Novellisten, der entschiedenste Wortführer des Hagestolziats hat sich mit Dem. Marguerite Josephine Ferrand vermählt.³⁴

(Innsbruck³⁵.) Der Schriftsteller Spindler verlebt diesen Winter in der Hauptstadt Tyrols.

Überblickt man die Themenauswahl und den Plauderton der hier vorgestellten „Gratis=Beilage zur Croatia für den Jahrgang 1840“, so scheint *Der Courier für Damen* aus dem Jahr 1840 mit seinem Interesse für Mode und Kleidung, Unterhaltung und Lebensstil ein Vorfahr der heutigen Frauen- und Modeblätter zu sein. Es besteht jedoch ein Unterschied zwischen Frauenzeitschriften aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und den Modezeitschriften von heute. Die neueren Frauenzeitschriften werden vorwiegend von Frauen redigiert und geschrieben. Laut Angaben auf der Internetseite des Kroatischen Journalistenverbandes, wurden 2007 von insgesamt dreiundzwanzig Blättern neunzehn von Frauen und nur vier von Männern redaktionell verantwortet – aber macht das Geschlecht des Redaktionskopfes einen wesentlichen Unterschied für das Blatt aus? Mit dem Blick auf die Frauenzeitschriften von heute kann ich keinen Unterschied feststellen, weder inhaltlich, noch in der Art, wie die Leserinnen von der Redaktion angesprochen werden. Denn weiterhin ist „der Kopf klein und steht sehr tief nach unten“.³⁶

31 Der Courier für Damen 2 (1840), S. 8.

32 Der Courier für Damen 3 (1840), S. 35.

33 Der Courier für Damen 2 (1840), S. 13.

34 Der Courier für Damen 5 (1840), S. 33.

35 So die Schreibweise des *Couriers*.

36 Der Courier für Damen 6 (1840), S. 47.

WAS ZEIGEN DIE ANZEIGEN?

EIN KULTURWISSENSCHAFTLICHER VERSUCH ÜBER DIE ANGEBOTE DER KOMMERZIELLEN ANZEIGEN DER *PRAGER, WIENER UND OFNER-PESTHER ZEITUNG* DER 1830ER JAHRE

Mate Eichenseher

Anzeige.

Es befindet sich das ganze Jahr hindurch die Haupt-Niederlage von dem so sehr beliebten / extra feinen Ungarischen / Champagner, / welcher wegen seiner Klarheit, starkem Moussée und Lieblichkeit des Geschmacks dem Französischen Champagner gleich gestellt werden kann, und selbst in der Gewerbs-Producten-Ausstellung die / ehrenvolle Lobeserhebung / erhalten hat, in der Stadt, Tuchlauben Nr. 554, in der Specerey- und Weinhandlung „zum weißen Rössel“ und ist allda zu haben: / Die große Bouteille weißer oder rother Gattung à 1 fl. 18 kr. C. M.

Die Stöpfel sind mit dem Brande [Stallenberg J. B. V.] versehen.

J. B. v. Stallenberg,
Champagner-Wein-Fabrikant und
Fabriks-Inhaber in Wien.¹

Die leicht vergilbten Seiten einer Zeitung aus dem 19. Jahrhundert durchblättern, stieß ich auf diese sowie ähnlich sich anbietende Anzeigen, die allerhand kuriose Produkte anpriesen. (Abb. 1) Der Gedanke, dass Leser dieser Zeitung sich schon vor etwa 180 Jahren mit den gleichen Produkten beschäftigten wie heute, schien den damaligen Alltag im wörtlichen Sinne greifbar zu machen. Die kommerziellen Anzeigen² befinden sich meist in den Intelligenzblatt genannten Beilagen von Zeitungen. (Abb. 2) Im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts treten immer mehr Zeitungsinsertate auf, die von Händlern sowie von Herstellern aufgegeben wurden und sich an ein größeres Publikum wandten. Betrachtet man diese Anzeigen der Städte Ofen-Pesth³, Prag und Wien, stellt man fest, dass einige Produkte in allen drei Städten sehr häufig beworben werden. Andere Produkte wiederum werden so gut wie nur in der einen oder in der anderen Stadt inseriert. Wie könnten die Konsumenten der drei Städte mit dem vorhandenen Angebot umgegangen sein? Welche Bedeutungen könnten sie den angebotenen Produkten beigemessen haben? Der vorliegende Essay beruht auf einer kulturwissenschaftlichen Untersuchung, bei der knapp 300 kommerzielle Anzeigen der *Prager, Wiener und Ofner-Pesther Zeitung* im Zeitraum zwischen 1830 und 1839 systematisch ausgewertet wurden. Bei der Analyse der erhobenen Daten kam eine handlungsorientierte hermeneutische Methode zum Einsatz. Hierbei betrachtet man die spezifischen Bestandteile der Insertate und ihre Inhalte als textgewordene Handlung, als soziale Praxis der involvierten Akteure.⁴

1 Intelligenzblatt zur Wiener Zeitung 1 (02.01.1836), S. 15, vgl. auch Wiener Zeitung 12 (16.01.1836), S. 45.

2 Um die Diskussion, ob die hier untersuchten Anzeigen Werbung im Sinne der Konsumforschung auszuklammern seien, wählte ich den Begriff ‚kommerzielle Anzeige‘. Der Terminus verweist trotzdem darauf, dass es sich bei den untersuchten Insertaten um gewerbliche Angebote handelte, die sich an eine größere Konsumentenzahl richteten. Der Begriff ‚Anzeige‘ charakterisiert dabei den Hauptwesenszug der Insertate: dass sie etwas kommunizierten und dass sie in schriftlicher Form in Zeitungen abgedruckt vorlagen.

3 Die Stadt wurde erst 1873 zu Budapest.

4 Sylvia Bendel: Werbeanzeigen von 1622-1798. Entstehung und Entwicklung einer Textsorte. Univ., Diss., 1997. Tübingen: Niemeyer, 1998.

Häufigsten zu finden sind, sind es in Wien diverse Modeartikel und in Ofen-Pesth alkoholische Getränke und Tabak.

Sehr groß sind die Unterschiede hinsichtlich der Beschaffenheit des Angebots. Neben der Mode werden in Wien hochwertige alkoholische Getränke in vielfältiger Form hochgehalten, es kommen aber auch einfache Gebrauchswaren vor. Es kann vermutet werden, dass in den Blättern Wiens ein sehr wohlhabender als auch ein weniger betuchter Konsumentenkreis die Zielgruppen der Anbieter waren.

Die ohnehin große Auswahl in Prag bietet auch qualitativ von allem etwas. Prag scheint die kulinarische Hochburg unter den drei Städten gewesen zu sein. Hier spielen Modewaren erst an dritter Stelle eine Rolle, während Delikatessen und Spirituosen durch eine riesige Auswahl und faszinierende Außergewöhnlichkeit herausstechen. Das Essen und Trinken als gesellige Handlung und kulturelle Praxis ist bezeichnend für die Zeit des Biedermeier, in der die Menschen sich zum ersten Mal in der Kulturgeschichte ins Private zurückzogen. Die Genealogie dieses Phänomens erörterte der ungarische Historiker Péter Hanák in seinem Vortrag über die Epochen der bürgerlichen ungarischen Wohnkultur im 19. Jahrhundert. Er begründet den Rückzug ins Private mit dem opressiven Polizeistaat in der Zeit der Restauration in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Hierbei entstand der Salon, als Ort sozialen Austausches und der Selbstrepräsentation.⁵ Die Kulturwissenschaftler Jürgen Raab und Hans-Georg Soeffner erklären dies so:

Individuen und soziale Gruppen machen mit der Stilisierung ihres Lebens ihren Anspruch auf soziale Anerkennung nach außen hin deutlich, was im Alltag symbolisch über bestimmte Verhaltensweisen, über den Umgang mit kulturellen Gütern und Formen des Konsums geschieht.⁶

Die Gastgeber präsentieren sich mit der Größe und Ausstattung ihrer Wohnungen, mit der Mode, die sie tragen sowie mit den Speisen und Getränken, die sie ihren Gästen reichen. Für das 18. Jahrhundert konstatiert die Philologin Sylvia Bendel, dass mit der Entfaltung des Individuums auch das körperliche Wohlbefinden in den Mittelpunkt rückte. Schon ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden in den deutschsprachigen Zeitungen „sprunghaft mehr Genussmittel angeboten“⁷ Hierzu, so Bendel, muss sowohl das Angebot als auch das nötige Kapital vorhanden sein. Der Soziologe Ulrich Beck begründet die Entfaltung des bürgerlichen Individuums im 18. und 19. Jahrhundert mit dem Vorhandensein finanzieller Mittel, worauf basierend der „Kampf gegen die feudale Herrschafts- und Rechtsordnung“⁸ geführt wurde.

Wie unterschiedlich die jeweilige Kaufkraft in den drei Städten gewesen sein könnte, lässt sich erahnen. Während der Prager ‚italienische Früchten-, Spezerei- und Weinhändler‘ J.B. Chlumetzky am 24. Dezem-

5 Vgl. Péter Hanák: A polgári lakáskultura szakaszai a XIX. században. [Epochen der bürgerlichen Wohnkultur im 19. Jh.]. 1815-1914. In: Történeti antropológia. [Historische Anthropologie]. Hg. v. Tamás Hofer. Az 1983. Április 18-19-én tartott tudományos ülészak előadásai. [Vorträge der wissenschaftlichen Konferenz vom 18.-19. April 1983]. Budapest: Magyar Tudományos Akad. Néprajzi Kutató Csoportja Gondozásában, 1984, S. 165-195.

6 Jürgen Raab/Hans-Georg Soeffner: Lebensführung und Lebensstile – Individualisierung, Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung im Prozess der Modernisierung. In: Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen. Hg. v. Friedrich Jaeger/Jörg Rüsen. Stuttgart/Weimar: Metzler, 2011, S. 347.

7 Bendel: Werbeanzeigen, S. 192.

8 Ulrich Beck: Jenseits von Stand und Klasse?. In: Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Hg. v. dems. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1994, S. 43-60, hier S. 47.

ber 1833⁹ vier kommerzielle Anzeigen in einer einzigen Ausgabe des Intelligenzblattes für vier unterschiedliche Produktgruppen (Fasanen, Weine, Meeresfrüchte, Kaffee/Tee)¹⁰ platziert, inserieren die Pesther ‚Specerey-Händler‘, die Gebrüder Crettier, am 1. Januar 1835 Käse, Senf, Rum, Tee, Wein, Schnecken und Kerzen in einer einzigen Anzeige.¹¹ Die wenigen Inserate und die darin vorwiegend beworbenen Produkte erwecken den Anschein, als ob in Ofen und Pesth die Kaufkraft und die Nachfrage nach Waren mit höherem Dinstinktionswert in der Zeitspanne der hier vorliegenden Analyse nicht vorhanden gewesen seien. Dennoch kann nicht von einer unmodernen Stadt gesprochen werden. Die Lebensbedingungen in der noch nicht zu einer Großstadt vereinigten Stadt Altofen, Ofen und Pesth waren gewiss andere, als in den anderen beiden Metropolen.¹² Die große Anzahl der beworbenen Produkte und deren Vielfalt zeugen vom Vorhandensein des Angebots und vom Vorhandensein des Interesses, sowie von der fortschreitenden Individualisierung der Konsumenten, die die *Vereinigte Ofner-Pesther Zeitung* lasen. Der Zerfall lebensweltlicher Gewissheiten wie Klasse, Stand, Geschlechterrollen, Familie etc. in der beginnenden Moderne und insbesondere in urbanen Lebensräumen und der darin teilweise enthaltenen vorgezeichneten Biographien und Vorbilder in der Moderne haben den Einzelnen vor ganz neue Herausforderungen gestellt.¹³ Der Einzelne ist nun zunehmend befugt und verpflichtet, für sich selbst Sorge zu tragen. Diese Individualisierungsprozesse verlangen von ihm Eigeninitiative, Improvisationsfähigkeit, Integrationsfähigkeit und Frustrationstoleranz. Das Neue und Spezifische der Individualisierungsprozesse ist einerseits ihre Demokratisierung, die Ausbreitung auf gesellschaftliche Gruppen, die früher ihr Leben nicht selbständig führen durften und andererseits, dass die gesellschaftlichen Grundbedingungen die Individualisierung geradezu erzwingen.¹⁴ Um mit den in alldem enthaltenen Herausforderungen zurechtzukommen, um der „Tyrannei der Möglichkeiten“ (Hannah Arendt) Herr zu werden, entwickeln die Individuen neue Denk- und Handlungsweisen¹⁵:

„Das überforderte Individuum“, so Beck und Beck-Gernsheim mit Ansgar Weymann,

sucht, findet und produziert zahllose Instanzen sozialer und psychischer Interventionen, die ihm professionell-stellvertretend die Frage nach dem „Was bin ich und was will ich“ abnehmen und damit die Angst von der Freiheit mindern.¹⁶

-
- 9 Die Weihnachtszeit spielte im untersuchten Zeitraum für die kommerziellen Anzeigen keine hervorgehobene Rolle. Dennoch waren die Monate Dezember und Januar immer die mit den meisten Anzeigen. Bei den Bücher- und Kalenderanzeigen wurde explizit für Neujahrsgeschenke Werbung gemacht.
- 10 Prager Zeitung (24.12.1833).
- 11 Vereinigte Ofner-Pesther Zeitung (01.01.1835).
- 12 Vgl. Elisabeth Lichtenberger: Wien – Prag. Metropolenforschung. Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 1993.
- 13 Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim: Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Hg. v. dems. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1994, S. 10-39.
- 14 Ebd., S. 21.
- 15 Während Konsum einst nur wenigen ‚zugemutet‘ wurde und der Rest das Meiste selbst herstellte und nur wenig käuflich erwarb, demokratisierte sich mit den technischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Möglichkeiten gleichzeitig der Konsum.
- 16 „Das überforderte Individuum“, so Beck/Beck-Gernsheim: Individualisierung, S. 94, Ansgar Weymann zitierend, „sucht, findet und produziert zahllose Instanzen sozialer und psychischer Interventionen, die ihm professionell-stellvertretend die Frage nach dem ‚Was bin ich und was will ich‘ abnehmen und damit die Angst von der Freiheit mindern“.

„Die individualisierte Gesellschaft gibt es, nach Ansicht der Autoren, nicht. Die Unterschiede des kreativen Umgangs mit der Freiheit und die dazu zur Verfügung stehenden Informationen und Mittel bedingen die Differenzen. Die Individualisierung in Großstädten sei eine andere als in ländlichen Regionen. Doch steigende Bildung, der Fremdenverkehr, Werbung, (Massen)Medien und der Konsum verbreiten Lebensformen und Lebensorientierungen der Stadt auch in ländliche Regionen: „Individualisierung meint, beinhaltet Urbanisierung.“¹⁷

So stellen sich Ofen-Pesth, Prag und Wien mit drei unterschiedlich gearteten Konsumgewohnheiten dar. Die unterschiedlichen Existenzbedingungen der Bewohner bedingen unterschiedliche Zwänge und Möglichkeiten, die von den Akteuren genutzt werden können. Hierbei entsteht das, was Pierre Bourdieu den ‚Klassengeschmack‘ nennt. Über den Geschmack können Dinge in Zeichen verwandelt werden, das Leben wird je nach Klasse stilisiert. Der Geschmack verändert sich je nach Lebensverhältnissen, die wiederum mit der jeweiligen gesellschaftlichen Verortung in Zusammenhang stehen.

Der Geschmack bewirkt, daß man hat, was man mag, weil man mag, was man hat, nämlich die Eigenschaften und Merkmale, die einem de facto zugeteilt und durch Klassifikation de jure zugewiesen werden.¹⁸

Betrachtet man die beiden meistbeworbenen Produktgruppen, die in allen der drei Zeitungen vorkommen, die Delikatessen und die Spirituosen, stellt man fest, dass bei allen Unterschieden eine Art ‚Klassengeschmack‘ unter den Konsumenten der drei Städte erkennbar ist. Über die Bedeutung bestimmter Produkte, scheinen sich die Inserenten und die Konsumenten in allen Städten einig zu sein. Die symbolische Bedeutung von Burgunder, Bordeaux oder böhmischen Fasanen ist eindeutig mit Exklusivität verknüpft. Die Bedeutungszuschreibung einiger dieser Produkte hält sich bis heute. Böhmisches Fasane, mögen sie noch so fein und zum Versand gut geeignet gewesen sein¹⁹, haben sich nicht etabliert. Pferdefleisch in Speisen ruft bei dem einen oder anderen Verbraucher zumindest Befremden hervor. Russischer Kaviar dagegen braucht keine Erläuterung, es ist nach wie vor eins der exklusivsten Delikatessen unserer Welt. Solche Produkte und ihre Herkunftsbezeichnungen sind zu kollektiv vermittelten und weitergegebenen kulturellen Stereotypen, zu Kollektivsymbolen²⁰ geworden, die für Luxus bis hin zu Dekadenz, stehen.

Durch die kommerziellen Anzeigen etablierten sich Bedeutungen von Produkten und Bedeutungen von Merkmalen von ihnen. Es wurden beispielsweise redliche Anstrengungen unternommen, den französischen Champagner durch eigene Produkte in Böhmen, Österreich und Ungarn zu ersetzen. Selbst wenn die Qualität der dabei entstandenen Champagner, wie es die kommerziellen Anzeigen versprochen, tatsächlich dem Original ebenbürtig gewesen waren, ihre symbolische Bedeutung konnte das Produkt aus der Champagne bis in unsere Tage bewahren und auch rechtlich sichern. Unter den Merkmalen der beworbenen Produkte ist die Herkunftsbezeichnung eminent. Das geographische Merkmal eines Produktes hat mehrere Bedeutungsebenen. Zum einen haben Produkte aus bestimmten Regionen ganz

17 Vgl. ebd., S. 16.

18 Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987. S. 285f.

19 Die Anzeigen, die böhmische Fasanen bewarben, hoben die besonders gute Versandbarkeit der Tiere immer hervor.

20 Vgl. Frank Becker/Ute Gerhard/Jürgen Link: Moderne Kollektivsymbolik. Ein diskurstheoretisch orientierter Forschungsbericht mit Auswahlbibliographie (II). In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL) 22 (1997), S. 70-154, hier S. 90.

bestimmte objektive Merkmale. Hierzu zählen die Form, Farbe, Geschmack, Geruch, eine besondere Herstellungsweise, die dabei verwendeten Rohstoffe und bei vielen auch die für die Herstellung benötigte Zeit. Auf der Meta-Ebene steht die semiotische Bedeutung eines Produktes. Von der ersten Ebene ausgehend werden die fernen und fremden Orte mit Bedeutungen versehen, sie werden mit möglichst hohem Niveau von Exklusivität konnotiert. Der Leser der Anzeigen interpretiert die Namen fremder Orte gerne als Zeichen eines besonderen Produktes, aus dem Exotischen wird etwas Wunderbares.²¹ Objektive Erfahrungen und subjektive Interpretationen sowie kollektive Bedeutungszuschreibungen werden schriftlich und mündlich weitergegeben und kulturell etabliert. Sie werden zu kollektivem Wissen und Symbolen, die den Alltag strukturieren.

21 Vgl. Hermann Bausinger: *Volkskultur in der technischen Welt. Frankfurt/Main Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften.* Hg. v. dems. Frankfurt am Main/New York: Campus, 2005, S. 76.

DIE PRESSE ALS VERMITTLER VON WAREN

ANZEIGEN IN DER PESTER ZEITUNG *DER UNGAR* (1842–1848)

Maria Rózsa

Das von dem Journalisten und Übersetzer Hermann Klein¹ (1805–1889) in Pest redigierte und herausgegebene Journal *Der Ungar*² war ein von 1842 bis 1848 wöchentlich sechsmal erscheinendes deutschsprachiges Modeblatt, das sich in besonderer Weise die Wahrnehmung und Berücksichtigung ungarischer Belange auf die Fahnen geschrieben hatte.³ Die belletristisch-enzyklopädische Zeitschrift widmete sich aber auch den Bedürfnissen und Interessen der modernen urbanen Gesellschaft in der aufstrebenden Wirtschaftsregion im Raum Ofen (Buda), Altofen (Óbuda) und Pesth (Pest), indem sie zur Zirkulation von Waren und Nachrichten beitrug. (Abb. 1)

Werbeanzeigen in Zeitungen und Zeitschriften spiegelten gesellschaftliche Vorstellungen, Bedürfnisse und Beziehungsformen wider.⁴ Die in der ungarischen Presse erschienenen Annoncen bewarben anfänglich in der Mehrzahl Produkte der Verlage bzw. der Druckereien des jeweiligen Blattes; daneben fanden sich meist Anzeigen von verschiedenen Behörden, wie bereits Géza Buzinkay in einer Studie zur ungarischen Presse festgestellt hat.⁵ Eine weitere Gruppe bildeten Anzeigen von

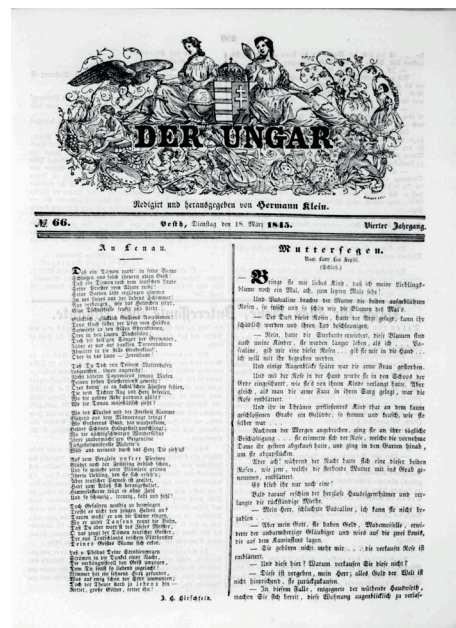


Abb. 1: Titelblatt *Der Ungar* 66 (18. März 1845). Exemplar der Széchényi-Nationalbibliothek Budapest. Digitalisat: privat

- 1 Klein, der sich später Kilényi János nannte, war in Miskolc geboren und entstammte einer reichen nach Ungarn eingewanderten deutsch-jüdischen Familie. Zu seiner Biographie vgl. Art. Kilényi János. In: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1993, Bd. 3, S. 330. Vgl. auch die Online Edition (Wien 2003–2014): http://www.biographien.ac.at/oebli/oebli_K/Kilényi_Janos_1805_1889.xml (letzter Zugriff 26.11.2015).
- 2 Die Zeitung erschien mit wechselnden Titelzusätzen: *Zeitschriftliches Organ für magyarische Interessen, für belehrende und gesellige Unterhaltung* (1842); *Zeitschriftliches Organ für magyarische Interessen, für Kunst, Literatur, Theater und Mode* (1843); *Zeitschriftliches Organ für magyarisches Interesse, Kunst, Eleganz, Literatur, Theater und Mode* (1848); *Zeitschriftliches Organ für politisches Interesse, Kunst, Eleganz, Literatur, Theater und Mode* (1848); *Allgemeine Zeitung für Politik und Belletristik* (1848). – Die Jahrgänge 1842–1844 und 1848 aus dem Bestand der Österreichischen Nationalbibliothek sind digitalisiert worden und für Volltextsuche erschlossen. Bestandnachweis ÖNB: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ152332101>; Digitalisate: ANNO – Historische österreichische Zeitungen und Zeitschriften online, URL: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=ung> (letzter Zugriff 22.11.2015).
- 3 Siehe dazu Maria Rózsa: *Der Ungar*, Befürworter der ungarischen Interessen. 1842–1848. In: Dies.: Wiener und Pester Blätter des Vormärz und ihre Rolle an der Kulturvermittlung. Herne: Gabriele Schäfer, 2013, S. 180-250.
- 4 Vgl. Helmut Kuzmics/Dieter Reicher: Zur Soziologie früher Zeitungswerbung. Überlegungen zur Inseratenwerbung am Beispiel des *Pester Lloyd* (1854–1930). In: Zur Medialisierung gesellschaftlicher Kommunikation in Österreich und Ungarn. Studien zur Presse im 18. und 19. Jahrhundert. Hg. v. Norbert Bachleitner/Andrea Seidler. Wien/Berlin: LIT, 2007, S. 280.
- 5 Géza Buzinkay: *A magyar sajtó liberális aranykora (1878–1918)* [Das liberale goldene Zeitalter der ungarischen Presse]. Budapest: Gondolat, 1978.

Banken, Versicherungsgesellschaften, staatlichen Konzernen und Bahngesellschaften, die beispielsweise über Fahrpläne unterrichteten. Thematisiert wurden u.a. Beschlüsse von Generalversammlungen, Jahresabschlussbilanzen oder Ziehungslisten. Darüber hinaus erschienen auch Kleinanzeigen von Privatpersonen, Kaufleuten und Handelshäusern. Die gesetzliche Grundlage für die Entwicklung des Anzeigenmarktes in Ungarn wurde durch eine kaiserliche Verordnung, die Zeitungsannoncen-Markensteuer vom 6. September 1850, gewährleistet.⁶

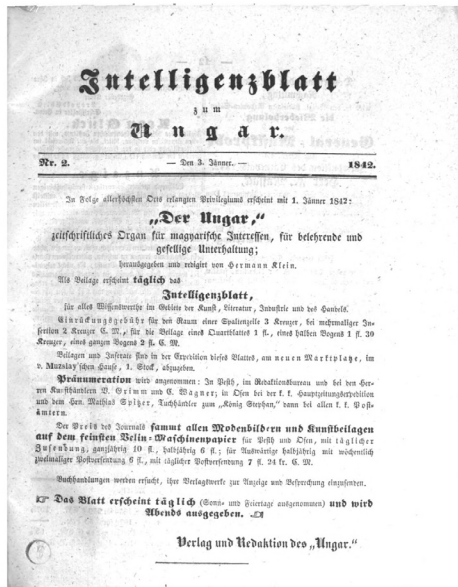


Abb. 2: Intelligenzblatt Nr. 2 vom 3. Januar 1842 zu Der Ungar. Exemplar der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB) Wien, Signatur: 104829-D.1842,1. Digitalisat: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ152332101>

Dem Publikum dürften die Anzeigen lediglich als eine vom Nachrichtenblock und meinungsbildenden Hauptteil unabhängige geschlossene Einheit erschienen sein; zweifellos aber beeinflussten sie in sehr erheblichem Maße die inhaltliche Ausrichtung und das Profil des jeweiligen Blattes.⁷ Der vorliegende Beitrag befasst sich mit dem Anzeigenaufkommen in der Vormärzzeit am Beispiel der Zeitschrift *Der Ungar*, die erstmals am 1. Januar 1842 in Pest erschien. Der Zeitschrift lagen in unregelmäßigen Abständen Kunstbeilagen und Modeblätter bei. Zumindest für das erste Halbjahr 1842 waren auch meist zweiseitige Intelligenzblätter „für alles Wissenswerthe im Gebiete der Kunst, Literatur, Industrie und des Handels“ der jeweiligen Zeitschriftennummer angehängt.⁸ (Abb. 2) Ab dem konzeptionell neu gestalteten Jahrgang 1843 fanden sich sporadisch Anzeigen und Inserate unter der Rubrik *Wegweiser im Gebiete der Literatur, Kunst, der Industrie und des Handels*⁹ auf der letzten, meistens der achten Seite des Journals. Dabei handelte es sich um eine Stelle, an der bereits vorher gelegentlich als Lückenbüßer Veranstaltungshinweise platziert worden waren. Aus dieser Rubrik entwickelte sich ab 1844 eine als *Wegweiser und Anzeigebblatt*

schen Presse]. In: György Kóky/Géza Buzinkay/Gábor Murányi: A magyar sajtó története [Geschichte der ungarischen Presse]. Budapest: Ráció Kiadó, 2005, S. 141.

- 6 Das Gebiet der Zeitungswerbung entwickelte sich in Ungarn langsamer als in Deutschland. In Berlin gründete beispielsweise 1867 Rudolf Mosse eine Anzeigenagentur, die bald eine Tageszeitung, bis zur Jahrhundertwende sogar einen eigenen Verlag besaß, ferner mehrere Organe, eine eigene Druckerei; die Agentur entwickelte sich zu einem regelrechten Firmenimperium mit bis zu 900 Angestellten. Ebd., S. 142. Zu den Annoncenexpeditionen siehe auch Rudolf Stöber: Deutsche Pressegeschichte: Einführung, Systematik, Glossar. Konstanz: UVK, 2000, S. 306.
- 7 Géza Buzinkay: Die ungarische politische Presse. In: Die Habsburger Monarchie 1848–1918. Bd. VIII. 2. Teilband. Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft. Die Presse als Faktor der politischen Mobilisierung. Wien: VÖAW, 2006, S. 1956.
- 8 Die Einrückungsgebühr betrug 3 Kreuzer pro Spaltenzeile, bei mehrmaliger Insertion 2 Kreuzer. Für eine ganzseitige Anzeige waren ein Gulden, für einen halben Bogen 1 Gulden 30 Kreuzer zu entrichten. Beilagen und Inserate waren in der Expedition des Blattes „am neuen Marktplatze, im v. Muzslay'schen Hause, 1. Stock, abzugeben.“ Intelligenzblatt zum Ungar 1 (1.1.1842), [S. 5].
- 9 Erstmals in der Ausgabe Nr. 2 vom 3. Jänner 1843. Die Redaktion benutzte eine Werbung für die verbilligte Pränumeration auf Zeitschriften in dem Kaffeehaus „Zur Kaffequelle“ in der Badgasse, um versteckte Eigenwerbung zu platzieren.

betitelte wöchentliche Beilage der Zeitung.¹⁰ Der *Wegweiser* verfügte über eine eigene Nummerierung und Seitenzählung. Ab 1845 hieß die Beilage *Wegweiser und Anzeigblatt im Gebiete der Industrie, des Handels, der Literatur, Kunst u. s. w.* Von dieser Beilage erschienen im Jahre 1845 104 Nummern, d.h. sie kam zweimal wöchentlich heraus. Ab 1848 kam sie täglich als eine meist vierseitige Beilage auf den Markt. Die Beilage *Wegweiser und Anzeigblatt* war aber kein bloßes Intelligenzblatt im engeren Sinne, sondern sie enthielt auch Berichte über die Tätigkeit von Institutionen und Artikel zu populärwissenschaftlichen Themen. Auch die Texte der eigentlichen Anzeigen wiesen einen deskriptiv-informierenden Charakter auf.¹¹

Hinter der zunehmenden Bedeutung des Annoncierens in der Zeitschrift *Der Ungar* stand die wachsende Handelstätigkeit im Pest-Ofener Wirtschaftsraum. Eine rasante Entwicklung des Personen- und Warenverkehrs wurde durch den Aufschwung der Dampfschiffahrt sowie den Ausbau der Eisenbahnlinien begünstigt¹², ein Prozess, der nicht zuletzt der Verbreitung bürgerlich-urbaner Lebensformen diente.¹³ Die Mehrheit der Kaufleute in der Hauptstadt war zu dieser Zeit deutscher bzw. deutsch-jüdischer Abstammung; in deutscher Sprache wurden Handelsbücher geführt und Rechnungen ausgestellt. Des Deutschen als Geschäftssprache bedienten sich auch Bevölkerungsgruppen, die über eine andere Muttersprache verfügten. In den Geschäftsbezirken der Stadt wurde das Straßenbild durch zahlreiche deutschsprachige Firmenschilder geprägt. Die elegantesten Geschäfte in der Innenstadt von Pest befanden sich bereits an denselben Stellen der Stadt, wo sie häufig noch bis in unsere Tage aufzufinden sind. Beispielweise wurden von der Mitte des 19. Jahrhunderts an Läden in den Erdgeschossen der Häuser der zu dieser Zeit schon gepflasterten und beleuchteten Váci-Gasse und ihrer Umgebung, eines regelrechten Geschäftszentrums, eingerichtet.¹⁴ Die breit gefächerte Verkaufspalette dieser Warenhandlungen spiegelt sich in den zeitgenössischen Werbeteilen der hauptstädtischen Presse wider. In dem Anzeigenangebot der Zeitschrift *Ungar* lassen sich drei große Schwerpunkte ausmachen: Sachkultur, Unterhaltungskultur und Dienstleistungen.¹⁵ (Abb. 3)



Abb. 3: Leserinnen der Zeitschrift *Der Ungar*. Modekupfer als Beilage zur Zeitschrift *Der Ungar* (Pest, 1843), Tafel LXXVIII

10 Unmittelbarer Vorläufer dieser mehr oder weniger eigenständigen, vermutlich auch gesondert zirkulierenden Beilage, ist ein Redaktionsprodukt mit dem Titel *Der ungarische Gewerbfreund. Eine Beigabe zur Zeitschrift: „Der Ungar.“* Diese ist in dem Digitalisat des Jahrgangs 1843 des *Ungar* in der Österreichischen Nationalbibliothek mit den Nummern 8–11, ohne Angaben zu dem jeweiligen Erscheinungsdatum, dokumentiert. Der *Gewerbfreund* besteht aus mehreren Essays, Artikeln und Notizen zu kommerziellen Themenstellungen und nimmt am Ende der jeweiligen Ausgabe die Rubrik *Wegweiser im Gebiete der Literatur, Kunst, der Industrie und des Handels* aus dem Hauptblatt *Der Ungar* in sich auf. URL: http://digital.onb.ac.at/OnbViewer/viewer.faces?doc=ABO_%2BZ15233240X (letzter Zugriff 11.10.2015).

11 Kuzmics/Reicher: Zur Soziologie früher Zeitungswerbung, S. 282.

12 Siehe die Beiträge zu der Ausstellungsabteilung *Glück und Unglück* in diesem Band.

13 Vgl. Anikó S. Nagy: Deutsche im Handel der ungarischen Hauptstadt im 19.–20. Jahrhundert. In: Deutsche in Budapest. Zugest. v. Wendelin Hambuch. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1998, S.196.

14 Ebd.

15 Der Beitrag will einen Gesamteindruck vermitteln und verzichtet daher auf Einzelnachweise der jeweiligen Anzeigen. Die Beilage *Wegweiser und Anzeigblatt* ist für den Jahrgang 1844 in den Nummern 1–48

SACHKULTUR: HAUSHALTSGEGENSTÄNDE, MODEARTIKEL, GENUSSMITTEL

Die Anzeigen mit dem Schwerpunkt auf der Sachkultur thematisieren die verschiedensten Waren, angefangen von einheimischen bis zu internationalen Gebrauchs- und Haushaltsgegenständen, Modeartikeln und Kosmetikwaren¹⁶, Lebens- und Genussmitteln, Möbeln und Immobilien und verlorenen Wertsachen.

So empfahl Anton Kozmár, Eisenhändler in der Schlangengasse (heute: Kígyó utca), ein Eisen-Email-Gesundheits-Kochgeschirr und betonte dabei die ausschließlich inländische Fabrikation seines Produktes. Eine Anzeige J.G. Weissenbergs machte publik, dass er seine Papier-, Schreib- und Zeichenrequisitenhandlung eröffnet habe. Die k.k. priv. Kochmaschinenfabrik von Anton Pokorny bewarb ihre neuesten Erzeugnisse. „Echte Hamburger Gummi-Elastik-Galoschen für Herren und Damen“ sowie „Ausländer-Cigarren“ wurden von Ignaz Zograf feilgeboten. Laut einer anderen Annonce produzierte die Strohhutfabrik des Peter Boldini im Sinaischen Haus, große Brückgasse. Unter den Privatinsatzen fand sich die Verlustanzeige eines goldenen Armbandes mit einem „Amethyst und vier echten Perlen mit einer dünnen goldenen Kette zusammengesetzt“.



Abb. 4: Anzeigen Uhl, Pfefferman. In: Der Ungar 158 (11.07.1843). Digitalisat: GoogleBooks

Der Verkauf der Modewaren konzentrierte sich in der Pester Innenstadt.¹⁷ So verkaufte F.S. Pichler in der Waitznergasse (Váci utca) die Ballkleider und Alois Uhl warb um die Kundschaft seiner „Wäschwarenhandlung „zur weißen Katze““ damit, dass „immer ein mäßiger Vorrath von mehreren Wäschwaren“ vorhanden sei. (Abb. 4) In der Waiznergasse befanden sich auch die neuerrichtete „Mode-Waaren-Handlung“ des J.G. Jankovits sowie der „Moden-Salon“ von Klara Messy. Marie Rigant Karoline Augustin eröffnete das „Neue Moden-Etablissement“ in der Oberen Donauzeile, während sich die Modistin Christine Kohlmann nach ihrer Rückkehr aus Wien in dem Salon in der Schlangengasse (Kígyó utca) niederließ. Ebenfalls aus Wien kam die „Damen Putz-Händlerin“ Theresia Weissenfels, die ihr Verkaufslokal am „Neuen Marktplatz, Herrengasse rechts die 5. Hütte“ eröffnete. Eine beachtenswerte Nachricht für Damen stellte ferner die Errichtung des „National-Damen-Putz-Salons“ dar, verbunden mit einer Schmuckfeder- und Kunstblumenfabrik von Antonia Basler aus Wien. Als potenzielle Adressaten der Modeanzeigen diente auch die Männerwelt. Für sie annoncierten Modegeschäftsinhaber wie etwa Eduard Steiner oder Männerschneider wie Joseph Singer, der seine Werkstatt an der Ecke der großen Brück- und Waiznergasse hatte. Bei der Firma „Ilg. Singer & Comp.“ wurde noch 1848 die Anfertigung von National-Garden-Uniformen angeboten.

Auf den Seiten der ungarischen Zeitschrift annoncierte die Parfümerie des Pariser M. Lueff neben der

bzw.49–102 online verfügbar, und zwar jeweils am Ende des Halbjahresbandes aus dem Bestand der Österreichischen Nationalbibliothek Wien. URL: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ152332502> und <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ152332605> (letzter Zugriff 22.11.2015).

- 16 Der Ungar zielte damit auf den wichtigen Sektor der Damenwelt innerhalb seines Adressatenkreises ab.
- 17 Zu Verbreitung von Modenachrichten siehe auch den Beitrag von Marina Čizmić Horvat in diesem Band.

Pester Handlung von Karl Zmály, der in seinem Geschäft in der Waitznergasse verschiedene Sorten Seifen führte; auch persisches „Bajaderen-Wasser“ aus Paris war im Pest der Vormärzzeit zu bekommen. Zu den Anzeigen von Hygienewaren, die über mehrere Jahre hindurch in der Zeitschrift erschienen, gehörte die Zahnpasta des Pester Zahnarztes Peter Pfeffermann.¹⁸ Medizinische Anzeigen wie „Frische Blutegel sind stets zu haben bei L. Oppenheimer in der Königsgasse ‚zum polnischen König‘“ dürften für Ärzte, Apotheker und Krankenvereine interessant gewesen sein. Die effektive Bekämpfung von Ungeziefer wurde durch ein „Persisches alle Insecten tödtendes Pulver“ versprochen. Bei Philipp Korn und Jos. Leyrer jun. in Preßburg war „Das Wunderrecept oder Sicheres Mittel zur Verlängerung des Lebens von Doctor Sernest“ zu bekommen.

An ein gemischtes Publikum richteten sich die Anzeigen von Lebens- und Genussmitteln.¹⁹ Dazu gehörten „echte Karanschebescher Schnecken und Kräuterkäse“, die bei „B. Weiß et Comp.“ zu kaufen waren. Angeboten wurden auch „echte ungarische Landesprodukte“ wie Heveser Wassermelonen, Tokayer und Hegyallyaer Weine. Der „Syrmischer Slivovitz“ gehörte zu den beliebten ausländischen Köstlichkeiten. Unter den ausländischen Waren, für die in der Zeitschrift Reklame gemacht wurde, befanden sich Veroneser Salami, die im Hause „Stock im Eisen“ verkauft wurde,²⁰ sowie Zigarren aus „Portoriko“ (Puerto Rico). Über verschiedene feine Tabaksorten verfügte beispielsweise der Tabakhändler L. Strelisky. Das Blatt informierte seine Leserschaft auch über die Neueröffnung des Kaffeehauses „Zur Königin von England“ unter dem Pächter János Bartl. Das traditionsreiche Pester Kaffeehaus befand sich seit 1767 bei der Schiffsbrücke in der Brückengasse (heute Deák-Ferenc-Straße). Das Gebäude wurde im Jahr 1839 zum Hotel umgestaltet und nach der Königin Viktoria umbenannt. Auch die Wiedereröffnung des Kaffeehauses „Zum türkischen Kaiser“ wurde der Allgemeinheit bekanntgegeben. Die Eröffnungsanzeige des Gasthauses „Zum Erzherzog Stephan“ von Anton Krasser in der Drei-Trommelgasse (Dob utca) der Theresienstadt erschien ebenfalls in der Beilage *Wegweiser*.

UNTERHALTUNGSKULTUR: BÜCHER, ZEITSCHRIFTEN, GRAFIKEN, MUSIKALIEN, THEATERVERANSTALTUNGEN, ZIRKUSAUFFÜHRUNGEN, BÄLLE, SPEKTAKEL ETC.

Zu dem breiten Spektrum des Büchermarktes in allen seinen Facetten gehören zahlreiche Anzeigen von Neuerscheinungen, wie das vielzitierte ökonomische Handbuch *Statistik des Königreichs Ungarn* von Alexius (Elek) Fényes (1807–1876), das im Verlage der Trattner- und Károlyischen Buchdruckerei erschien. Nicht alle angezeigten Projekte kamen tatsächlich auf den Markt, wie im Falle eines Buches von Leopold Jeitteles (Prag, 1814–Arad, 1871) mit dem Titel *Der Wanderer im Erzgebirge*.²¹ Eine weitere in diesem Zusammenhang erwähnenswerte Anzeige macht auf das Sachbuch *Allerneuester und vollständigster Pesther deutsch-ungarischer Briefsteller und Haus-Sekretär. Ein treuer Rathgeber für alle Stände auf-*

18 Peter Pfeffermann, geboren 1814, bekam sein Diplom 1858 in Wien, betätigte sich als Zahnarzt hauptsächlich in Wien und in Pest. Der „Doctor der Medicin und Chirurgie, Magister der Augen- und Zahnheilkunde, Mitglied der Wiener medicinischen Fakultät, und mehrerer gelehrten Gesellschaften, praktischer Zahnarzt in Wien“ hat außerdem ein Buch mit dem Titel *Fassliche Darstellung der gesammten Zahnheilkunde nach dem neuesten Standpunkte* verfasst, das in Erlangen 1862 erschienen ist. Für die Angaben von diesem und anderen hier erwähnten Ärzten bedanke ich mich bei Dr. Sándor Dörnyei.

19 Siehe dazu ausführlichen den Beitrag von Mate Eichenseher in diesem Band.

20 Die Anzeige belegt, dass es nicht nur in Wien, sondern auch in Pest einen sogenannten Stock im Eisen gab, der sich hier an der Ecke Váci-Gasse/István-Türr-Gasse in einer Mauernische befand. Vgl. Nagy: *Deutsche im Handel*, S. 197.

21 Eine Publikation unter diesem Titel ist bibliothekarisch nicht nachgewiesen (inseriert am 22. Juli 1843).

merksam. Der Buchhändler Carl Geibel bot seinerseits eine Schrift mit dem Titel *Die Juden und die Judenstadt in Wien* eines gewissen Realis²² zum Kauf an. Gleichmaßen konnte die Leserschaft der Zeitschrift erfahren, dass bei Geibel auch ein Werk mit dem Titel *Túrmező oklevelekkel kísért jogtörténeti ismertetése* [Turie Pole mit Urkunden, rechtsgeschichtlich beleuchtet] des Statistikers Imre Palugyai (1818–1866) erhältlich war. In „Jos. Leyrer’s Buchhandlung und Leih- und Lese-Bibliothek“ konnten sämtliche Werke von europäischen Erfolgsautoren wie Karoline Pichler, August von Kotzebue, Friedrich Schiller und Edward Bulwer-Lytton bezogen werden.

Eine spezielle Art literarischer Anzeigen bildeten die Pränumerationseinladungen von Periodika bzw. Nachrichten über neue Zeitschriftengründungen. Die Anzeigen für die Pränumeration für das Jahr 1844 der *Pressburger Zeitung* sammt der *Pannonia* nebst Beilagen red. von Adolf Neustadt“, bzw. für den *Ungar* mit dem *Wegweiser und Anzeigblatt* erschienen mehrmals. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang die Pränumerationseinladung auf das *Pesther Kundschafts- und Auctions-Blatt* für das Jahr 1846. Auch Zeitschriftentitel aus anderen Teilen des Habsburger Reiches fanden sich unter den Pränumerationen, so z.B. die Prager Kulturzeitschrift *Ost und West, Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben* von Rudolph Glaser und das Wiener Blatt *Der Humorist* von M. G. Saphir.

Im Revolutionsjahr 1848 wuchs die Zahl der Pränumerationseinladungen für neue Periodika schlagartig. Zu diesem Zeitpunkt erschien der *Wegweiser* bereits täglich und wurde der Zeitschrift *Ungar* als Beiblatt mit in das Hauptblatt integrierter Seitenzählung angefügt.²³ Aus den Pränumerationseinladungen auf zahlreiche, meist kurzlebige Organe könnte man die Pressegeschichte des Revolutionsjahres zusammenstellen. So finden wir die Einladung zur Pränumeration auf die *Pester Zeitung* (die allerdings schon vor 1848 existierte), die *Morgenröthe*, die *Preßburger und österreichisch-deutsche Reichstags-Zeitung*, das *Radical-Lap*, die *Fünfkirchner Preßfreien Flugblätter*, die *Neue politische Ofner-Pester Zeitung*, den *Völkerbund*, *Den Patriot*, die *Oberungarische Illustrierte Zeitung*, das *Politikai Hírlap*, sowie *Den ungarischen Israelit* von Ignaz Einhorn. Sogar ausländische Periodika wie die Leipziger *Illustrierte Zeitung* für 1845 annoncierten im *Wegweiser*, ebenso verschiedene Wiener Blätter wie *Das Vaterland*, die *Constitutionelle Donau-Zeitung*, *Der Freimüthige. Zeitschrift für Denker und Lacher*, die *Wiener Theaterzeitung*, *Die Geißel*, die *Wiener Allgemeine Zeitung*, *Der constitutionelle Hans Jörgel*, *Die Opposition* von Julian Chownitz und die *Wiener Allgemeine Slawische Zeitung*. Zu den ungarischen Organen gehört die *Allgemeine Zeitung von und für Ungarn*, *Der Südungar* in Temesvár, *Die Reform*, die *Ofen-Pesther Zeitung* und die *Gemeinnützigen Blätter*.

Auch die wachsende Bedeutung der neuen Drucktechniken und Bildmedien überhaupt fand in den Annoncen der Zeitschrift *Der Ungar* ihren Niederschlag. Hingewiesen sei hier auf Anzeigen der lithographischen Anstalt von Moritz Engel (Anfang 19. Jh.–nach 1852). Engel betrieb ab 1843 eine lithographische Anstalt in Pest, zuerst alleine und von 1851 bis 1863 zusammen mit Heinrich Mandello (1821–Ende 19. Jh.). Die Firma „Johann Schmid’s privilegierte lithographische Anstalt“ inserierte ebenso wie die neue lithographische Anstalt des bedeutenden ungarischen Malers und Lithographen Nikolaus (Miklós) Sze-relmei (1803–1875) in der Dorotheagasse (Dorottya utca).

Viele Anzeigen widmeten sich den Neuigkeiten im Bereich der musikalischen Unterhaltung und des Theaterlebens. Der Komponist und Geiger Alexander Ritter (1833–1896) informierte in seiner Funktion als Vereins-Sekretär über Veranstaltungen des Pest-Ofner Musikvereins. Ludwig Schindelmeisser, dessen Oper mit ungarischer Thematik *Peter von Szapáry* im Jahr 1839 in Pest uraufgeführt wurde, machte Wer-

22 Pseudonym von Gerhard Robert Walther von Coeckelberghe-Dützele (1786–1857).

23 Für das Jahr 1848 vgl. folgende Digitalisate der ÖNB Wien. URL: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ152332708>; <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ152332800> und <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ152332903> (letzter Zugriff 22.11.2015).

bung für seine Musiklehranstalt in der Waiznergasse. Die Noten des „Ländlichen Reigens“ für Pianoforte des Komponisten Márk Rózsavölgyis (um 1788–1848) verkaufte unter dem Titel *Országgyűlési Körtánc* die Kunsthandlung J. Treichlinger (vormals Grimm) in der Dorotheengasse.²⁴ Hier waren auch Notendrucke eines Konzertes von Franz Morelly vorrätig. Ein neues Stück des Pianisten und Komponisten Rudolf Willmers (1821–1878) mit dem Titel *Fóti dal* [Fóter Lied] wurde in Hinblick auf den Notendruck und die Titelvignette aufwendig gestaltet und daher in einer Anzeige der bereits erwähnten lithographischen Anstalt von Nikolaus Szerelmei beworben.²⁵ Ein ebenfalls viel beworbener Artikel war die Druckgraphik mit dem Bildnis der berühmten österreichischen Tänzerin, Fanni Elßler.²⁶

Der Schauspieler, Regisseur, Schriftsteller und Übersetzer Ludwig (Lajos) Fácnsy (1809–1854) teilte in dem „Wegweiser“ der Zeitschrift mit, welche Dramen nach einer Preisausschreibung des Nationaltheaters eingereicht wurden. Eine Anthologie der „besten Lustspiele“ von Károly Kisfaludy (1788–1830), „Jelesebb vígjátékai“ brauchte der Verlag Kilian und Comp. unter die Leute. Beinahe alle Buchhandlungen verkauften die Drucke des „Cocardenliedes“ von Ludwig Foglár, das er der Pester Nationalgarde gewidmet hatte. Petőfi's *Nemzeti dal* [Nationallied], „in Musik gesetzt durch Egressy B[éni] und Szerdahelyi J[ózsef]“, pries die Kunst- und Musikalienhandlung Joseph Wagner am Servitenplatz an. Das gleiche *Nationallied* diesmal „für Clavier und eine Singstimme“ von Dr. Gottfried Feldinger²⁷ in Musik gesetzt, vertrieben die Kunsthandlungen Wagner und Treichlinger.

In Sachen Unterhaltung sind Veranstaltungshinweise wie der „große maskierte Gesellschafts-Ball“ in den Redoutensälen, ein „maskierter Schützen-Ball“, das täglich geöffnete Wachsfigurenkabinetts der Anna Katharina Hahn „an der Donau, nächst der Brücke in Pesth“, oder auch ein Pferderennen auf dem Rákosfelde zu erwähnen. Bezüglich der Unterhaltungsangebote der Stadt sticht die von C. Advinent et Comp. angepriesene „Abrichtungs- und Zähmungs-Production des großen afrikanischen Löwen durch Fräulein Advinent“



Abb. 5: Wegweiser und Anzeigenblatt im Gebiete der Industrie, des Handels, der Literatur, Kunst Nr. 50 (1845), S. 200–201. Exemplar der Széchényi-Nationalbibliothek Budapest. Digitalisat: privat

- 24 Das Musikaliengeschäft heißt heute Rózsavölgyi és Társa [und Gef.] und befindet sich in der Budapester Innenstadt, am Szervita tér (Servitenplatz) 5.
- 25 Es handelte sich um die berühmt gewordene Vertonung des Trinkliedes von Mihály Vörösmarty (1800–1855).
- 26 Wie aus dem Feuilleton des *Ungar* hervorgeht, wurde die Tänzerin im Frühsommer 1844 in Pest erwartet. Die Anzeige steht im Zusammenhang mit dem „weltbekannten Pesther Enthusiasmus“ bei Gastvorstellungen auswärtiger Virtuosen. Vgl. [Anonym:] Fanni Elßler wird in Pesth zu Gastvorstellungen erwartet. In: *Der Ungar* 125 (31.5.1844), S. 494. Die Wienerin Fanny Elssler, eigentlich Franziska Elßler (1810–1884), war eine der bekanntesten Tänzerinnen des 19. Jahrhunderts. Vgl. Lieselotte Denk: *Fanny Elßler. Tänzerin eines Jahrhunderts*. Wien: Amalthea, 1984. Zu ihren Tanzkostümen vgl. Andrea Amort: *Der rote Satinstiefel der Elßler. Zu den Tanzkostümen des Österreichischen Theatermuseums*. In: *Verkleiden – Verwandeln – Verführen. Bühnenkostüme aus der Sammlung des Österreichischen Theatermuseums*. Hg. v. Ulrike Dembski. Wien: Brandstätter, 2010, S. 45–59. (Anm. der Herausgeberin.)
- 27 Bekannt auch als Frigyes Földényi (1819–1900).

heraus. Ein anderes Mal wurden die Leser über den Auftritt einer großen Menagerie („Zahmheits-Produktion der wilden Tiere“) in der großen Bude am neuen Marktplatz informiert, die – wie geflissentlich versichert wird – das „non plus ultra der Zähmung“ darstellte.²⁸ (Abb. 5)

DIENSTLEISTUNGEN: UNTERRICHT, TRANSPORT, MEDIZINISCHE PRAXIS, WOHLTÄTIGKEIT UND LOTTERIEN

Einen großen Teil der Anzeigen bilden die Dienstleistungen im Bereich der Vermittlung von Kenntnissen und Fertigkeiten. Auf Spracherwerb richteten sich beispielsweise Angebote eines Philologen, der „im Besitze mehrerer gebildeten Sprachen“ sei, sowie einer Gouvernante, die in französischer Sprache unterrichtete. Besucht werden konnte auch ein „Kursus englisch-literarischer Lektüre in Pesth in der drei Kronengasse“; ein geprüfter Lehrer namens J. Koricsáner²⁹ annoncierte Stunden zu „Lektionen in der deutschen, ungarischen und hebräischen Sprache“. Die „Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt für isr. Mädchen“ von Joseph L. Fischer inserierte ebenfalls. Der Verfeinerung von Fertigkeiten ihrer künftigen Eleven verschrieben sich sowohl eine „gymnastische Musterschule“ als auch der auf dem Josephsplatz ansässige Kalligraph Joseph Fischer. Auch ein Wiener Zeichner und Maler namens Franz Edler von Glaris ließ sein Unterrichtsangebot als Anzeige in den Beiblättern von *Ungar* erscheinen. Anasztáz Joksch bot in seiner in der Waiznergasse liegenden Musiklehranstalt „Unterricht im Gesange, Piano- und Violinspiel“ an. Diese 1836 in Pest eröffnete Musikschule existierte bis in die 1850er Jahre. Der Komponist und Musikhistoriker, Mitglied der Akademie Gábor Mátray (eigtl. Rothkrepf, 1797–1875) machte seine Gesangsschule bekannt. Eine Anzeige für Tanzunterricht veröffentlichte Johann Koloschansky (Kolosánszky), ein Ballettmeister des Nationaltheaters.

Die Zeichenschule für Architektur- und Maschinenbau von Leopold Salzer befand sich unter den inserierenden Ausbildungseinrichtungen. Ein Polytechniker, Dr. Ludwig Gall, versprach technisch-gewerbliche Anweisungen. Auch namhafte Kupferstecher, wie Karl Vidéky (geb. Kohlmann, Újvidék/Novi Sad, Neusatz/Srb., 1800–Budapest 1882), Illustrator von den Zeitschriften *Honművész* und *Regélő*, boten ihre Dienstleistungen als Maler und Kartenzeichner an. Ein bekannter Künstler bewarb seine Unterrichtsanstalt wie folgt: „Zeichnen-Unterricht in der Marastoni'schen Maler-Academie große Brückgasse [heute: Deák Ferenc utca] Nr. 678 im 3. Stocke findet täglich statt“ und unterzeichnete als „J. Marastoni Inhaber und Director der Maler-Academie“. Es handelte sich um den Maler und Lithographen József Marastoni (Venedig 1834–Wien 1895). Er war ein Sohn und Nachfolger von Giacomo Antonio Marastoni (Venedig 1804–Pest 1860), der sich 1836 in Pest niederließ und mit seiner Privatschule einen wichtigen Beitrag für die Künftlerausbildung in Ungarn leis-



Abb. 6 (Kat. III.2): Bürgerliche Familie, um 1850, Daguerreotypie. Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm, Inv. Nr. DZM 00886. Foto: Anna Ananieva, 2015

-
- 28 Die markanten Veränderungen, die die Beziehung zu Tieren im 19. Jh. erfährt, thematisiert die Abteilung *Mensch und Tier* der Tübinger Ausstellung.
- 29 Er könnte mit János Koricsáner, Schriftsteller aus Moravien, identisch sein, von dem Szinnyei drei Werke kennt. Vgl. József Szinnyei: *Magyar írók élete és munkái* [Leben und Werk ungarischer Schriftsteller]. Bd. VI. Budapest: Hornyánszky, 1899, Sp. 1015.

tete. Unter den neuesten Entwicklungen im Bereich der visuellen Künste wurden die Porträtkünste der Daguerrotypie angeboten. So konnten die Interessierten bei dem „Daguerrotypeur und Photographen“ in der Göttergasse (heute: Október 6. utca) im Blühdorn'schen Durchhause sich fotografieren lassen. (Abb. 6)

Parallel zu den oben erwähnten Anzeigen von medizinischen Produkten wurden auch Angebote ärztlicher Dienstleistungen veröffentlicht. Zu den auf den Seiten der Zeitschrift *Der Ungar* annoncierten Ärzten gehörte beispielsweise ein „Hofzahnarzt, medicinischer Doctor und praktischer Zahnarzt in Pesth“ namens Friedrich Turnovsky (auch: Frigyes Turnovszky, Pest 1818–Budapest 1877), ein Wegbereiter der ungarischen Stomatologie. Seine Wohnung lag im „sinaischen Hause in der großen Brückgasse“ (Deák Ferenc utca).³⁰ Mit der Anzeige „Garay, med. und Chirurg. Doctor Magister der Geburtshilfe“ machte auch János Garay (Miskolc 1816–Reggio 1882), ein populärer homöopathischer Arzt, auf sich aufmerksam. Der früher erwähnte Zahnarzt Peter Pfeffermann annoncierte auch in seiner Eigenschaft als praktizierender Arzt. Kunstzähne empfahl Georg Heksch (1811–1877), Magister der Zahnheilkunde und Chirurgie, er wohnte „in der kleinen Brückgasse im Baron Sina'schen Hause im ersten Stock vis à vis dem Jägerhorn“. Den Einsatz von Kunstzähnen propagierten auch der Zahnarzt P. Graff und der Zahn-techniker M. Arnstein.

Die angebotenen Dienstleistungen gingen mit den technischen Entwicklungen einher. Mit dem Ausbau der Dampfschiffahrt und der Eisenbahn wurden neue Transportrouten erschlossen, dadurch immer mehr Städte als Reiseziele einbezogen. So kamen zu den Anzeigen der Dampfschiffahrten von Pest nach Wien, auch die Strecken bis Esseg (Eszék, Osijek/Kroatien) hinzu. Im September 1848 informierten die Zeitungs-Insertate darüber, dass die Fahrten zwischen Szolnok und Szegedim wegen zu niedrigem Wasserstand vorübergehend eingestellt werden mussten. Die Dampfschiffe verkehrten nicht nur auf der Donau, sie fuhren auch auf dem Plattensee (Balaton) und auf der Theiß. Die Beilage des *Pester Ungar* vom 1. Mai 1848 verkündete, dass am Donnerstag, den 18. Mai, das erste Dampfboot von Szolnok nach Tokaj starten werde.

Ausführliche Berichte der Beilage *Wegweiser* boten tiefe Einblicke in die Themen wie *General-Versammlungen der Aktionäre der ungarischen Central-Eisenbahn* oder informierten über die *Entschädigung für die auf der Eisenbahn Verunglückten*, sie griffen dabei auch die Risiken der neuen Transportwege auf. Die meisten Reiseannoncen stimmten ihre Kundschaft aber optimistisch ein, vergleichbar mit den Reiseangeboten von heute ging es vor allem um schnelle und bequeme Transportwege. Dazu zählten beispielsweise Reisen nach Füred und zu anderen Kurbädern, die das „Einkehrwirthshaus zum Trompeter auf der Waitznergaße“



Abb. 7: *Wegweiser und Anzeigenblatt im Gebiete der Industrie, des Handels, der Literatur, Kunst Nr. 70 (1845)*. S. 288–289. Exemplar der Széchényi-Nationalbibliothek Budapest. Digitalisat: privat

30 Baron Georg Sina (1787–1856), Bankier und Großgrundbesitzer griechischer Abstammung. Neben István Széchényi unterstützte er die Bauarbeiten der Kettenbrücke in Pest; er besaß in der heutigen Deák-Ferenc-Straße zwei Häuser, das eine unter Nr. 3–5, das andere an der Ecke Vörösmarty-Platz 3/Deák-Ferenc-Straße 8, in denen er Räumlichkeiten bzw. Wohnungen verpachtete. Siehe dazu: <http://mek.niif.hu/05400/05441/05441.pdf> (letzter Zugriff 31.10.2015).

anbot. Die Palette der Reiseziele wurde sogar um die Kaltwasser-Heilanstalt zu Lunkány (Luncani/Rumänien) im Banat erweitert. Die Zeitung druckte die Preislisten der „Pesth-Waizner Bahn-Abtheilung“ ab, veröffentlichte als „Eilfahrts-Anzeige“ der „Pesth-Eperieser Eilfahrtsanstalt“ oder der „Pesth-Kronstädter Eilfahrt“ die Angebote beschleunigter Fortbewegungsmöglichkeiten. (Abb. 7)

In jeder Nummer der Beilage *Wegweiser* wurden aktuelle Listen der „angekommenen Fremden“ in der ungarischen Handelsstadt veröffentlicht und relevante Informationen zu damals bekannten Gaststätten und Hotels abgedruckt. So berichtete Karl Emmerling (1800–1866), ein bedeutender Hotelinhaber der Vormärzzeit, über die Verbesserungsanstalten an einem seiner neuerworbenen Häuser: „Der Speisesaal im ersten Stock beim ‚Jägerhorn‘ ist nun dekoriert und vergrößert worden [...]. Man speist nach der Karte.“³¹ Das Hotel Jägerhorn, im Jahr 1817 nach den Plänen von Mihály Pollack (Wien 1773–Pest 1855) erbaut und 1842 von Emmerling erworben, beherbergte die Prominenz seiner Zeit. Hier wohnten der vielseitig begabte Baron Miklós Wesselényi (1796–1850) und der Schriftsteller, Publizist und Politiker Baron Zsigmond Kemény (1814–1875), der bereits erwähnte Dichter Sándor Petőfi hielt hier seinen Polterabend ab. Im Jägerhorn schrieb der Romantiker Mihály Vörösmarty seine epische Dichtung *Zaláns Flucht* nieder. Nach der Niederschlagung des Freiheitskrieges wurde das Hotel zum beliebten Treffpunkt der nachsinnenden ungarischen Intellektuellen um Ferenc Deák (1803–1876).

Nachrichten über Gewinne oder Verluste brachten die Ergebnisse der Großen Lotterie-Ziehungen, die die Anzeigebeilagen der Zeitschrift regelmäßig abdruckten. Auch die anstehenden Verlosungen, wie „des Windischgrätz’schen Anlehens“ oder „Casimir Esterházy’schen Anlehens“ wurden aufwendig angekündigt. Auch die veröffentlichten Aktienverkaufsanzeigen bedeuteten oft ein Spiel mit dem Glück. Lotterie-Ziehungen und Auktionen fanden nicht selten zu Wohltätigkeitszwecken statt, wie beispielsweise „das zweite Verzeichnis der Sammlung für die durch Brand verunglückten Bewohner in Miskolc“ bezeugt.³² Über milde Beiträge, die „zum Besten des Pesther Armenkinder-Spitals“ eingeflossen waren, informierte der Sekretär des Fördervereins Adolph von Frankenburg (1811–1884) die Leserschaft der Zeitschrift *Der Ungar*. (Abb. 8)

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass der heutige Leser durch die Anzeigen der Zeitschrift *Der Ungar* einen Einblick in das alltägliche Leben, in die Gewohnheiten sowie Ansprüche der deutschsprachigen Bewohner der ungarischen Hauptstadt der Vormärzzeit gewinnen kann. Die Anzeigetexte

SAMSTAG
am 29. d. M.

erfolgt die **Erste** Ziehung
der bekanntesten großen
Realitäten- und Geld-Lotterie,
wobei das
schöne Lustschloss zu Lilienfeld

33,800 Treffern, **50000** Gulden **ö. ö. 600,000**

Besonders zu beachten

Es hat hier große Summen bei unterchiedlichen Gewinnern **Für Frauen** und gewinnen **müssen.**

Der 1. Staf der Verlosung **muss** in der Hauptziehung durch die 1000 Staats-Gewinn-Scheine **1000** mal bezes Geld gewinnen, der 2. Staf **muss** 200mal, der 3. Staf **muss** 100mal, der 4. und 5. Staf **muss** jeber 50mal, der 6., 7., 8. und 9. Staf **muss** jeber 25mal, u. f. w. **müssen** alle 1200 Stafte der Verlosung in der Hauptziehung bezes Geld gewinnen.

Sämmtliche Scheine, welche in der Verlosung spielen, sie mögen nun einen Trefzer gemacht haben oder nicht, **spielen** wieder in der Hauptziehung mit.

Man kann sich auf diese **Erste** Ziehung mit der geringen Parangabe von **1 fl. 15 kr. Conv. Münze** pränumeriren, und zwar erhält man den **vollen Gewinn-Betrag**, der auf das pränumerirte Bes fällt, und nicht bloß einen Antheil, wie bei den Staatslotterien.

Wien am 1. Juli 1843.

G. M. Perissutti,
Zimmerehrer in Wien.

In Pesth sind Hof- und Pränumerations-Schreibe bei **Hermann Dreisach** und in den meisten andern Handlungen zu haben.

Abb. 8: Anzeige einer Realien- und Geld-Lotterie. In: *Der Ungar* 162 (15.07.1843), o.S. (2 Seiten). Exemplar der ÖNB, Signatur: 104829-D.1843,2. Digitalisat: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ152332101>

31 Zu dem Besitz von Karl Emmerling gehörten auch das Hotel Zum ungarischen König und das Deutsche Theater; er pachtete gleichzeitig die in der Nähe befindliche Redoute. Von 1836 an war Emmerling auch der Pächter des Gasthauses Palatin, nach dessen Verkauf er 1842 das Hotel Jägerhorn in der Kleinen Brückgasse (heute Türr István utca 5) erwarb. Vgl. Judit Rédey: *Gastwirte deutscher Abstammung*. In: *Deutsche in Budapest*. Zugest. v. Wendelin Hambuch. Budapest: Deutscher Kulturverein, 1998, S. 206.

32 Siehe dazu den Beitrag von Tabea Motika in diesem Band.

enthielten nicht nur Details zu Produkten, Dienstleistungen und Praktiken, sondern nicht zuletzt auch Hinweise auf Firmennamen und Anschriften, so dass die Benennung Anzeigenbeilage als *Wegweiser* im Sinne einer nach und nach sich erstellenden Wirtschafts- und Geschäftswelttopographie durchaus wörtlich verstanden werden wollte. Insgesamt machen sie die Prozesse des Transfers von Waren bzw. kulturellen Gütern anschaulich. Sie führen die Rolle der deutschsprachigen Presse als Vermittlungsinstanz neuer urbaner Lebensweisen vor. Durch die Anzeigentexte können die Konsum- bzw. Unterhaltungsgewohnheiten der städtischen Bevölkerung in Ansätzen rekonstruiert und die Präsenz eines spezifischen Biedermeier-Lebensgefühls in allen Bereichen des Gesellschaftslebens aufgespürt werden. Eine tiefergehende Auswertung der Zeitungsbeilagen und Intelligenzblätter kann neue Informationen sowohl für die Forscher der Lokalgeschichte, die Geschichte der Hotels und Gasthäuser in Budapest bringen, also auch einen Beitrag für die Medizingeschichte, Sozial-, Kunst-, Theater-, Musik-, Literatur- und Pressegeschichte leisten und zu weiteren Forschungen anregen.

KULTURGESCHICHTEN DES WOHNENS

ALLTAGSGEGENSTÄNDE ALS QUELLEN DER POPULÄRGESCHICHTE IN FAMILIENZEITSCHRIFTEN

Nina Reusch

Bei Lichte besehen war die alte Küche [...] ein Raum, der an die Widerstandsfähigkeit der Mägde und Hausfrauen hohe Anforderungen stellte. [...] Wohl die wundeste Stelle war der aus Backsteinen aufgemauerte und teilweise als offene Feuerstätte behandelte Herd. [...] Die ganze Einrichtung war unzureichend und selten imstande, die Küche von lästigem Rauch völlig freizuhalten. [...] Andere Mängel bot die Beleuchtung. Kienspan, Unschlittkerzen oder Rüböllampen gaben nur notdürftig Licht, qualmten entsetzlich und schlugen, ebenso wie der Rauch des Herdes, der Sauberkeit ein Schnippchen. Wenn trotz dieser Fülle von Widerwärtigkeiten die deutschen Hausfrauen treu zu ihrer Küche hielten und ihren Stolz darein setzen, daß jegliches Gerät möglichst blank, rein appetitlich erschien, so gereicht ihnen das doppelt zur Ehre.¹

Mit diesen Worten beschrieb Georg Buß 1908 in der Familienzeitschrift *Daheim* die Herausforderungen frühneuzeitlicher Küchen, über deren Mängel „alle romantische Schwärmerei nicht hinweghelfen“ könne.² Demgegenüber pries er die Segnungen moderner Einrichtung:

Bessere Schornsteine, sparsame Herde [...], Gas- oder gar elektrische Beleuchtung [...], eine gewisse Eleganz in den Möbeln und allem Gerät, eine weise Beschränkung auf das Notwendige, nichts Schwerfälliges und Klobiges, kein Zinn und weniger Kupfer und Messing, aber mehr Porzellan und Steingut, im ganzen eine helle, freundliche und anheimelnde Stimmung: das ist die moderne Küche.³

Die Küche, ein täglich genutzter Raum des Wohnens und Arbeitens, wurde in diesen Zeilen zu einem Ort, an dem ein direkter Vergleich von modernem und vergangenem Leben möglich war. In der alltäglichen Umgebung wurden historische Lebensweisen imaginierbar und historischer Fortschritt sinnlich erfahrbar. Gegenstände wie Herd, Kienspäne, Lampen und Geschirr waren nicht allein Sinnbilder der historischen Entwicklung, sondern dienten auch als Quellen, mit denen Erkenntnisse über vergangene Lebensweisen gewonnen wurden.

Der vergleichende Blick auf Kücheneinrichtungen ist nur ein Beispiel dafür, wie Familienzeitschriften die alltäglichen Erfahrungen ihrer LeserInnen aufgriffen und ihnen eine Geschichte gaben. Am Beispiel von Gegenständen des häuslichen Wohnens und Arbeitens zeige ich im Folgenden, wie Familienzeitschriften⁴ um die Wende zum 20. Jahrhundert Objekte des täglichen Lebens historisierten und als sinnlich erfahrbare Aufhänger für Geschichtsbetrachtungen nutzten. Dazu untersuche ich einerseits kulturhistorische Artikel, die anhand von Alltagsgegenständen zeitgenössische und historische Lebensweisen einander gegenüberstellten, andererseits die Verhandlung historischer Gegenstände als Sammlungsobjekte. Schließlich ordne ich die Verwendung von Gegenständen als historische Quellen in den

1 Georg Buß: Alte und neue Küchen. In: *Daheim* 8 (1908), S. 17f.

2 Ebd., S. 16.

3 Ebd.

4 Als Grundlage dieser Untersuchung wurden fünf Zeitschriften herangezogen: Die liberal-nationale *Gartenlaube*, das protestantisch-konservative *Daheim*, die katholisch-konservative *Alte und Neue Welt*, die sozialdemokratische *Neue Welt* sowie die Frauenzeitschrift *Sonntags-Zeitung fürs Deutsche Haus*.

Kontext der breiteren Historiographielandschaft um 1900 ein. Die Verwendung von Gegenständen als Quellen, so die These, geschah im Kontext einer alltagsnahen Kulturgeschichte. Diese popularisierte Geschichte, indem sie sie an den Alltag und die Erfahrungen ihrer LeserInnen anband und Vergleiche von modernem und vergangenem Leben anstellte. So war die Verwendung von Objektquellen ein Spezifikum populärer Geschichte, während die akademische Geschichte sich stärker auf Schriftquellen stützte. Die Frage nach den jeweils verwendeten Quellen verweist damit auf das vielschichtige Verhältnis von populärer und akademischer Geschichtsschreibung.

Das Genre der Familienzeitschrift entstand Mitte des 19. Jahrhunderts als erstes europäisches Massenmedium. Im deutschsprachigen Raum wurden bis zum Ersten Weltkrieg über 200 solcher Zeitschriften gegründet⁵, die sich von ihrer politischen, regionalen oder konfessionellen Ausrichtung her unterschieden, aber alle dieselbe Grundstruktur aus Fortsetzungsromanen, Illustrationen, Bildungsteil und Anzeigen aufwiesen. Historische Themen waren ein wichtiger Bestandteil des allgemeinbildenden Programms: In gut jeder zweiten Ausgabe fanden sich historische Darstellungen in Text und Bild. Die Geschichtsprogramme waren breit aufgestellt, sie setzten sich zusammen aus ereignishistorischen Darstellungen und Biografien, aus Technikgeschichte, Historiengemälden, Lokalgeschichte, Berichten von Ausgrabungsstätten – und Kulturgeschichte, die in den hier untersuchten Zeitschriften fast ein Viertel des Geschichtsprogramms ausmachte.⁶ Kulturgeschichte war zugleich Alltagsgeschichte, Geschichte der ‚Volkskultur‘, Geschichte von unten, welche die alltäglichen Erfahrungen der LeserInnen aufgriff und historisierte. Gegenstände waren hierbei eine vielgenutzte Möglichkeit, historischen Wandel greifbar und sinnlich erfahrbar zu machen, zumal wenn sie in jedem Haushalt vorhanden waren. Solche Gegenstände konnten Kleidungsstücke sein, Genuss- und Lebensmittel, Werkzeuge oder Möbel, die ausgehend von ihrem zeitgenössischen Gebrauch in ihrer historischen Entwicklung dargestellt wurden.

Dabei wurde – je nach politischer Haltung des Autors oder der Autorin – der Fortschritt beschworen oder der Verlust der ‚guten alten Zeit‘ bedauert. So beklagte Theodor Habel in der *Sonntags-Zeitung* den zeitgenössischen Zustand des Wohnens, der von Konformität nach dem „herrschenden Fabrikgeschmack“ geprägt sei und „mehr oder weniger nach dem Kasernenschema erbaut“.⁷ Ein *Gartenlaube*-Artikel über die Biedermeierzeit lobte die „Güte des Materials“ und „Anständigkeit der Arbeit“ der Biedermeiermöbel im Gegensatz zur modernen Einrichtung.⁸ Andere AutorInnen lobten stattdessen den Fortschritt. So stellte Else Rema in der *Alten und Neuen Welt* den unförmigen Nadeln aus Fischgräten, mit denen Frauen im Mittelalter genäht und gestickt hätten, die „zierliche[n] Stahlnadel[n]“ der „moderne[n] Damenwelt“ gegenüber⁹, und Hanns von Spielberg¹⁰ zeichnete in einem Artikel über Lampen eine Geschichte des technischen Fortschritts seit der Zeit der Griechen und Römer nach und beschwor die elektrische Lampe als vorläufigen Höhepunkt der Entwicklung.¹¹ Der Artikel war mit insgesamt elf kolorierten Holzstichreproduktionen illustriert, die verschiedene Lampentypen von der Antike bis zur

5 Vgl. die Zeitschriftenbibliografie bei Dieter Barth: Das Familienblatt. Ein Phänomen der Unterhaltungspresse des 19. Jahrhunderts. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 15 (1975), S. 185-199.

6 Vgl. Nina Reusch: Populäre Geschichte im Kaiserreich. Familienzeitschriften als Akteure der deutschen Geschichtskultur 1890-1913. Bielefeld: transcript, 2015, S. 95.

7 Theodor Habel: Das deutsche Bürgerhaus im Wandel der Jahrhunderte. Eine kulturgeschichtliche Plauderei. In: Sonntags-Zeitung fürs Deutsche Haus (1908/09), S. 800.

8 Vgl. Georg Hermann: Aus der Biedermeierzeit. In: Die Gartenlaube (1908), S. 9.

9 Else Rema: Weibliche Handarbeiten in früheren Jahrhunderten. In: Alte und Neue Welt (1906), S. 884.

10 Hanns von Spielberg war das Pseudonym des Autors Hanns von Zobeltitz, der zur Redaktion des *Daheim* gehörte.

11 Hanns von Spielberg: Die Lampe einst und jetzt. In: Daheim 12 (1900), S. 17.

zeitgenössischen Gegenwart zeigten und so die Vielfalt und den Wandel des Alltagsgegenstandes durch die verschiedenen Epochen auch visuell verdeutlichten (Abb. 1).

Der wertende Vergleich mit der zeitgenössischen Welt war wichtiger Bestandteil der kultur- und alltagsgeschichtlichen Artikel: Sie basierten auf dem Bekannten, von dem aus ein Ausblick auf das Fremde, Unbekannte unternommen werden konnte. Zugleich konnte über die kulturhistorischen Texte der Blick für die Historizität, das Gewordensein der alltäglichen Welt und geschärft werden.¹² So waren kulturhistorische Darstellungen immer auch Artikel, die sich mit der zeitgenössischen Moderne auseinandersetzten. Neben ihrer Bedeutung als Quellen kulturhistorischer Darstellungen erschienen historische Gegenstände in Familienzeitschriften als antike Sammlungsobjekte. Das *Daheim* besaß eine eigene Rubrik für Sammler, die über antiquarische Gegenstände, ihre Beschaffenheit und Geschichte, ihre Standorte und ihren Wert informierte.¹³ Die historischen Objekte wurden zusätzlich im Bild gezeigt (Abb. 2). Die Rubrik, die es auch in anderen Zeitungen und Zeitschriften gab, ist ein Hinweis darauf, dass Sammeln von historischen und naturwissenschaftlichen Objekten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur ein weitverbreitetes Hobby in bürgerlichen Kreisen war, sondern zugleich Ausdruck eines bürgerlichen Selbstverständnisses.¹⁴ In seiner historisierenden und dokumentierenden Funktion¹⁵ fügte sich die Sammelleidenschaft in das große bürgerliche Interesse für Geschichte ein. Daneben war das Sammeln von Objekten aber auch Mode und Zweck, den eigenen Status zu demonstrieren. In einem Artikel über die Kulturgeschichte des Sammelns beklagte Max Kirmis, Realschullehrer mit breiten Kenntnissen der Geschichte wie der Naturwissenschaft, der einen großen Teil der Beiträge zum *Sammler-Daheim* verfasste, die vielen „Parvenü-Sammler“, die ohne echte Kennerschaft einer Mode folgten. Die große Nachfrage nach Antiquitäten zu Dekorationszwecken führe zu einer Überfüllung des Markts mit Fälschungen.¹⁶ Historische Sammlungsobjekte hatten also nicht allein ideellen Wert als Relikte historischer Handwerkskunst und Zeugnisse vergange-

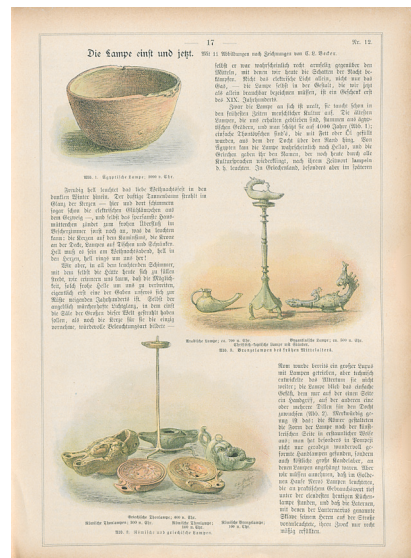


Abb. 1: Hanns von Spielberg: Die Lampe einst und jetzt. Mit 11 Abbildungen nach Zeichnungen von C.L. Becker. In: *Daheim* 12 (1900), S. 17. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Staatsbibliothek Berlin



Abb. 2: Alte Handlaternen aus Mitteldeutschland. Illustration zu: E. Kohlmann: Alte Laternen. In: *Daheim* 23 (1905/06), S. 22 (Rubrik Sammler-Daheim). Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Staatsbibliothek Berlin

12 Dies wird deutlich in Hanna Lewin-Dorsch: Primitive menschliche Wohnstätten. In: *Die Neue Welt* (1910), S. 405.
 13 Vgl. etwa Max Kirmis: Der Hamburger Schrank. In: *Daheim* 7 (1905/06), S. 22 (Rubrik *Sammler-Daheim*); ders.: Der Schreibtisch. In: *Daheim* 26 (1908/09), S. 22.
 14 Vgl. die Ausführungen zum Sammeln bei Aibe-Marlene Gerdes: Ein Abbild der gewaltigen Ereignisse. Die Kriegssammlungen zum Ersten Weltkrieg 1914-1922. Essen: Klartext, 2016 (im Druck).
 15 Vgl. ebd.
 16 Vgl. Max Kirmis: Zur Kulturgeschichte der Sammler und zur Technik des Sammelns. In: *Daheim* 1 (1899), S. 6 (Rubrik *Sammler-Daheim*).

ner Lebensweisen, sondern waren auch von materiellem Wert und als solche Teil eines lukrativen Geschäfts mit Originalen und Fälschungen.

Am Beispiel des Sammelns zeigt sich, dass das Interesse für Geschichte aus verschiedenen Motivationen erfolgen konnte. Familienzeitschriften versuchten mit ihrem diversen Geschichtsprogramm all diesen verschiedenen Motivationen ihrer LeserInnen gerecht zu werden. So waren materielle Objekte sowohl als Quellen der Kulturgeschichte wie auch als Sammlungsobjekte wichtige Bestandteile ihrer Geschichtsdarstellungen. Diese relevante Stellung von Objekten war im Kontext der Historiographie des späten 19. Jahrhunderts allerdings eher ungewöhnlich. Zwar vergrößerten und institutionalisierten Museen ihre historischen Objektsammlungen seit dem frühen 19. Jahrhundert beständig, doch die akademische Historiografie fand ihre wichtigsten Quellen in schriftlichen Zeugnissen. Die Auswahl der Quellen gibt also Hinweise auf das Verhältnis von akademischer und populärer Geschichtsforschung.

Auch die akademische Historiografie sieht materielle Objekte als Quellen vor. Johann Gustav Droysen definierte Quellen im Grundriss der Historik als alles, das aus der Vergangenheit der menschlichen Welt unmittelbar übrig oder überliefert sei¹⁷ – was nicht allein Schriftquellen, sondern auch Gegenstände einschloss. Ernst Bernheim nahm 1889 die noch heute geläufige Einteilung historischer Quellen in Tradition und Überrest vor. Traditionsquellen entstanden laut Bernheim zum Zweck der Überlieferung, während Überreste ohne Absicht auf Überlieferung und Erinnerung entstanden seien.¹⁸ Dies umfasse Schriftquellen wie Briefe und Akten, nicht gegenständliche Quellen wie Sprache, Gewohnheiten, Institutionen, und Objekte wie Küchenabfälle, technische Geräte, Münzen, Waffen oder Bauten.¹⁹

Für die alte und mittelalterliche Geschichte waren Gegenstände aufgrund der dünnen schriftlichen Überlieferung schon immer eine wichtige Quellengattung. Die Kenntnisse über Münzen, Wappen, Siegel und andere Gegenstände waren wichtige Hilfswissenschaften der Historiografie, und Ausgrabungen lieferten wichtige Grundlagen für die Erforschung antiker Geschichte. Doch gerade die quellenreichere Geschichte der Neuzeit wurde in großem Maße mithilfe von Textquellen erforscht. Dies ging Hand in Hand mit einem besonderen Interesse an Politik und Verwaltung, an Staats- und Nationsbildungsprozessen und am Handeln mächtiger Männer (und selten auch Frauen). Das Geschichtsverständnis mehrerer akademischer Historikergenerationen des 19. Jahrhunderts, so auch der um die Jahrhundertwende tonangebenden Neo-Rankeaner, sah den Motor historischer Entwicklung in der politischen Entwicklung von Staaten. Dieses Geschichtsverständnis war eng an Schriftlichkeit geknüpft. Schriftlose Epochen wurden demnach als vorgeschichtlich eingestuft und der Archäologie überlassen – oder, im Falle von schriftlosen Kulturen, mit denen man im Zeichen der Kolonialisierung der Welt in Kontakt kam, der Ethnologie. Der Ausschluss betraf gleichermaßen bäuerliche und proletarische Schichten, die wenig schriftliche Dokumente hinterließen. So bedeutete politische Historiografie immer auch eine Geschichte der herrschenden Klassen, während die Erforschung des bäuerlichen Lebens der jungen Disziplin der Volkskunde überlassen blieb.²⁰ Diese war weniger staatlich, jedoch nicht minder nationalistisch geprägt als die Geschichtswissenschaft und stilisierte bäuerliche Alltags- und ‚Volkskultur‘ zur Essenz und Grundlage deutscher nationaler Identität und Kultur.²¹

17 Johann Gustav Droysen: Grundriss der Historik. Jena: Frommann, 1858, S. 11.

18 Vgl. Ernst Bernheim: Lehrbuch der Historischen Methode und der Geschichtsphilosophie. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hilfsmittel zum Studium der Geschichte. Leipzig: Duncker & Humblot, 1903, S. 231.

19 Vgl. ebd.

20 Vgl. Peter Borowsky/Barbara Vogel/ Heide Wunder: Einführung in die Geschichtswissenschaft. Bd. 1. Grundprobleme, Arbeitsorganisation, Hilfsmittel. Opladen: Westdeutscher, 1989, S. 127f.

21 Vgl. Wolfgang Kaschuba: Einführung in die Europäische Ethnologie. München: Beck, 2006, S. 27.

Familienzeitschriften, die selbst als wichtige Medien der inneren Nationsbildung gelten, zogen aus der Volkskunde wichtige Einflüsse: das Interesse für mündliche Überlieferungen, für volkstümliche Gebräuche und Lebensweisen, und für alltägliche und rituelle Gegenstände. Sie wurden damit zu wichtigen Medien einer populären Geschichtsschreibung, die das Feld des historischen Interesses über politik-historische Fragestellungen hinaus ausweitete, sich für ‚Volks‘- und Alltagskultur interessierte und von der Geschichtswissenschaft vernachlässigte soziale Gruppen als historische AkteurInnen in den Fokus rückte. Bei der Erforschung und Vermittlung dieser alltagsnahen Themen nahmen Gegenstände als historische Quellen eine wichtige Bedeutung ein. Die Familienzeitschriften popularisierten damit eine von der akademischen Historiografie der Neuzeit kaum beachtete Quellengattung, mit der sie ihren LeserInnen ausgehend von deren vertrauter Welt unterhaltsame Rückblicke auf vergangene Zeiten lieferten.

KLEINSTÄDTISCHE KALENDERSTOFFE IM SÜDEN DER HABSBURGERMONARCHIE ENDE DES 19. JAHRHUNDERTS

DAS BEISPIEL DES *ILLUSTRIERTEN WERSCHETZER HAUSKALENDERS* 1880–1900

Olivia Spiridon

Die steigende Dichte von Kalendern im Süden der Habsburgermonarchie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist als Ergebnis des Zusammenwirkens mehrerer Faktoren zu sehen: des steigenden Lesebedarfs angesichts des veränderten Zeitmanagements und Freizeitverhaltens in städtischen und auch ländlichen Gegenden, des sich intensivierenden Geschäfts mit Druckerzeugnissen und auch der Regulierungen, denen die Lesestoffe unterworfen waren. In diesem Zusammenhang beobachtet Rudolf Schenda am Beispiel Reutlingen am Anfang des 19. Jahrhunderts nicht nur den Wettbewerb zwischen großen Druckereien und kleinen Produzenten, der sich auf die Auswahl der Inhalte auswirkte, sondern auch den Einfluss der behördlichen Kontrolle in Form von prohibitiven Gesetzen, Zöllen und Zensur.¹ Zur „Zähmung“ der Lesestoffe trugen auch die Proteste bürgerlicher Konservativer aus Angst vor der Verbreitung umstürzlerischer Gedanken durch populäre Schriften bei, sodass den marktorientierten Produzenten nichts blieb als auszuweichen: als Volkslektüre blieb nichts „außer dem nichtssagenden Gemischgemasch der Wochenblätter und Jahreskalender“.²

Auch im Banat ist die Entstehung von Druckerzeugnissen in einem ähnlichen Verzahnungsprozess zu sehen, in dem Herrschaft und Unternehmertum involviert waren, auch wenn die Dynamisierung des Marktes mit Druckerzeugnissen in den deutschen Kolonistsiedlungen im Süden der Habsburgermonarchie, die im Verlauf des 18. Jahrhunderts entstanden waren, später einsetzte als im Deutschen Reich. Von 1769 bis 1848 wurde im Banat auch aufgrund der mal milder, mal strenger waltenden Zensur zweimal die Erlaubnis erteilt, eine Druckerei zu betreiben.³ Nach 1848 existierten neben einer k.k. Filial-Staatsdruckerei weiterhin zwei weitere private Druckereien in Temeswar und um die 1850er Jahre erschienen in Banater Kleinstädten wie Groß-Betschkerek, Pantschewo, Lugosch und Werschetz weitere kleine Druckereien, die mit der Zeit modernisiert wurden und unter dem strengen Blick der von der Polizei im Banat ausgeübten Zensur funktionierten.⁴ Der steigende Bedarf nach Zeitungen spiegelt sich in der steigenden Anzahl der Druckereien wider: Gab es um 1890 im Banat etwa neunzehn Druckereien, welche 37 deutsche und zwei ungarisch-deutsche Zeitungen herausgaben, zählte man ein Jahrzehnt später in 24 Orten 61 Buchdruckereien und allein in Temeswar im Jahr 1902 dreizehn Druckereien.⁵

Die Ausweitung eines Netzwerks von Druckereien, aber auch die Herausbildung von Familienunternehmen, die sich über Generationen auf das Betreiben von Druckereien spezialisierten und durch Kauf, Verpachtung und Gründung neuer Druckereien in der Region expandierten, weisen auf die Lukrativität des Geschäfts mit Druckerzeugnissen hin. Beispielhaft sind Julius Wunder mit seinen Söhnen in Orawitz, Reschitz, Weißkirchen und Hatzfeld, Georg und Alois Pirkmayer in Perjamos⁶ und unter anderen die Brüder Wettel in Werschetz und Temeswar.⁷

1 Vgl. Rudolf Schenda: Die Lesestoffe der kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. München: Beck, 1976, S. 42-54 und S. 55-77.

2 Vgl. ebd., S. 73.

3 Vgl. Felix Milleker: Kulturgeschichte der Deutschen im Banat. 1716-1918. Vršac (Werschetz): Verlag der Artistischen Anstalt J.E. Kirchner's Witwe, 1930, S. 53.

4 Vgl. ebd., S. 56-60.

5 Vgl. ebd., S. 60-61.

6 Vgl. ebd., S. 63.

7 Vgl. Anton Peter Petri: Biographisches Lexikon des Banater Deutschtums. Marquartstein: Th. Breit, 1992,

Am Beispiel von Werschetz (serb. Vršac, ung. Versecz) im Banat und des in dieser südungarischen Kleinstadt erscheinenden *Illustrierten Werschetzer Hauskalenders* soll im Folgenden den Fragen nach der Entwicklung der angebotenen Lesestoffe im Zeitraum 1880–1900 nachgegangen werden, die im Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung des Ortes betrachtet werden. Schwerpunktsetzungen liegen in Verbindung mit der Zusammensetzung der Lesestoffe auf dem Kalender als Medium des Interesses am regionalen und lokalen Raum sowie auf der anvisierten Leserschaft.

Werschetz mit seinen Ende des 19. Jahrhunderts ca. 25.000 Einwohnern (13.000 Deutsche, 8.000 Serben und 2.600 Ungarn) wies eine außerordentliche Entwicklungsdynamik auf, durch die die Kleinstadt einen der ersten Plätze hinter der Hauptstadt des Banats, Temeswar, besetzte. Festmachen lässt sich der Spitzenplatz in der Region anhand der Entwicklung von Zünften (dreizehn Zünfte aus Werschetz hielten 1815 besondere Privilegien inne), die Entstehung von privilegierten Händerverbänden (1825), der Gründung einer Aktiengesellschaft in den 1840er Jahren, einer Sparkassa im Jahr 1868 sowie einer Filiale der Allgemeinen Kranken- und Invaliden-Kassa 1874.⁸ In zeitlicher Nähe zur Regionshauptstadt erfolgte auch die Gründung von Vereinen und gemeinnützigen Institutionen (unter anderem Feuerwehr, Banater Lehrer-Verein, Schützen-, Sport- und Gesangsvereine), deren Anzahl gegen Ende des 19. Jahrhunderts rasant anstieg: Gab es in Werschetz im Jahr 1878 zehn Vereine, so verzeichnete man sieben Jahre später zweiunddreißig.⁹

Seine besondere wirtschaftliche Prägung erhielt Werschetz jedoch durch den Weinbau, der beeindruckende Geldbeträge in die Stadt brachte. In den 1870er Jahren erreichte die Ausdehnung des Werschetzer Weingebiets seine bedeutendste Größe, als die Weinproduktion mit einem jährlichen Ertrag von etwa einer halben Million Hektoliter Wein im Wert von 4-5 Millionen Gulden ihren Höhepunkt erreichte.¹⁰ Dies wirkte sich auf die Beschäftigungsstruktur der Stadt aus: Ausschließlich im Weinbau waren 60 % der Bevölkerung tätig und weitere 20 % sicherten durch daraus hervorgegangene Gewerbe ihre Einnahmen. Durch Schädlingsbefall – Springwurmwickler (*tortix pilleriana*) und v.a. die Reblaus (*Phylloxera*) – schrumpfte das Anbaugelände und die Produktionsmenge, sodass die Stadt im Umfeld des Ersten Weltkriegs und in den Folgejahren zunehmend verarmte.¹¹ Doch der wirtschaftliche Aufschwung der 1870er Jahre und die starke Kapitalisierung der Stadt sicherten ihr trotz der anhaltenden Rezession ein vergleichsweise dynamisches wirtschaftliches Leben. So blieb Werschetz auch als Produktionsort von Druckschriften im Banat an der Spitze. Die Stadt besaß im Jahr 1898 sechs Druckereien und vier deutsche Blätter, was sie an zweiter Stelle nach Temeswar platzierte.¹² Bemerkenswert ist die langlebige Zeitung *Werschetzer Gebirgsbote. Organ für Politik, Land- und Volkswirtschaft und öffentliches Leben* (1857–1941) sowie der *Illustrierte Verseczer Hauskalender* (1864–1923). Werschetz war ein Ausstrahlungsort für Druckschriften, denn von da aus breiteten sich Drucker in die Städte der Region aus. Darüber hinaus wurden da auch Beilagen für Orte ohne Zeitung gedruckt, wie um 1860 der *Weißkirchner Anzeiger* als Beilage zum *Werschetzer Gebirgsboten*.¹³

Sp. 2079-2083.

8 Vgl. Milleker: Kulturgeschichte, S. 109-125.

9 Vgl. ebd., S. 119.

10 Vgl. Werschetz (Versecz – Vršac). Kommunale Entwicklung und deutsches Leben der Banater Wein- und Schulstadt. Verfasst und zusammengestellt von Helmut Frisch. Wien: Verlag des Werschetzer Buchausschusses, 1982, S. 284.

11 Vgl. ebd., S. 285-288.

12 Vgl. ebd., S. 399-400.

13 Vgl. ebd., S. 398; Alexander Krischan: Die deutsche periodische Literatur des Banats. Zeitungen. Zeitschriften. Kalender 1771-1971. Bibliographie. München: Südostdeutsches Kulturwerk, 1987. Hier S. 45.

Während die Jahrgänge 1-15 des *Illustrierten Werschetzer Hauskalenders* nicht auffindbar sind, ist der Kalender, der in der Buchdruckerei von J.E. Kirchner's Witwe hergestellt wurde, ab 1880 lückenlos überliefert. Die Gründungsgeschichte der Druckerei entspricht dem Banater Normalfall: Die Erlaubnis zur Gründung der Buchdruckerei in Werschetz erhielt Johann Eduard Kirchner, bis dahin Assistent der Temeswarer Staatsdruckerei, 1855 von der serbisch-banater Statthalterei. Im Januar 1857 erschien die erste Nummer des Werschetzer Gebirgsboten und nach fünfzigjähriger Tätigkeit hatte die Druckerei sechzehn Zeitungen in deutscher, serbischer und ungarischer Sprache sowie den *Illustrierten Werschetzer Hauskalender* herausgegeben.¹⁴ Mitarbeiter Kirchners gründeten ab den 1880er Jahren Druckereien in weiteren sieben Städten der Region.

Die Langlebigkeit des *Illustrierten Werschetzer Hauskalenders*, dessen erste Nummer acht Jahre nach Druckereigründung erschien, weist auf ein offensichtlich erfolgreiches Konzept des Druckereibesitzers Kirchner hin. Es besteht in der Ausrichtung auf eine breit definierte Leserschaft, eine über lange Zeitspannen stabile Gestaltung mit konsensfähigen Inhalten und die Ausbreitung in einem überschaubaren Gebiet, worauf die topografische Angabe im Titel hindeutet. Seinen breiten Kundenkreis benennt der *Kalender* bereits auf der Titelseite mit einer auf Inklusion getrimmten Formulierung: „für den Bürger, Gewerbs- und Landmann. Zum Gebrauch für Katholiken, Protestanten, Griechen und Israeliten“. Einen Schwerpunkt des *Kalenders* bildet der einleitende Teil, der über Jahrzehnte unverändert bleibt, und der außer astrologischen und meteorologischen Vorausblicken Listen über lokale und regionale Ämter sowie Verzeichnisse der Komitatsgemeinden und deren Notäre enthält. Im Schlussteil des *Kalenders* sind weitere praktische Informationen zu finden, wie ein Verzeichnis der Jahrmärkte und einen beachtlichen Werbungsteil.

Im Jahrzehnt 1880–1890 fallen einige Entwicklungen in der Zusammensetzung und Gewichtung der Inhalte auf. Der die Inserate beinhaltende Anhang ist in den Jahrgängen 1880 bis 1885 im Verhältnis zu den eigentlichen Lesestoffen relativ umfangreich, wodurch der Kalender in diesen Jahren wie eine Präsentationsplattform des in Werschetz und Umgebung tätigen Unternehmertums wirkt: Gemischtwarenläden, Weingroßhandlungen, Mode- und Bekleidungs-läden, Jagd- und Reiseartikelgeschäfte, Schuhgeschäfte, Juwelierläden, Möbelgeschäfte, Friseursalons, Hutmacher, Hersteller für Wagen und Kutschen, Spediteure, Händler von Haushaltsgeräten und landwirtschaftlichen Maschinen stellen sich in ausgiebig verfassten Texten der offensichtlich kaufstarken Werschetzer Leserschaft vor. Die Inserate werben v.a. für Läden, Händler und Produzenten aus Werschetz, wodurch die Warenvielfalt in der Kleinstadt selbst überrascht, seltener auch aus Temeswar und nahegelegenen Städten wie Neusatz, und ausnahmsweise aus Wien.

Die Lesestoffe nehmen anfangs kaum mehr als zehn Seiten ein, steigen aber stetig von Jahr zu Jahr, sodass sie gegen Ende der 1880er Jahre um die 50 Seiten und vor 1900 achtzig bis hundert Seiten erreichen. Sie enthalten zumeist anspruchslose Erzählungen mit Unterhaltungswert, seltener horizontweiternde populäre Texte mit Sittenbildern über exotische Regionen wie das nördliche Europa, Afrika oder China. Äußerst selten stößt man auf populärwissenschaftliche Texte über die heimatliche Region. Einige wenige Beispiele dafür findet man im Jahrgang 1880 unter dem Titel *Der Väter Ehre ist die schönste Zier. Ein Blatt aus der Geschichte von Werschetz* (S. 27-28) oder 1883 *Werschetz und seine Umgebung in den Jahren 1787-1790. Historische Skizze* von Felix Milleker (S. 17-22). Im Verhältnis zu diesen auf die Verbindung von Wissen um den lokalen Raum mit der emotionalen Bindung zum Heimatlichen abzielenden Texten bleibt die Menge der Lesestoffe, die der anspruchslosen Unterhaltung dienen, konstant höher. Auch Kirchners Blätter wichen nicht von dem überall in der Region zu beobachtenden Grundsatz ab, die Sphäre des Politischen nicht zu berühren. In den letzten Jahren vor der Jahrhundertwende, im Zuge

14 Vgl. Werschetz: Kommunale Entwicklung, S. 399.

der sich verschärfenden Kontrolle der deutschsprachigen Presse in Ungarn, richtet sich der *Illustrierte Werschetzer Hauskalender* völlig auf leicht verdauliche Lektüre aus. Dies ist auch im *Werschetzer Gebirgsboten* zu beobachten: Während Anfang der 1880er Jahre einzelne Texte des Minderheitenpolitikers Edmund Steinacker erschienen, der die deutsche Minderheiteninteressen vertraten, geschah dies gegen Ende des 19. Jahrhundert nicht mehr. In diesen Jahren kommt es allerdings zu einer Neugestaltung der deutschsprachigen medialen Landschaft des Banats, auf die abschließend noch hingewiesen wird.

Ende der 1890er Jahre nehmen Lesestoffe bis zu 80 Seiten ein und diversifizieren sich: Es erscheinen Texte mit höherem Anspruch wie Geschichten von Johann Peter Hebel (1885, S. 71-72), kurze Texte zur Gesundheitspflege, psychologische Anweisungen in der Kindererziehung (bspw. 1897, S. 88-89), kurze Sachtexte über berühmte Unternehmen (wie den Norddeutschen Lloyd in Bremen, 1885, S. 88). Zudem wird der *Kalender* auch um die Rubrik *Kleine Mittheilungen* (ein Sammelsurium aus sachlichen Informationen rund um den Globus, Kuriositäten über historische Persönlichkeiten und Unerhörtes aus der ganzen Welt) erweitert, die aber das Niveau seriöser Berichterstattung zeitgeschichtlichen Geschehens nicht erreichen.

Das Mehr an Lesestoffen, aber auch das durch Inserate präsente Geschäftsleben der Stadt erlauben Rückschlüsse über die Zusammensetzung der Leserschaft. Nicht nur die Werbung für Modeartikel, aber auch Texte mit Informationen für die Haushaltsführung sowie die häufig angeschnittene Frauenthematik weisen auf letztere als ein anvisiertes Lesepublikum hin. Der Kalender wirbt – und dies wird auch anhand anderer Kalender aus dieser kleinstädtisch bis ländlich geprägten Region deutlich – für Frauen als Leserinnen, und gleichzeitig setzt er sich für die Etablierung und Festlegung einer konservativen Frauenrolle ein. Überraschend ist die Melange aus als „modern“ ausgewiesener Frivolität und einer konservativen Didaxe, mit welcher manche Texte überzogen sind. Mit herablassendem Augenzwinkern werden Frauen im Gedicht *Heiratsfragen* zu sittlichem Verhalten ermahnt (1885, Seitenzahl wegen des Blattschnitts nicht mehr sichtbar) oder diese werden mit für jene Zeit dreist wirkenden Texten abgespeist, wie bspw. im Gedicht *Die Entstehung des Kusses* (1885, Seitenzahl nicht sichtbar) oder *Wie der erste Kuss schmeckt?* (1887, Seitenzahl nicht mehr sichtbar). Zuhäuf stößt man auf Erzählungen, die einen romantisierenden Mittelalterabklatsch bieten – überhaupt scheinen Mittelalterstoffe in Texten, die im Untertitel als „romantisch“ bezeichnet werden, sehr beliebt. Es handelt sich häufig um tragische Liebesgeschichten vor historischer Kulisse oder um Geschichten über Frauen als Opfer männlicher Rücksichtslosigkeit, wie in *Das Opfer einer Frau. Romantische Skizzen* von P.J. Victor (1887, S. 62-69) oder etwa *Sich selbst getreu* von Maria Antoinette von Markovicz (1897, S. 61-75). Pseudonyme werden flexibel gehandhabt und beliebig variiert, denn im *Kalender* von 1899 erscheint die Erzählung *Giuseppina* einer Marietta von Markovicz (S. 41-46). Um die Wende zum 20. Jahrhundert bemühen sich die *Kalender*-Macher zunehmend um ein kosmopolitisches Mosaik in der Wahl der Erzählstoffe durch Veröffentlichung von Geschichten über entfernte Regionen und vergangene Zeiten, wobei auch eine zunehmende Aufmerksamkeit der anschaulichen Bebilderung der gefühlsstarken Stücke gilt.

Angaben über die Quellen dieser Texte und Bilder finden sich keine, aber die Existenz von Kopiervorlagen aus einer Region über längere Zeiten hinweg ist sehr wahrscheinlich – z.B. Mähren, wo zahlreiche Geschichten, die historische Stoffe und Liebesthematik zusammenführen, spielen. Auch wenn gegen Ende der 1890er Jahre der Nachdruck des Textes häufig direkt nach dem Titel verboten wird, haben die *Kalender*-Macher bei der Verletzung der Reproduktionsrechte keine Bedenken: Im *Kalender* von 1897 wird unter dem Titel *Die Zündholzverkäuferin* eine Nacherzählung von Hans Christian Andersens *Das kleine Mädchen mit den Schwefelzündhölzchen* (S. 84-85) veröffentlicht.

Mit seinen Lesestoffen ist der *Illustrierte Werschetzer Hauskalender* typisch für das Banat. Inhaltlich ähnlich werden viele andere lokale Kalender gestaltet, auch wenn sie zumeist weniger Lektüre bieten, aber einen beträchtlichen Werbungsteil enthalten. An der Wende zum 19. Jahrhundert sorgt jedoch ein Seg-

ment der Periodika für eine veränderte Wirkungsintention. Zeitungen und kurz darauf auch Kalender begannen die Einhaltung von Minderheitenrechten der Deutschen in Ungarn zu fordern, wodurch Verleger und Journalisten ins Visier der staatlichen Kontrollbehörden gerieten und als „Pangermanen“ verurteilt wurden. Dabei spielte auch Werschetz und seine mediale Landschaft für die Dynamisierung des minderheitenpolitischen Denkens eine wichtige Rolle, denn von hier stammten die Buchdrucker und Journalisten Franz Julius und Wilhelm Wettel. Beide gehörten zu den Gründern der Ungarländischen Deutschen Volkspartei, eine für die deutsche minderheitenpolitische Bewegung in Ungarn wichtige Institution, und standen mit dem Reichstagsabgeordneten Edmund Steinacker in Verbindung, der sich um die Schaffung überregionaler Zentren deutscher Minderheitenpolitik im Banat und in der Batschka bemühte.¹⁵ Franz Julius Wettel als Inhaber der Südungarischen Buchdruckerei gab neben anderen etwa zehn Blättern auch das 1897 gegründete und völkisch eingestellte *Deutsche Tagblatt für Ungarn* in Temeswar heraus. Wilhelm Wettel gab in Werschetz den *Südungarischen Generalanzeiger für Stadt und Land* (1905–1917) und zwischen 1907 und 1913 *Wettel's Banater Volkskalender* heraus. Ihre Druckerzeugnisse, aber auch andere Periodika im Banat signalisieren die Bemühung um die Neugestaltung der Leselandschaft: Es intensiviert sich die Kommunikation über lokale, regionale und überregionale Ordnungen im Kontext ihrer Relevanz für ein nationales „Erwachen“ der „Schwaben“ im Süden der Habsburgermonarchie und zunehmend erscheinen in diesen minderheitenpolitisch engagierten Blättern Beiträge von Minderheitenpolitikern und anderen regionalen Eliten. Zu dieser Generation von Periodika gehörte der *Illustrierte Werschetzer Hauskalender* noch nicht.

15 Vgl. Günter Schödl: Am Rande des Reiches, am Rande der Nation: Deutsche im Königreich Ungarn (1867–1914/18). In: Deutsche Geschichte im Osten Europas. Land an der Donau. Hg. v. Günter Schödl. Berlin: Siedler, 1995, S. 407.

MEHR ALS EIN BLATT: DER *PESTER LLOYD* (1854–1945)

DIE GESCHICHTE DES BLATTES IM ÜBERBLICK

Hedvig Ujvári

Zum organischen Bestandteil der ungarischen Pressegeschichte gehörten seit dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts bis ca. 1920 auch die ungarländischen deutschsprachigen Presseerzeugnisse. Unter ihnen sorgte der *Pester Lloyd*, besonders unter der 40jährigen Chefredaktion von Max Falk, auch außerhalb der Landesgrenzen für Furore. (Abb. 1) Die wichtigsten Meilensteine der geschichtsträchtigen Jahrzehnte des Bestehens sollen nun in gedrungener Form dargestellt werden.

Das Organ wurde von einer Handelsvereinigung, der Pester Lloyd-Gesellschaft mit dem Ziel ins Leben gerufen, das deutschsprachige Bürgertum Ungarns – 1851 gab es mehr als 40 % deutschsprachige Einwohner in Pest, fast 70 % in Buda/Ofen – über Handel und Wandel des Landes zu informieren. Nicht minder waren die Herausgeber bestrebt, ungarische Politik, Wirtschaft und Kultur im deutschsprachigen Ausland verständlich zu machen. Die Gründung des Blattes erfolgte in einer Zeit, als jegliches publizistisches Wirken streng von der Zensur beobachtet wurde. Die Pressegesetze des gefürchteten

Innenministers Baron Bach waren hart und streng. Brisante Themenbereiche wie z.B. Politik oder die Erläuterung von finanziellen und ökonomischen Fragen waren strengstens untersagt. Jegliche Kritik, Auflehnung gegen den Thron und Stimmen für die Einheit des Reiches wurden unterdrückt. In den ersten Jahren ihres Bestehens brachte die Zeitung im überwiegenden Teil eher allgemeine Handelsnachrichten, sie galt als maßgebliches Wirtschaftsblatt. Als Chefredakteur fungierte zwischen 1854 und 1866 Johann Weiz.¹

Das Blatt bestand aus vier, sechs oder acht Seiten. Die erste Seite enthielt die Wiener Börsenkurse und die Fahrpläne der Dampfschiffe und der Eisenbahn. Ebenfalls auf dieser Seite erschienen die Börsen- und Handelsnachrichten sowie am Samstag die Handelsübersicht der Woche, Geschäftsberichte und nicht zuletzt der Wasserstand der Donau. Die zweite Seite befasste sich mit der politischen Berichterstattung, und falls es ein Feuilleton gab, wurde es meistens hier gedruckt, eventuell schon auf Seite eins, unter dem Strich. Auf Seite drei wurde die politische Berichterstattung fortgesetzt, weiterhin die Nachrichten zum Tagesgeschehen, die telegrafischen Depeschen des Blattes sowie die Zusammenfassung der Tagesneuigkeiten gedruckt. Die Spalte *Offener Sprechsaal*, Annoncen für Veranstaltungen, die Fremdenliste und der Name des verantwortlichen Redakteurs wurden hier plaziert. Die vierte Seite gehörte ganz den Anzeigen, Mitteilungen und Bekanntmachungen. Falls das Blatt aus sechs oder acht Seiten bestand, bildeten zwei bzw. vier Seiten die Beilage, die für kurze Berichte und zahlreiche Anzeigen offenstand. Nicht selten umfassten bei einer achtseitigen Wochenendausgabe drei Seiten ausschließlich Werbung. Erschien das Blatt sowohl samstags als auch sonntags, dann war der Inhalt der Sonntagsausgabe der Samstagsausgabe sehr ähnlich und das Blatt erschien am darauffolgenden Montag nicht. Obwohl im ersten Halbjahr die Bilanz bereits ein Defizit von 5880 Forint aufwies, wurde kurz nach dem



Abb. 1: Maximilian (Miksa) Falk (1828–1908). Fotografie um 1900. Digitalisat: Wikipedia Commons.

1 Zu den detaillierten Forschungsergebnissen und Forschungsquellen siehe Hedvig Ujvári: Die Geschichte des Pester Lloyd zwischen 1854-1875. I. In: Magyar Könyvszemle [Ungarische Bücherrevue] 117,2 (2001), S. 189-203.

Erscheinen des Blattes am 10. Juni 1854 die Ausgabe eines Abendblattes beschlossen. Dies erwies sich als ein finanzieller Erfolg, denn die Abonnentenzahl belief sich am 15. Januar 1855 bereits auf 2300. Für die damaligen Verhältnisse ist charakteristisch, dass Polizeidirektor Prottmann in einem Schreiben an die Gesellschaft den Umstand beanstandete, mit welcher Geschwindigkeit das Blatt die Nachrichten veröffentlichte. Ein Telegramm galt damals eher als Seltenheit, und ein eigenständiger Artikel wurde nur sehr selten veröffentlicht. 1857 wurde der Zeitungsstempel eingeführt, demzufolge mußte das Jahresabonnement um 4 Forint erhöht werden. Diese Maßnahme brachte aber keine bedeutende Änderung der Abonnentenzahl mit sich.

Das Ende der Bach-Ära und personelle Änderungen prägten die Geschichte der 1860er Jahre des Blattes. Der Chefredakteur Johann Weiß schied 1866 aus der Redaktion aus, sein Nachfolger wurde Dr. Samuel Rothfeld, der diese Position bis 1867 innehatte. Auf diesen Umstand verweisen jedoch nur Erinnerungen und Berichte von Zeitgenossen sowie verschiedene Lexika. Nach gründlichem Studium des Jahrgangs 1866 des Blattes konnte der Wechsel des Chefredakteurs nicht festgestellt werden. Die Ausgaben erwähnen seit dem Zustandekommen des Blattes nie den jeweiligen Chefredakteur, lediglich der Name des verantwortlichen Redakteurs wurde angegeben. Dieser war seit dem Zustandekommen des Blattes bis zum 8. Dezember 1867 sowohl unter Weiß als auch unter Rothfeld Karl Weißkircher.

Die Unstimmigkeiten, die sich in den Jahren 1866/67 zwischen der Redaktion und dem Zeitungsausschuss der Lloyd-Gesellschaft entwickelt hatten, führten zum Bruch. Die Redaktion verließ samt Vertrieb die Gesellschaft und gründete ihre eigene Zeitung namens *Ungarischer Lloyd*.

Nach dieser Trennung fungierte Emanuel Blau als verantwortlicher Redakteur des *Pester Lloyd*, der seit der Gründung des Organs zu den Mitarbeitern gehörte. Er versah nur knappe zwei Wochen diesen Aufgabenbereich, denn um das Fortbestehen des *Pester Lloyd* zu sichern, verhandelte die Handelsgesellschaft wegen der Vergabe des Postens des Chefredakteurs mit mehreren namhaften Journalisten und Politikern. Nach mehreren erfolglosen Verhandlungen beabsichtigte der Zeitungsausschuss der Gesellschaft für den Posten den berühmten Journalisten, Dr. Max Falk, der sich als Wiener Korrespondent ungarischer Zeitungen bekannt und beliebt gemacht hatte, zu gewinnen. Der Kandidat sagte zu, und damit nahm ein neues Kapitel in der Geschichte des *Pester Lloyd* seinen Anfang. (Abb. 2)

Als Chefredakteur übernahm Falk die Leitung des *Pester Lloyd* am 20. Dezember 1867. Am darauffolgenden Tag erschienen bereits drei Artikel² aus seiner Feder, in denen er sein journalistisches Programm detailliert darstellte und sich zur politischen Einstellung seines Blattes äußerte. Erstens sprach er seine Mitarbeiter an, ohne die er nicht imstande wäre, der ihm anvertrauten Aufgabe gerecht zu werden. Er fände Unterstützung im Kreis der sich um das Blatt versammelnden „tüchtige[n] literarische[n] Kräfte[n]“ und im Kreis „eine[r] Reihe ausgezeichnete[r] Fachmänner aus den verschiedenen Lebenssphä-

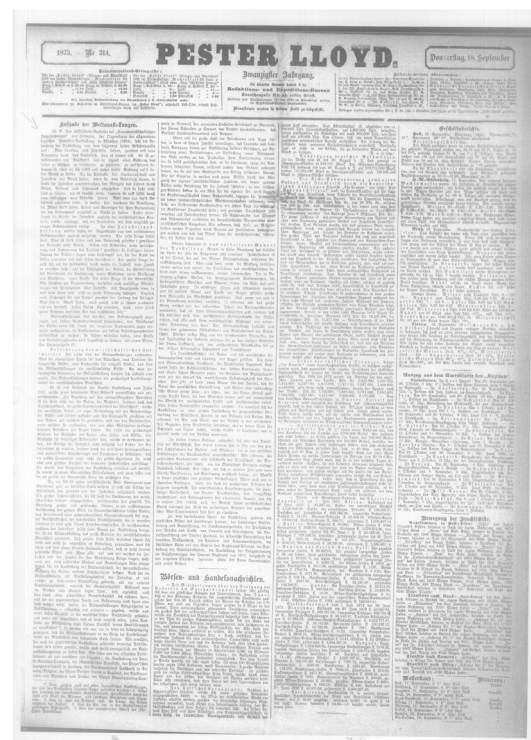


Abb. 2: *Pester Lloyd* 214 (18.09.1873). Digitalisiert: privat.

2 Max Falk: An die geehrten Leser des „Pester Lloyd“. In: *Pester Lloyd* 299 (21.12.1867), S. 2. Die beiden anderen Artikel ohne Titel finden sich ebd.

ren“, die „nicht nur den guten Willen, sondern auch die Fähigkeit besitzen“, ihn zu unterstützen. Als seinen einzigen Verdienst nannte er „diese zerstreuten Kräfte gesammelt und zu konzentrischem Wirken nach einem bestimmten Ziele hin vereinigt zu haben“: „Dieses Ziel ist kein anderes und kann kein anderes sein, als die Förderung der geistigen und materiellen Interessen Ungarns, die Entwicklung seiner Freiheit und seines Wohlstandes mit- und durch einander.“³ Falk betonte den Zusammenhang von Freiheit und Wohlstand. Unter Letzterem verstand er „einen alle Schichten der Gesellschaft durchströmenden Wohlstand“, des gesamten Volkes, nicht den Wohlstand und Reichtum einzelner. Zu dessen Erlangung führe der Weg durch erhöhte Arbeit, dem Volk auferlegt vom Staat, d.h. mit einem erhöhtem Maß von Pflichten. Dafür muss dem Volk auch „ein höheres Maß von Rechten zu Theil werden“.⁴ Da die ganze Menschheit „durch Arbeit nach dem Rechte, wie nach den Mitteln, frei zu werden, frei zu bleiben“ ringt, definierte Falk die Aufgabe der ihres Berufes bewussten Presse, den Kämpfern dabei „ermuthigend, belehrend, unterstützend zur Seite“ zu stehen.⁵ „Für Freiheit und Wohlstand, für Förderung der geistigen und materiellen Interessen“ zu kämpfen sah er als grundlegende Aufgabe eines jeden maßgebenden publizistischen Organs an, so auch seines Blattes. Falks Hauptbestreben richtete sich danach, dass der *Pester Lloyd* ausgewogen beiden Aufgabenbereichen der Publizistik gerecht werde: Das Blatt sollte weder nur als politisches Journal fungieren, in dem die Handelsnachrichten nur marginär behandelt werden noch ausschließlich Handels- und Gewerbebezwecken dienen, wobei die politischen Ereignisse nur spärliche Behandlung erfahren. Zuletzt äußerte er sich zu seiner Person und seinen Prinzipien. Er steuerte dem Blatt seine zwanzigjährige Berufserfahrung, seine ständig wohlbewarte Unabhängigkeit sowie seinen makellosen Namen bei. Im folgenden Artikel⁶ gab Falk seine politische ars poetica preis. Er wies auf die prekäre politische Situation hin, denn er übernahm das Blatt nach dem Ausgleich mit Österreich, in einer politischen Situation, in der Ungarn vor einer bedeutenden Wende stand. Gerade in dieser Zeit der Umwandlungen könne und dürfe das Blatt auf keinen Fall als Organ einer bestimmten Partei fungieren. Die Zeitung wolle lediglich die politischen Parteien im Umgestaltungsprozess begleiten, sich jedoch von jeglicher Stellungnahme zugunsten einer bestimmten strikt fernhalten, aber unbedingt an der Wegbereitung für die Ergreifung von Freiheit, Humanität und Zivilisation teilhaben. Mit diesem Bekenntnis war gleichzeitig das Verhältnis zu der Regierung gekennzeichnet, welche sich im überwiegenden Teil aus Befürwortern des Ausgleichs zusammensetzte. Diese politische Stellungnahme stimmte mit der des *Pester Lloyd* überein, so lag es dem Blatt, „sicherlich völlig ferne, dieser Regierung, deren Emporkommen wir als ein Glück für Ungarn betrachteten und noch betrachten, systematische Opposition machen zu wollen“.⁷ Falk sah seine Hauptbestreben in drei Zielsetzungen manifestiert: Unbefangenheit, patriotischer Wille und Förderung des Wohlstandes des Vaterlandes. In diesem Sinne wollte er sich an der Spitze eines in deutscher Sprache geschriebenen ungarischen Blattes behaupten.⁸

Bei der Struktur des Blattes folgte Falk den Grundzügen seiner Vorfahren, der politischen Berichterstattung wurde jedoch mehr Platz eingeräumt, und in diese wurde mehr journalistischer Aufwand investiert. Die Seitenzahl lag bei Falk durchschnittlich zwischen sechs und zwölf. An den Wochenenden war es keine Seltenheit, dass aus den zwölf Seiten (zwei Beilagen beinhaltend) acht nur Werbebezwecken dienten. Das Abendblatt war nicht so seitenstark, aber oft wurden auch hier Feuilletons abgedruckt. (Abb. 3) Die Journalisten haben sich nur selten kenntlich gemacht, wenn überhaupt, dann nur die Feuil-

3 Ebd.

4 Ebd.

5 Ebd.

6 Falk: An die geehrten Leser.

7 Ebd.

8 Ebd.

letonisten. Eines war aber deutlich zu erkennen: Der Name des verantwortlichen Redakteurs: Max Falk. Die geerbten Redaktionstraditionen seiner Vorfahren Weiß und Rothfeld, die praktisch nur ihren Namen zum Organ gaben und sich mit den Redaktionsarbeiten offensichtlich nicht befassten, gedachte Falk nicht fortzusetzen: Er war nicht nur der Chefredakteur des *Pester Lloyd* sondern auch der verantwortliche Redakteur seines Blattes. Falk sah eine seiner Hauptaufgaben darin, für sein Blatt die Spitzenkräfte der Publizistik zu gewinnen. Dieses Vorhaben ist ihm vollkommen gelungen, dabei ist das geistige Niveau und damit das Ansehen des Blattes sichtbar gestiegen. Wie es von den ausländischen Blättern schon seit langem praktiziert wurde, sandte er auch Korrespondenten ins Ausland. Den ökonomischen Fragen wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet, das Blatt erörterte die Fragen der Bank-, Kredit- und Steuerwesen immer aus ungarischer Sicht, und seiner Meinung wurde immer große Bedeutung beigemessen. Die jährliche Rubrik *Rückblicke auf die Entwicklung der ungarischen Volkswirtschaft* von Sándor Dorn, Károly Mandelló und Antal Deutsch wurden als Sonderdruck auch in Buchform veröffentlicht und auch im Ausland zugänglich gemacht. Die Konkurrenz des Blattes, der 1867 gegründete *Ungarischer Lloyd*, obwohl er über bedeutende materielle Mittel disponierte, konnte nicht mithalten, so wurden seine 1343 Abonnenten laut Vertrag im Jahre 1876 vom *Pester Lloyd* übernommen. Der *Pester Lloyd* entwickelte sich zum führenden und meinungsbildenden Blatt innerhalb der deutschsprachigen Presse Ungarns. Die bedeutende Leserschaft zeigte sich immer dann, wenn das Blatt um Spenden bat. Hervorzuheben ist vor allem die Summe von 186.378 Gulden, die für Opfer der Szegediner Überschwemmung im Jahre 1879 erbracht wurde.⁹

Der *Pester Lloyd* entwickelte sich bald zum maßgebenden Organ des Handelswesens und des Bürgertums. Er wurde zum Mitstreiter der Deák'schen Ideen, und nicht nur im Inland sondern auch außerhalb der Landesgrenzen überbrachte das Blatt seinen Lesern die liberalen Ansichten.¹⁰ (Abb. 4) Es war ein ungarisches Blatt in deutscher Sprache, das sich verstärkt an das deutschsprachige Ausland richtete, wollte dort die Leser, die über die Verhältnisse in Ungarn nur durch die nicht immer unbefangene Berichterstattung aus-



Abb. 3: Abendblatt des Pester Lloyd 103 (5.5.1873). Digitalisat: privat.



Abb. 4: Ungarische Illustrierte Zeitung 1 (1.1.1871). Die Zeitung war unter der Redaktion von Max Nordau zwischen 1871–72 ein Beiblatt des Pester Lloyd. Digitalisat: privat.

9 Zur Rolle der Zeitungen im Zusammenhang mit der Katastrophenbewältigung siehe auch die Beiträge von Anna Ananieva/Rolf Haaser sowie Tabea Motika in diesem Band.

10 Ferenc Deák (1803–1876): Staatsmann, Rechtsgelehrter. In den Jahren 1848/49 Justizminister des Landes. Befürworter des Ausgleichs zwischen Österreich-Ungarn (1867).

ländischer, meist ungarnefeindlicher Wiener Blätter unterrichtet waren, informieren, ihnen ein Blatt, das „in ruhiger, aber entschiedener Sprache, überall, wo es Noth thut, für die Ehre und Interesse Ungarns eintritt“, bieten.¹¹ Falk selbst ordnete seine Zeitung unter die Organe, die in Europa Rang und Namen haben:

Es gibt heute kaum ein hervorragendes Blatt in Europa, welches nicht fortlaufend von den, in unserem Journale ausgesprochenen Ansichten Notiz nehmen, welches denselben nicht die ehrendste Beachtung schenken und den „Pester Lloyd“ nicht als einen völlig ebenbürtigen Kollegen schätzen und behandeln würde, – und seit einigen Jahren gibt es auch nicht *einen* namhafteren Staat in Europa, dessen Regierung nicht zu den Abonnenten des „Pester Lloyd“ zählen würde, und wir haben somit die Genugthuung, daß in allen unser Vaterland berührenden Angelegenheiten, soweit man sich auswärts für dieselben interessirt, heute nicht mehr bloß die Stimme unserer Gegner, sondern auch die unsere gehört wird.¹²

Im Jahre 1906 wurde die Leitung des *Pester Lloyd* von Zsigmond (Sigismund) Singer (1850–1913) übernommen.¹³ Er hat das publizistische Niveau der Zeitung noch erhöht, feilte weiter am Format, Aufbau und an der Struktur des Blattes. Sein Nachfolger, József Vészi (1858–1940) charakterisierte ihn in seinem Jubiläumsartikel folgenderweise:

Siegmund Singer [...] war die Verkörperung des ganz modernen Journalisten. Sein erstes war, dem Pester Lloyd den Kothurn abzuschalten und den Ton vom Feierlichen auf das Informierende umzustellen. Er begriff, daß ein neuzeitiges Zeitungsblatt sein internationales Ansehen nur wahren kann, wenn es seinen Nachrichtendienst großzügig ausbaut und sich dadurch die Möglichkeit schafft, seine Gedankenwelt in die weltpolitische Perspektive einzustellen.¹⁴

Im genannten Artikel wird auch die redaktionelle Tätigkeit von Leo Veigelsberg¹⁵ gewürdigt, der noch Falk als stellvertretender Chefredakteur zur Seite stand:

Aber auch im Geistigen war Veigelsberg nahezu der Gegenpol Max Falks. Falk führte in seinen Schriften die hausbackene Sprache des gesunden Menschenverstandes, seine Kunst bestand vornehmlich darin, die schwierigsten Probleme der Politik dem Mann auf der Straße mundgerecht zu machen. Anders Veigelsberg. Nicht an den Durchschnitt, sondern an die gesittige Elite wandte sich seine Sprache. Die polemische Klinge, die er führte, war mit Recht gefürchtet. Unparierbar waren ihre Stöße, und nie verließ er die Mensur, ohne den Gegner niedergestreckt oder ihm wenigstens die Waffe aus der Hand geschlagen zu haben.¹⁶

11 Siehe [Max Falk:] Fünfundzwanzig Jahre: 1854-1879. In: *Pester Lloyd* 1 (01.01.1879), S. 2; vgl. auch [Max Falk:] A Pester Lloyd 50 esztendő [Der Pester Lloyd ist 50 Jahre alt]. In: *Ország-Világ* 2 (10.01.1904), S. 33.

12 Siehe [Falk:] Fünfundzwanzig Jahre.

13 Zu diesem Abriss des Blattes siehe Siegfried Brachfeld: *Deutsche Literatur im Pester Lloyd zwischen 1933 und 1944* (Budapester Beiträge zur Germanistik; 3). Budapest: Lehrstuhl f. Dt. Sprache u. Literatur d. Loránd-Eötvös-Univ, 1971. Hier zur Geschichte des Blattes besonders S. 9-29.

14 Josef Vészi: 1854–1928. In: *Pester Lloyd* 120 (27.05.1928).

15 Leo Veigelsberg (1846–1907), Arzt, Publizist, Vater von Hugo Veigelsberg, der unter dem Namen „Ignotus“ zum emblematischen Figur der ungarischen Moderne und deren Zeitschrift *Nyugat* (Westen) wurde.

16 Siehe Brachfeld: *Deutsche Literatur im Pester Lloyd*, bes. S. 9-29.

Nach diesem Intermezzo kam 1913 der bekannte Journalist und Schriftsteller József Vészi an die Spitze des Blattes, der mit Unterbrechung bis 1937 den Posten des Chefredakteurs bekleidete. Nach Kriegsende, nach Ausrufung der Räterepublik (1919), ergriff er jedoch die Flucht für einige Monate nach Wien, wo er kurze Zeit einen „Exil-Pester Lloyd“ herausgab. In der Horthy-Ära¹⁷ erhielt das ungarische deutschsprachige Pressewesen keine weiteren Impulse, aber der *Pester Lloyd* (Auflage: ca. 25.000 Exemplare) konnte noch bis 1945 bestehen. Welche politischen und wirtschaftlichen Arrangements dazu führten, sei dahingestellt. Das Blatt bewies zwar Regierungstreue, distanzierte sich aber so gut es ging vom nationalistischen Geist und von den faschistischen Methoden.¹⁸ Im November 1937 wurde Vészi zum Opfer von Hitlers Rassenpolitik und musste seinen Platz für Georg von Ottlik räumen, der gemeinsam mit György Kecskeméti das Blatt bis 1944 leitete. Als die deutsche Wehrmacht im Frühjahr 1944 Ungarn besetzte, legten aus Protest viele Mitarbeiter die Arbeit nieder und verließen die Redaktion. Kecskeméti wurde nach Auschwitz deportiert. Am 4. April 1944 wurde von Hitlers Reichsbevollmächtigtem für Ungarn, Edmund Veessenmayer, der langjährige Mitarbeiter der Zeitung, Mathes Nitsch zum Chefredakteur ernannt. Er gehörte den ungarischen Nazi-Kreisen an, und unter seiner Leitung degradierte das Blatt zum deutschen Propagandablatt. Im Oktober 1944 wurde Nikolaus von Zsolnay zum neuen Chefredakteur. Als Kommissarischer Direktor der Pester-Lloyd-Gesellschaft wurde vom Berliner Reichspropagandaministerium Dr. Günter Oeltze von Lobenthal mit weitreichenden Weisungsbefugnissen für Verlag, Redaktion und Druckerei eingesetzt. Im kommenden Monat floh die gesamte Redaktion vor der Roten Armee in die westungarische Stadt Szombathely. Unweit davon, in Sopron (Ödenburg) ist die vermutlich letzte Ausgabe am 1. April 1945 erschienen, bevor sich Teile der Redaktion über die Grenze in Richtung Wien absetzten.

Aus literaturhistorischer Perspektive ist als ein großes Verdienst dem *Pester Lloyd* anzurechnen, dass er besonders unter der Chefredaktion von Max Falk stets bemüht war, den Schöpfungen der ungarischen Literatur im Ausland Zugang zu verschaffen. Das deutschsprachige Lesepublikum wurde durch das Blatt u.a. mit bedeutenden Werken von Mór Jókai, Pál Gyulai, Baron József von Eötvös, Sándor Petöfi und vielen kleineren Autoren bekannt gemacht. Besonders von Jókai wurde ein Großteil seiner Romane in guter Übersetzung gedruckt. Andererseits vermittelte das Blatt seinen Lesern die neuesten Produkte der Weltliteratur: Werke von Spielhagen, Sacher-Masoch, Hieronymus Lorm, P.K. Rosegger, K.E. Franzos, E. Zola, Sardou, Jules Verne, Wilkie Collins usw. wurden auf diese Weise verbreitet.¹⁹ Auch nach der Falk-Ära blieben die Literaten und Vertreter anderer Künste der Zeitung treu. Ein markanter Beweis dafür ist das 75jährige Jubiläum der Zeitung (1928), als Grußtelegramme u.a. von Thomas Mann, Stefan Zweig, Franz Lehár eintrafen. Zu den Feuilletonautoren des Blattes gehörten in den 1930er Jahren u.a. Franz Werfel, Stefan Zweig, Alfred Polgár, Joseph Roth, die Gebrüder Mann und Anna Seghers. Im Blatt erscheinen Rezensionen u.a. zu Heinrich Manns Broschüre *Das Bekenntnis zum Internationalen*, zu Zweigs *Maria Stuart*, sowie zu Thomas Manns *Joseph-Tetralogie*. Als das Hochjahr des Feuilletons ist 1933 anzusehen, in dem insgesamt 50 Beiträge zur deutschen Literatur erschienen. Davon stammen 36 von deutschsprachigen Autoren und 14 sind über deutsche bzw. österreichische Schriftsteller geschrieben worden.²⁰ Als 1936 Thomas Mann die ungarische Hauptstadt besuchte, veröffentlichte der *Pester Lloyd* seine Rede, die er

17 Miklós Horthy (1868–1957), Reichsverweser Ungarns zwischen 1920-1944.

18 Péter Rényi: Im Dienste Ungarns und des Fortschritts. In: 250 Jahre deutschsprachige Presse in Ungarn. Hg. v. János Nemes. Wien/Budapest: Ungarisches Pressebüro, 1982, S. 9-18. Hier S. 12.

19 Detailliert siehe Ujvári: Die Geschichte des Pester Lloyd.

20 Siegfried Brachfeld: Deutsche Literatur im Leitartikel und Feuilleton des „Pester Lloyd“ (1933–1944). In: 250 Jahre deutschsprachige Presse in Ungarn. Hg. v. János Nemes. Wien/Budapest: Ungarisches Pressebüro, 1982, S. 29-40. Hier S. 38.

während der Tagung der Cooperation Intellectuelle am 9. Juni unter dem Titel *Der Humanismus in Europa* gehalten hatte. Auch seine international geachtete Mahnung *Achtung Europa!* kam im *Pester Lloyd* zum Druck. Bis 1938 wurde der Anteil literarischer Feuilletons mit Bezug zur deutschen Literatur immer spärlicher: 1938 erscheinen lediglich sechs Beiträge zur deutschen Literatur (über Goethe, Nietzsche, Schopenhauer, Kästner und Roda-Roda), bis schließlich ab 1939 solche Artikel im Feuilleton gar nicht mehr vorkommen.

BILDUNG, KUNST UND UNTERHALTUNG

JÜDISCHE VERLEGER UND RUSSISCHE KUNSTZEITSCHRIFTEN IN BERLIN ALS KULTURVERMITTLER

Susanne Marten-Finnis

BERLIN ALS KNOTENPUNKT

War die Vermittlung von Nachrichten bei der Entstehung des jüdischen Pressewesens als Kind der Haskala, der jüdischen Aufklärung, im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, von Gelehrten Diskursen geprägt, deren Kommunikationsfluss ausgehend von Berlin in Richtung Osteuropa verlief, so zeichnete sich 100 Jahre später ein Trend ab, der in umgekehrter Richtung verlief: Im Berlin der frühen 1920er Jahre etablierte sich ein russisches Presse- und Verlagswesen, das weitgehend aus den verlegerischen Tätigkeiten jüdischer Protagonisten aus St. Petersburg (bzw. Petrograd) und Moskau hervorging und mannigfaltige Verbindungen zu einer westlichen Leserschaft schuf.

Die jüdischen Verleger aus den russischen Metropolen spielten in Berlin, dieser ‚ersten Hauptstadt‘ der Russischen Emigration, nicht nur bei der Buchproduktion für die russischen Emigrantenmärkte eine wichtige vermittelnde Rolle. Sondern sie versorgten von hier aus auch den sowjetischen Büchermarkt. Ausschlaggebend dafür waren die Alphabetisierungskampagnen der neuen sowjetischen Eliten, die breiten Schichten der Bevölkerung den Zugang zu Literatur und Bildung zu ermöglichen bestrebt waren. Häufig entstanden Verlagsprodukte sogar in enger Zusammenarbeit zwischen prosowjetischen Verlagsunternehmen und russischen Emigrantenverlagen, die sich vor allem seit 1921 in Berlin ansiedelten und mitunter von deutschen Verlagen wie Mosse oder Ullstein mitfinanziert wurden – ein Phänomen, das einzigartig in der Geschichte des Verlagswesens ist.

Für die Ansiedlung ausländischer Verlage bot Berlin während der Inflationszeit durchaus attraktive Arbeitsbedingungen an. Neben den niedrigen Produktions- und Versandkosten zählten dazu die zuverlässigen Arbeitskräfte und guten Übersetzer, die zu niedrigen Löhnen beschäftigt werden konnten. Auch jiddische Verlagsunternehmen ließen sich in dieser Zeit in Berlin nieder. Die Anerkennung der jiddischen Sprachgemeinschaft durch ein internationales Gremium – die Pariser Friedenskonferenz – hatte zuvor bewirkt, dass jüdischen Zeitungen, Bildungseinrichtungen und Bibliotheken in Mittel- und Osteuropa fortan ein stärkerer kultureller und nationaler Erziehungsfaktor zugeschrieben wurde. Die dadurch begünstigte Buchproduktion schloss die Übersetzung von Klassikern der Weltliteratur ein. Infolgedessen etablierte sich Berlin nun auch als wichtiges Vermittlungs- und Verbindungszentrum zwischen den rund 10 Millionen Juden Osteuropas und der 5 Millionen starken jüdischen Bevölkerung Amerikas.¹

BILDUNG UND PRESSE

In der jüdischen Tradition galt Bildung seit jeher als das wirksamste Mittel zur Weitergabe der eigenen Kultur an künftige Generationen. Mit der Erfindung des Buchdrucks kamen Vermittlung und Vertrieb von Wissen durch das Presse- und Verlagswesen hinzu. Durch ihren Erziehungsanspruch unterschied sich allerdings die jüdische Presse, vor allem in Osteuropa, in ihrem Selbstverständnis vom europäischen Presseideal. Denn nicht die Nachrichtenvermittlung stand im Mittelpunkt der Berichterstattung, sondern die Weitergabe von Bildung und Moral, wovon auch das Verlagswesen stark profitierte. Dieser Trend setzte sich gewissermaßen im nachrevolutionären Russland fort, wo etwa ein Drittel aller neueren Verlagsgründungen auf jüdischer Initiative beruhte. Dabei handelte es sich um die sogenannten

1 Vgl. dazu: Daniel Tscharni: *Di velt iz kajlechdik* (Die Welt ist rund). Tel-Aviv 1963, S. 335.

privaten Kooperative, darunter die Verlage *Alkonost* von Samuil M. Aljanskij², *Gelikon* von Abram G. Višnjak³, *Petropolis* von Jakov N. Bloch⁴ und Abram S. Kagan), *Gržebina* von Zinovij Gržebina, *Efron* von Ilja Efron) und *Kopeika* von Benedikt Katlovker, Aleksander Kogan und Gorodeckij. Für das Fortbestehen dieser Verlage unter dem neuen Regime wurde ebenfalls das Bildungsanliegen entscheidend,⁵ was nun freilich weniger der jüdischen Tradition als den Alphabetisierungskampagnen im jungen Sowjetstaat geschuldet war. Dass sie, wie so viele andere Verlagshäuser, nicht der Verstaatlichung anheimfielen, hatte zwei Ursachen: Erstens sah das sowjetische Kommissariat für Bildungswesen und Kunsterziehung (*Narkompros*) voraus, dass der im Mai 1919 gegründete sowjetische Staatsverlag *Gosizdat* nicht den Bildungshunger der Volksmassen stillen könnte. Es ließ deswegen die privaten Kooperative vorerst intakt, um von den Erfahrungen jüdischer Verleger bei der Aufbereitung und Vermittlung von Wissen zu profitieren. Zweitens als sich 1921 die Lage auf dem Büchermarkt dramatisch verschärfte und zu dem Problem der veralteten Drucktechnik und dem Arbeitskräftemangel auch die Papierknappheit hinzukam, beschloss der *Narkompros* die Auslagerung der Buchproduktion nach Berlin.⁶ In Deutschland standen all jene Ressourcen zur Verfügung, an denen es in Russland infolge von Revolution und Bürgerkrieg fehlte, und zwar zu Preisen, die niedriger waren als irgendwo anders. Dabei rechnete die sowjetische Regierung damit, dass es den jüdischen Besitzern der privaten Kooperative aufgrund ihrer Mobilität, Sprachkenntnisse und Geschäftskontakte leichter gelingen würde, sich in Berlin zu etablieren und die Unterstützung deutscher Verlagsunternehmen einzuwerben, als den Vertretern des sowjetischen Staatsverlages.⁷

VERLAGSPOLITIK UND KUNSTVERMITTLUNG

Damit entsprang die Entstehung des Berliner russischen Verlagswesens einerseits dem traditionell in den jüdischen Lebenswelten verankerten Bildungsideal, andererseits der Vermittlerrolle jüdischer Verleger, die im Auftrag der jungen Sowjetmacht mithilfe von deutschen Verlagsunternehmen den sowjetischen Büchermarkt versorgen sollten. Eines der bekanntesten Beispiele für dieses Vorhaben stellte der im August 1921 von Alexander Kogan (1878–1949) in Berlin gegründete Verlag *Russkoe Iskusstvo / Die russische Kunst*. (Abb. 1) Der Verlag von Kogan und sein *Büro für Drucktechnik* (*Pečatno-techničeskoe bjuro*) dienten als Anlaufstelle für russische Verleger im Ausland und boten technische und logistische Unterstützung bei der Herstellung russischer Bücher, Bilderalben, Lehrbücher usw. unter kostengünstigen Bedingungen in Deutschland an.⁸

2 Chronika i raznye zametki: Izdatelstvo Z.I.Gržebina. In: Russkaja Kniga I (Januar 1921), S. 9f.

3 Ebd., S. 21.

4 Leonid Lozinsky: *Petropolis*. In: *Vremennik Obščestva Druzej Russkoj Knigi* [Jahrbuch der Gesellschaft der Freunde des Russischen Buches] II (1928), S. 33-38. Vgl. auch Abram I. Rejtblat: Ja. N. Bloch i izdatel'stvo „Petropolis“. In: *Evrei v kul'ture russkogo zarubež'ja*. Hg. v. Michail Parchomovskij. Bd. 3: 1939-1960 gg. Jerusalem: Parchomovskij, 1994, S. 170-189.

5 Leonid Juniberg: *Evrei-izdateli i knigotorgovtsy russkogo zarubeža*. In: *Evrei v kul'ture russkogo zarubež'ja*. Sbornik statej, publikatsii, memuarov i esse. Hg. v. Michail Parchomovskij. Bd. 1: 1919-1939. Jerusalem: Parchomovskij, 1992, S. 129-141.

6 Pismo A. M. Gor'kogo V. V. Vorovskomu o pečatanii izdanii „Vsemirnoj Literatury“ za granicej (21. Mai 1919). In: *Istoričeskij Archiv* 2 (1958), S. 77.

7 Telegramma zavedujuščego izdatel'stvom „Vsemirnaja Literatura“ A.M. Gorkogo V.I. Leninu ob otstutstvii bumagi u izdatel'stva (6/3 1919). In: *Istoričeskij Archiv* 2 (März/April 1958), S. 67-95.

8 Chronika Izdatel'stva „Russkoe Iskusstvo“. In: *Žar ptica* 1 (1. August 1921), S. 42.

Der Berliner Verlag *Russkoe Iskusstvo* stellte zugleich eine Dependence von Maxim Gorkis (Maksim Gor'kij) Verlag *Vsemirnaja Literatura* (Weltliteratur) dar, der wiederum das von Kogan in Peterburg mitgeleitete Verlagsunternehmen *Kopejka* (Die Kopeke) fortführte. Die Produktpalette, die Themenvielfalt und hervorragende technische Ausstattung ließen seinerzeit den Verlag *Kopejka* zum größten Verlagshaus im vorrevolutionären Russland aufsteigen. Die neuesten Rotationspressen, die Kogan eingeführt hatte⁹, ermöglichten Mehrfarbendruck und damit die Herstellung von reich illustrierten Druckerzeugnissen mit dekorativem Erscheinungsbild in hohen Auflagen, wovon in erster Linie der Kunst- und Unterhaltungssektor des Verlages profitierte. So gehörten zum Verlagsprogramm von *Kopejka* neben schöngestiger Literatur eine Reihe von illustrierten Zeitschriften und Magazinen, darunter *Žurnal Kopejka* (*Kopejka-Journal*; Auflage: 300.000), *Listok Kopejka* (*Kopejka-Blatt*; Auflage: 220.000), *Vsemirnaja Panorama* (*Weltpanorama*; Auflage: 180.000) und *Solnce Rossii* (*Sonne Russlands*; Auflage: 60.000).¹⁰ Die *Kopejka*-Ausgaben waren reich illustriert, dennoch erschwinglich und erfreuten sich außerordentlicher Beliebtheit, was dazu führte, dass der Verlag bis 1918 ein beträchtliches Wachstum zu verzeichnen hatte, dessen Potenzial zur Zeit der Russischen Revolution keineswegs ausgeschöpft war.¹¹ Dieses Potenzial erkannte Maxim Gorki. Als der *Kopejka*-Verlag 1918 seine Produktion einstellte, übernahm Gorki dessen Druckerei, die damals nicht nur die modernste typografische Einrichtung Russlands war, sondern auch als einzige reibungslos funktionierte,¹² um sie für den kurz zuvor gegründeten Verlag *Vsemirnaja Literatura* zu nutzen. Welche Rolle Kogan bei Gorkis verlegerischen Aktivitäten spielte, ist nicht genau bekannt. Verbrieft ist jedoch, dass es ihm in den Jahren äußerster Rohstoffknappheit 1918 bis 1921 und trotz Gorkis Inanspruchnahme der ehemaligen *Kopejka*-Druckerei gelang, eine Reihe von ästhetisch wertvollen Monografien zur Geschichte der russischen Kunst auf den Markt zu bringen.¹³ Gorki war es auch, der vom Rat der Volkskommissare (*Sovnarkom*) die Genehmigung erwirkte, die Buchproduktion von *Vsemirnaja Literatura* 1921 nach Berlin auszulagern. Der nächste Schritt nach dieser Genehmigung sah vor, einen Vertreter seines Verlagshauses in Deutschland zu ernennen, um gemeinsam mit dem dort bereits ansässigen sowjetischen Verlagsapparat den Druck und den Bücherabsatz der Vse-

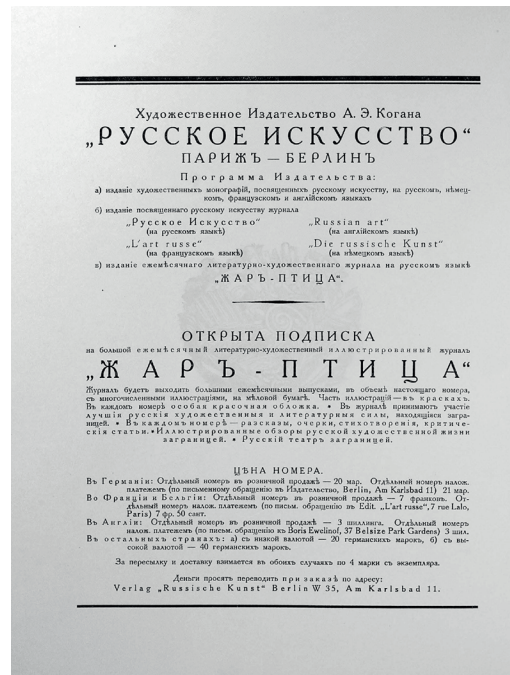


Abb. 1: Verlagswerbung „Die russische Kunst“ und Pränumerationsanzeige für die illustrierte Monatsschrift „Feuervogel“. In: *Žar Ptica* 1 (1. August 1921), o.S. Digitalisat: <http://old.libraryum.fr/ru/magazines/zar-ptitza>

- 9 Nikolaj Evreinov: Chudožnik pečatnogo dela (Aleksander Eduardovič Kogan). In: *Russkaja mysl* (Paris) 118 (11. März 1949).
- 10 I. Zjuzenkova/T. Kalmykovoja/A. Novikovoj: Maxim Gorkij – Komissar tipografii ‚Kopejka‘. In: *Voprosy literatury* 3 (März 1958), S. 63-66.
- 11 Ebd.
- 12 Rezolucija na pismo A. M. Gorkogo. In: *Leninskij Sbornik*. Hg. v. Institut Marksa-Engelsa-Lenina pri CK VKP (b). Bd. XXXV. Moskva 1945, S. 106.
- 13 Lazar Fleishman: Gorkij i žurnalnyj projekt A. E. Kogana. In: *Slavica Hierosolymitana*. *Slavic Studies of the Hebrew University* 4 (1979), S. 268-273.

mirnaja Literatura in Angriff zu nehmen.¹⁴ Als Vertreter Gorkis wurde Alexander Kogan nach Berlin entsandt. Er übernahm die Leitung des neuen Verlages *Russkoe Iskusstvo* und gab mehrere Kunst- und Literaturzeitschriften heraus. (Abb. 2) Die aufwändig gestalteten und kunstvoll illustrierten mehrsprachigen Zeitschriften und Bücher aus dieser Verlagsproduktion richteten sich gleichermaßen an ausländische Lesergruppen wie auch russischsprachiges Publikum.

UNTERHALTUNG: GLANZ UND ELENDE IM TEXT UND BILD

Die Kunstaussgaben des Verlages *Die russische Kunst* hatten Unterhaltungsanspruch, sie thematisierten alle Bereiche des „schönen Lebens“ und orientierten sich sehr stark an der Ästhetik der Bewegung *Mir Iskusstva* (Welt der Kunst).¹⁵ Im Bereich der visuellen Künste standen vor allem die Arbeiten jener Künstler im Mittelpunkt, die erstens im Ausland auch vor der Revolution ausgestellt wurden und zweitens zu den Dekorationen und Kostümen der *Ballets Russes* beigetragen hatten: Sujekin, Bilibin, Bakst, Benois, Roerich, Golowin, Maljavin u.a. Immer wieder wurden dabei die grandiosen *Ballets Russes*-Erfolge in Paris und London zelebriert, angefangen von den Erinnerungen an die ersten, von Sergej Djagelev organisierten, Vorstellungen, die das Pariser Publikum 1909 nahezu in eine Hysterie führten, bis hin zu dem 1921 in London aufgeführten Ballett *The Sleeping Princess*, das als „outsplendouring splendour“¹⁶ in die Annalen der Kunst- und Theaterkritik einging. Damit fungierten Kogans Kunstdrucke aus Berlin als Schaufenster russischer Kunstpraktiken, die bei europäischen Lesern einen sicheren und positiven Wiedererkennungseffekt evozierten. Für die russischen Emigranten dagegen sollten die nostalgischen Bilder der *Mir-Iskusstva*-Gruppe und die innovativen Ballett-Künste zugleich Trost und Selbstbewusstsein vermitteln, um sie zumindest vorübergehend aus dem Elend ihres Emigrantenalltags zu befreien. Neben dem kommerziellen Anspruch, den Erlös aus der Verlagsproduktion den sowjetischen Bildungsbestrebungen zukommen zu lassen, verbarg sich hinter den aufwändigen Bild-Fassaden der *Russischen-Kunst*-Ausgaben eine zweite Ambition, nämlich mithilfe der Kunst zu einer gemeinsamen Sprache zu finden und nach den Jahren von Krieg und Isolation neue Verbindungen zu schaffen. Kunst wurde dabei als Brücke gesehen, die „den Donner der Kanonen, das Geknatter der Maschinengewehre übertönen“ sollte.¹⁷ Dieser Mission hatten sich auch andere Kunst- und Literaturzeitschriften des russischen Berlins der 1920er Jahre verschrieben. Unter ihnen befanden sich beispielsweise die dreisprachige Avantgarde-Zeitschrift *Vešč – Gegenstand – Objet*, die auf Russisch, Deutsch und Französisch erschien, die jiddische Zeitschrift *Milgrojm* (Der Granatapfel) von Rachel Wischnitzer (1885–1989) mit ihrem hebräischen Pendant *Rimon*, die russische Zeitschrift *Zlatocvet* (Die Chrysantheme), die von Ni-



Abb. 2: Titelblatt der Zeitschrift „Feuervogel“ aus dem Verlag „Die russische Kunst“ mit einem Bild von Sergej Čechonin. *Zar Ptica* 1 (1. August 1921). Digitalisat: <http://old.librarium.fr/ru/magazines/zar-ptitza>

14 Tezisy doklada A. M. Gorkogo. In: *Istoričeskij Archiv* 2 (1958), S. 91-92.

15 Anna Winestein: Quiet Revolutionaries: The ‚Mir Iskusstva‘ Movement and Russian Design. In: *Journal of Design History* 21,4 (2008), S. 315-333.

16 Richard Capell. [The Russian Ballets]. In: *Daily Mail* (03.11.1921), S. 9.

17 N.R.: Elegija. In: *Žar ptica* 6 (1922), S. 35-37; ders.: Elegie [übersetzt von D.R.]. In: Ebd., S. 7-8 (internationaler Teil).

kolaj Berežanskij (1884–1935) auch in einer deutschen Parallelausgabe herausgebracht wurde, sowie die monatlich erscheinende Literaturzeitschrift *Spolochi* (Die Nordlichter). Welche Bedeutung dabei die vermittelnde Rolle, die Rezeption und Wirkungsgeschichte eines periodisch erscheinenden Verlagsproduktes spielen konnte, wird im Folgenden anhand von zwei weiteren Kunstzeitschriften aufgezeigt, die sich in redaktioneller wie auch rezeptioneller Hinsicht ergänzten: *Žar ptica* (*Der Feuervogel*) – eine russische Monatsschrift für Kunst und Literatur mit englischen und deutschen Beilagen, die Alexander Kogan 1921 bis 1926 in seinem Berliner Verlag herausgab¹⁸, sowie die ebenfalls in Berlin zweiwöchentlich erscheinende Theater- und Bühnenzeitschrift *Teatr i žizn* (Theater und Leben), die von Herbst 1921 bis Anfang 1923 von Eugen Grünberg und Leri (Pseudonym für Vladimir Klopotovskij, 1883–1944) im Selbstverlag der Redaktion herausgegeben wurde.

Das elegante Erscheinungsbild der Zeitschrift *Žar ptica*, die aufwändigen Bildbeilagen und die mehrsprachigen Textbeiträge sowie die international ausgerichteten Werbeanzeigen deuten an, dass mit dieser Zeitschrift in erster Linie ausländische Zielgruppen angesprochen werden sollten.¹⁹ Der Literaturteil richtete sich an eine russischsprachige Leserschaft, wirkte eher improvisiert und besaß mit Saša Černyj (Aleksander Glikberg, 1880-1932) nur in der ersten Zeit einen eigenen Redakteur. Dass die Auswahl der präsentierten Bildtafeln im Kunstteil einer gewissen Willkür unterworfen war, ist vermutlich dem Bestreben geschuldet, Material auszustellen, das sich ohne besonderen Aufwand herbeischaffen bzw. reproduzieren ließ. Erläuternde Texte erhielten die Reproduktionen, sofern Experten verfügbar und bereit waren, darüber zu schreiben. War das nicht der Fall, erschienen die Bilder in der Zeitschrift ganz und gar unkommentiert.

Während *Žar ptica* mit aufwändigen Farbtafeln und Kunstdrucken glänzte, brillierte *Teatr i žizn* mit fundiertem Hintergrundwissen – für russische Leser – und bildete damit das textuelle Pendant zu den häufig unkommentiert belassenen Bildwelten von *Žar ptica*. Als Förderin des russischen Theaterlebens im Ausland ging es der Redaktion von *Teatr i žizn* darum, Aufführungen zu besprechen und über die jüngsten Entwicklungen und Höhepunkte im russischen Kino und Theater in Russland wie im Ausland zu informieren.²⁰ Erklärtermaßen bestand die Mission der Zeitschrift darin, „zu einem engeren Zusammenschluss der Theaterschaffenden beizutragen“ und als Brücke zu fungieren, um

gemeinsame Initiativen im Theater- und Bühnensektor zu fördern, [...] die Tätigkeit und das Leben der Kunstschaffenden im Ausland zu beleuchten [...] und als Chronistin russischer Bühnenkunst ein Bindeglied zu werden zwischen den Akteuren, die heute in ganz Europa verstreut leben und arbeiten.²¹

Darüber hinaus wollte die Zeitschrift „um mitfühlende Aufmerksamkeit bei all jenen“ werben, die sich für die russische Kunst interessieren“.²²

Diesem Anliegen hatte sich zwar auch *Žar ptica* verschrieben. Doch ließ die Zeitschrift dabei die neue Kunst des Sowjetlandes gänzlich außer Acht und orientierte sich ausschließlich an den ästhetischen

18 Siehe dazu Susanne Marten-Finnis: *Der Feuervogel als Kunstzeitschrift. Žar ptica: Russische Bildwelten in Berlin 1921-26*. Wien: Böhlau, 2012.

19 Originaltitel: *Жар-птица. Jar-ptitza. Ежемесячный литературно-художественный иллюстрированный журнал*. Russische Monatsschrift für Kunst und Literatur. *Revue russe d'Art et de littérature* 1–14 (1921–1926).

20 *Ot redakcii*. In: *Teatr i žizn* 1-2 (Oktober 1921), S. 1-2.

21 Ebd.

22 Ebd.

Prinzipien, wie sie in der dekorativen Kunst von Jugendstil und Art Deco oder im Repertoire der *Mir Iskusstva* Künstler vorkommen.²³ Diese Rückwärtsgewandtheit hing zum einen mit der Verfügbarkeit von Bildmaterial zusammen. Zum anderen bot gerade die dekorative Kunst der *Mir Iskusstva*-Gruppe und damit auch des russischen Balletts in ihrer märchenhaften Harmlosigkeit²⁴ die Möglichkeit, ausländische und russische Lesergruppen zusammenzuführen, indem sie den Leser in einen politisch neutralen und ideologiefreien Raum versetzte, in die unerschütterliche Welt des Märchens: in eine zauberisch makellose Welt der erfüllten Träume, wo Prinzen und Feen herrschten und fern von den Bedrohungen der Gegenwart das Gute über das Böse siegte – in das Reich des Feuervogels. (Abb. 3)

Dagegen profitierten die in bescheidener Aufmachung gehaltenen Abbildungen bei *Teatr i žizn* von redaktionellen Beiträgen, deren Verfasser über aktuelle und vergangene Ereignisse kompetent informierten und – trotz ihres zuweilen recht propagandistisch oder dünkelfhaft anmutenden Berichtstils – dem Leser ein faires Bild vom Ablauf eines Kino- oder Theaterereignisses vermitteln konnten. (Abb. 4)

Damit stand dem nostalgischen Blick auf eine idealisierte Vergangenheit bei *Žar ptica* das Bestreben von *Teatr i žizn* gegenüber, ein Theaterfeuilleton zu schaffen, welches – trotz seiner mangelnden Bezugnahme auf Fragen theoretischer Natur – das gegenwärtige russische Theaterleben in Berlin realistisch wiedergab und auch den Verbindungen zu Russland und den anderen Zentren der russischen Emigration Aufmerksamkeit schenkte. Die publizierten Kommentare, Chroniken und Hintergrundartikel machen *Teatr* zu einem wichtigen medialen „Partner“ von *Žar ptica*, der gerade dort wertvolle Informationen lieferte, wo die aufwändigen Reproduktionen von *Žar ptica* unzureichend oder gar nicht erläutert wurden.



Abb. 3: Beitrag zur Tanzkunst von Vera P. Fokina (1886-1958). In: *Žar Ptica* 1 (1. August 1921), S. 30. Digitalisat: <http://old.librarium.fr/ru/magazines/zar-ptitza>

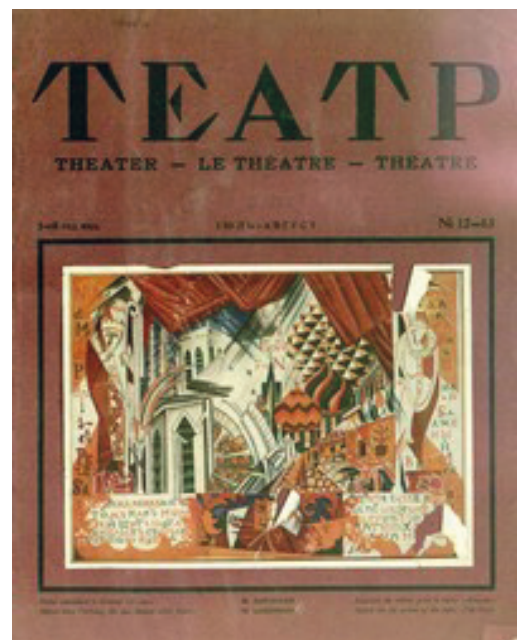


Abb. 4: Titelblatt der Zeitschrift „Theater und Leben“ mit einem Szenenbild von Léon Bakst. *Tetr* 12-13 (1922). Digitalisat: <http://www.bfrz.ru/>

23 Gabriele Brandstetter: Die Inszenierung der Fläche. Ornament und Relief im Theaterkonzept der *Ballets Russes*. In: Spiegelungen. Die Ballets Russes und die Künste. Hg. v. Claudia Jeschke/Ursel Berger/Birgit Zeidler. Berlin: Vorwerk, 1997, S. 147-163. Hier S. 149.

24 Carl Einstein: Léon Bakst. In: Ders.: Werke. Hg. v. Herrmann Haarmann/Klaus Siebenhaar. Bd. 2. 1919-1928. Berlin: Fannei & Walz, 1996, S. 471-500.

WIRKUNGSGESCHICHTE: VON DER BÜHNE ÜBER DIE ZEITSCHRIFT IN DEN WOHNRAUM

Dass die erfolgreiche Rezeption der *Ballets Russes* im Ausland dem Verlagsunternehmen von *Russkoe Iskusstvo* als Barometer für das zu erwartende Interesse an seinen Produkten diene, lässt sich an seiner Vertriebspolitik erkennen. So waren seine Absatzmärkte weitgehend identisch mit den Gastspielorten und Erfolgsstationen von Djagilevs Truppe: Paris, London, New York, Buenos Aires, um nur die wichtigsten zu nennen. Während die Künstler der *Ballets Russes* mit der Performanz, mit den Farben und Ornamenten ihrer Märchendekore die europäischen Bühnenräume auf grandiose Art und Weise verzauberten, wurden ihre Kompositionen in Berlin nun mit Hilfe von technisch perfektionierten Druckverfahren auf die Seiten von Kunstzeitschriften projiziert. Im Medium der illustrierten Zeitschrift erreichte diese gefeierte Theaterwelt auch die Höhenpunkte der Buchkunst. Vor allem in Deutschland hat die technische Perfektion der russischen Berliner Zeitschriften stets mehr beeindruckt als das ästhetische Programm des Verlags und seiner Protagonisten.

Anders verlief die Rezeption der hohen Unterhaltung russischer Provenienz in Frankreich und Großbritannien. So ließ sich die Pariser Modewelt, die Couture, bereits vor dem Ersten Weltkrieg von den Kostümen der *Ballets Russes* beseelen.²⁵ Damit breitete sich die Farben- und Formenwelt des russischen Theaters in den Salons und auf den Straßen der französischen Hauptstadt aus.²⁶

Auf der anderen Seite des Kanals hinterließ dagegen vor allem die bahnbrechende Bühnenbildgestaltung ihre Spuren. Der spektakulärste Erfolg wurde dabei dem im November 1921 im Londoner *Alhambra Theatre* aufgeführten Ballett *The Sleeping Princess* mit Dekoration und Kostümen von Léon Bakst (Lev Rosenberg, 1866—1924) zugesprochen.²⁷ Der in Grodno geborene Maler gehörte zu der Bewegung *Mir Iskusstva*, arbeitete unter anderen für ihre Zeitschriften und wurde schließlich als Bühnendekorateur der Djagilev-Truppe weltberühmt. Über seine atemberaubende Bühnenbilder, die er für die Aufführungen der *Ballets Russes* gestaltete, berichteten im Berlin der 1920er Jahre sowohl *Žar ptica* als auch *Teatr i žizn*. Auch die Londoner Presse pries seine Leistungen an, als er seine Arbeit mit der Truppe Djagilevs nach einer dreijährigen Pause wieder aufnahm: „The Russian Ballets comes back to Bakst“²⁸ „His Versailles of last night would have made Louis XIV himself look dim. All the colours of all jewels, of all sunsets, of all flames, are in these stage pictures [...] such orange, saffron and moose-green of the Court ladies, such a glistening azure and ermine of the royalties' robes.“²⁹ „Outsplendouring splendour“ war wohl tatsächlich Baksts Ziel: ein besonderer Vorhang, fünf Bühnenbilder und nahezu 300 Kostüme mit unzähligen Assecoires zählen zu der Ausstattung der Londoner Produktion von Peter Tschajkowskij's *The Sleeping Princess* im Jahr 1921.³⁰ Vor allem aber Baksts „asiatische Farbenbarbarei“, die ihm seinerzeit Fjedor Komissarževskij attestierte, beeindruckte die britischen Zuschauer nachhaltig und veränderte ihre Sehgewohnheiten. In den frühen 1920er Jahren inspirierten die Theaterdekorationen von Léon Bakst sogar die britische Innenraumgestaltung: „Every chair cover, every lampshade, every cushion, was a reflection

25 Gabriel Mourey: Les Robes de Bakst. In: La Gazette du Bon Ton 1,6 (April 1913), S. 165-168.

26 Siehe dazu ausführlicher Mary E. Davis: *Ballets Russes Style. Diaghilev's Dancers and Paris Fashion*. London: Reaktion, 2010.

27 The Designs of Léon Bakst for *The Sleeping Princess*. A Ballet in Five Acts after Perrault. Vorw. v. André Levinson. London: Benn, 1923, S. 13.

28 Richard Capell: [The Russian Ballets]. In: Daily Mail (3.11.1921), S. 9.

29 Ebd.

30 Siehe: Ballet in five scenes after Perrault's tale *The sleeping princess* (La belle au bois dormant); music by P. Tchaikovsky, choreography by Marius Petipa. Programmheft des *Alhambra Theatre* London, 2. November 1921, S. 3.

of the Russian Ballet, the Grecian or Oriental vision of Bakst“, beschrieb der Schriftsteller Osbert Sitwell die Innenräume der oberen Mittelschicht.³¹ Die Journalistin Rebecca West wies auf die „jüngsten Erfolge der Ballets Russes“ und deren „enorme ästhetische Bedeutung“³² hin, und der englische Kunstkritiker und Bühnenbildner Osbert Lancaster bestätigte, dass die Exotik der *Ballets Russes* Produktionen das Interieurdesign in London maßgeblich prägte: „[...] the pale pastel shaded drawing-rooms which had reigned supreme on the walls of Mayfair for almost two decades were replaced by a riot of barbaric hues – jade, green, purple, every variety of crimson and scarlet, and above all, orange“.³³

SCHLUSSBETRACHTUNGEN

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass jene beiden Qualitäten – das traditionell in den jüdischen Lebenswelten verankerte Bildungsideal als Mittel zur Weitergabe der eigenen Kultur sowie die Inanspruchnahme von länderübergreifenden Kontakten im Verlagswesen – wesentlich zu der Entstehung eines Berliner russischen Verlagswesens beitrugen, das sich bei all seiner Vorläufigkeit und kaleidoskopischen Vielfalt auf der vermittelnden Tätigkeit jüdischer Protagonisten erhob. Damit waren jüdische Verleger wie Alexander Kogan maßgeblich daran beteiligt, Berlin zum Schauplatz einer produktiven Auseinandersetzungen zu machen mit einer Wirkungsgeschichte, die nicht nur weit über die Konfrontation zwischen institutioneller Zugehörigkeit zum jungen Sowjetstaat und russischer Emigration, zwischen Metropole und Diaspora, hinausging, sondern die sich auch zwischen den Stadtwelten des östlichen und westlichen Europas abspielte und gleichzeitig Berlins Aufstieg zur Weltstadt flankierte und förderte.

Neben der teilweise im Auftrag sowjetischer Eliten ausgeführten Mission prägte die hier kurz vorgestellten Verlagsprodukte eine eigene Agenda: nämlich das intensive Bemühen ihrer Herausgeber, die deutsche Hauptstadt als eine Plattform zu nutzen, um von hier aus ihre ästhetischen Manifeste einer internationalen Leserschaft zu verkünden, also ein bestimmtes Ideengut nicht nur mit ihren russischen Landsleuten zu teilen, sondern darüber hinaus Öffentlichkeiten außerhalb der russischen Sprachgemeinschaft – nachhaltig – zugänglich zu machen. Der Anspruch, mittels einer Publikation einen Ort der Versammlung und der Zirkulation zu schaffen, resultiert ebenfalls aus einem Presseideal, das in den jüdischen Lebenswelten beheimatet ist: aus einem ausgeprägten Kommunikationsethos, das auf der Annahme beruht, das Verkündete sei sowohl für das eigene als auch das Interesse von anderen von Belang, und insofern als messianisch zu betrachten ist.

31 Sir Osbert Sitwell: *Great Morning!*. Boston: Macmillan, 1947, S. 258.

32 Rebecca West: *The Russian Ballet*. In: *Outlook* (07.06.1919), S. 568f.

33 Osbert Lancaster: *Home Sweet Home*. London: Murray, 1948, S. 58.

ZEITUNGEN UND SPRACHE(N) IM ÖSTLICHEN EUROPA

Tina Theobald

DIE ZEITUNG ALS QUELLE (SPRACH-)WISSENSCHAFTLICHER UNTERSUCHUNGEN

Zeitungen schon an sich, als Sprachwerkzeuge der Stunde oder als Mikroskope und folglich als Brenngläser der nähern Zeit, ergreifen stärker als die Fernrohre der langen fernen Geschichtsschreiber; und wenn Zeitungen für die Engländer Flügel der Freiheit sind, so können sie bei uns doch zu Floßfedern und Flughäuten derselben gedeihen.¹

Aus eben dieser von Jean Paul beschriebenen zeitgenössischen Bedeutung der Zeitungen „als Sprachwerkzeuge der Stunde“, mittels derer ebenso gängige wie innovative Vorstellungen und Bestrebungen einem weiten Publikum zugänglich gemacht werden und so der Fortgang der Geschichte beeinflusst und verändert werden kann, erwächst die historische Bedeutung der Presse. Denn „als Mikroskope und folglich als Brenngläser der nähern Zeit“ sind sie gleichermaßen Produkt, Spiegel und Multiplikator zeitgenössischer Vorstellungen, Bestrebungen und Ereignisse und rücken so in den Blick der „Fernrohre der langen fernen Geschichtsschreiber“. Dabei zeugt die Zeitung eben nicht allein von historischen Ereignissen, sondern auch und vor allem von dem zu einer bestimmten Zeit und in bestimmten historischen Kontexten vorhandenen (Welt-)Wissen, das über Darstellung und Auswahl der Berichtsgegenstände transportiert wird. In ihrer historischen Bedeutung sind Zeitungen folglich geeignete Quellen für beispielsweise politik-, sozial-, kultur-, literatur- oder mediengeschichtliche Untersuchungen, die nicht selten auch sprachwissenschaftliche Fragestellungen und Analysen berühren.² Denn (Welt-)Wissen und die Wahrnehmung der Wirklichkeit werden immer über das Medium Sprache zum Ausdruck gebracht, so dass „jede Erkenntnis und Erfahrung sprachabhängig“³ ist. Insofern Sprache Wirklichkeit gleichermaßen reflektiert und schafft, erscheinen bestimmte Sprachverwendungsweisen als Erkennungszeichen für bestimmte Denk- und Werthaltungen, für gesellschaftliches Wissen. Zeugnisse dieses sich in Sprache manifestierenden historischen Wissens und Bewusstseins, historischer Wirklichkeit und Wahrnehmung sind die Zeitungen.⁴

Im Zuge vielfältiger linguistischer Fragestellungen, deren Quelle und/ oder Gegenstand die Zeitung ist, darf sich die Sprachwissenschaft aber nicht allein auf jene Periodika konzentrieren, die im binnendeutschen Raum, also in den Grenzen des heutigen Deutschlands, in denen des Deutschen Kaiserreichs oder in jenen der deutschen Territorialstaaten erschienen sind. Denn es gab in vielen Orten des östlichen Europas Wochen- und später Tageszeitungen in deutscher Sprache, die eine ähnliche Entwicklung – wenn zum Teil auch mit zeitlicher Verzögerung – erfuhren. Einige wenige wie die *St. Petersburgische Zeitung* (1727–1915) oder die *Mitauische Zeitung* (1766–1916) aus dem baltischen Mitau/Jelgava reichten bis ins 18. Jahrhundert zurück, die in Reval (Estland) erscheinende *Ordinari Postzeitung* (1675) oder *Reval(i)*

1 Jean Paul: Das Schönste und Gediegenste aus seinen Schriften und Aufsätzen. Nebst Leben, Charakteristik und Bildnis. Hg. v. August Gebauer. Bd. 5. Leipzig: Klein, 1829, S. 68.

2 Tina Theobald: Presse und Sprache im 19. Jahrhundert. Eine Rekonstruktion des zeitgenössischen Diskurses. Berlin: de Gruyter, 2012, S. 99ff.; dies.: Dieses unselige Zeitungsdeutsch. Reflexion über die Presse und ihren sprachlichen Einfluss im 19. Jahrhundert. In: Sprachreport 3 (2012), S. 12-21.

3 Ekkehard Felder: Einstieg zu Ideologie und Sprache. In: Online-Dossier zum Thema „Sprache und Politik“ der Bundeszentrale für politische Bildung (2011), S. 1. Online-Publikation: <http://www.bpb.de/politik/grundfragen/sprache-und-politik/42737/einstieg> (letzter Zugriff 30.11.2015).

4 Vgl. ebd.

sche Postzeitung (1689–1710) sogar bis ins 17. Jahrhundert. All diese Zeitungen eröffnen Zugänge zu Kultur- und Kommunikationsräumen, in denen die deutsche Sprache über Jahrhunderte hinweg eine wesentliche Rolle gespielt hat. In diesem Sinne sind sie wichtige Zeugnisse historischen Wissens und Bewusstseins, historischer Wirklichkeit und Wahrnehmung in einem multilingualen, multiethnischen und multikulturellen Kontext und eröffnen ihrerseits gänzlich neue Forschungsfelder und fragen. Anzunehmen ist beispielsweise, dass sie sich neben ihrer primär informierenden Funktion deutlich stärker der Kultur- und Sprachvermittlung verschrieben als die im binnendeutschen Raum erschienenen Zeitungen. So sieht Stefan Zweig etwa eine zentrale Aufgabe des *Pester Lloyds* darin

ständig zwischen Sprache und Sprache, zwischen Nation und Nation zu vermitteln, die deutsche Kultur den Ungarn, die ungarische den Deutschen nahe[zu]bringen ... im Inland für die ganze Welt, in der Welt wiederum für das eigene Land [zu]wirken [...].⁵

Fraglich ist, inwiefern sich diese interkulturelle und interlinguale Mittlerfunktion, die Zweig für den *Pester Lloyd* als eine der bedeutendsten in Ungarn erschienenen deutschsprachigen Zeitung beschreibt, sich auch auf die anderer osteuropäischer Länder übertragen lässt.

PRESSE- UND SPRACHLANDSCHAFTEN IN OSTEUROPA

Um derartigen (sprach-)wissenschaftlichen Fragestellungen angemessen nachgehen zu können, müssen in die Betrachtung des Sprachgebrauchs und der Funktionen osteuropäischer Zeitungen wie in die Rekonstruktion des zugrundeliegenden Wissens und Bewusstseins, des kulturellen Selbst- und Fremdverständnisses, vielfältige Faktoren einbezogen werden. Maßgeblich ist nicht allein die inhaltliche Ausrichtung der Zeitungen, die Rückschlüsse auf ihren primären Leserkreis oder ihre politische Gesinnung zulässt. Von Bedeutung sind vor allem die Siedlungsgeschichte der jeweiligen historischen Landschaft wie die soziale Zusammensetzung der deutschen Bevölkerung, der historische soziopolitische und kulturelle Kontext, die entscheidend die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der deutschsprachigen Presselandschaft der historischen Regionen Osteuropas prägen.

Die frühe Präsenz deutschsprachiger Periodika in den baltischen Ländern Lettland und Estland – wie die oben erwähnten *Ordinari Postzeitung* (1675) oder der *Reval(i)schen Postzeitung* (1689-1710) – rührt z.B. daher, dass die ersten Deutschen bereits mit dem Deutschen Ritterorden ins Land kamen. Da die deutsche Bevölkerung hier primär aus Rittern, Geistlichen und Bürgern bestand, die sich im Gegenzug zur eher ländlich geprägten estnischen Bauernschaft in den Städten niederließen und dort „die politische, ökonomische und geistige Führungsschicht“⁶ bildeten, konnte hier bereits früh die deutsche Sprache und Kultur eine tragende Stellung einnehmen. Auch in den Grenzen des heutigen Polen ließen sich im Zuge der Deutschen Ostsiedlung mehr und mehr Deutsche in den von slawischen Stämmen

5 Zitiert nach Péter Rényi: Im Dienste Ungarns und des Fortschritts. In: János Nemes: 250 Jahre deutschsprachige Presse in Ungarn. Eine Gemeinschaftsausgabe des Ungarischen Pressebüros Wien und der „Budapester Rundschau“. Wien 1982, S. 9-18. Hier S. 14. – Zu Geschichte von *Pester Lloyd* siehe den Beitrag von Hedvig Újvári in diesem Band.

6 Anja Hampel: Sozio-onomastische Betrachtungen zur Vornamengebung in Rostock, Stralsund und Riga im 15. Jahrhundert. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache im Baltikum. Hg. v. Gisela Brandt. Bd. IV. Vorträge, die in der Sektion Sprachgeschichte der Internationalen Fachtagung „Deutsch Sprache und Literatur im Ostseeraum II“ gehalten wurden (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik; 427). Stuttgart: Heinz, Akademie, 2005, S. 89-100. Hier S. 90.

bewohnten historischen Regionen Schlesiens, Ostbrandenburgs oder Pommerns nieder. Da „am Ende dieses Zeitalters ein durchschnittliches Übergewicht der Menschen deutscher Herkunft anzusetzen ist“⁷, wurde ein Großteil der slawischen Bevölkerung im Laufe der Jahrhunderte kulturell wie sprachlich assimiliert. Auch in Ungarn, Rumänien, Slowenien, Tschechien, der Slowakei oder in Teilen Russlands fand bereits ab dem 12./13. Jahrhundert eine Ansiedlung deutschsprachiger Bevölkerungsgruppen statt, so dass die meisten osteuropäischen Länder in ihrer Historie als „ethnisches Konglomerat von Romanen, Germanen und Slawen“⁸ zu verstehen sind. Dabei war die deutschsprachige Bevölkerung in den einzelnen Ländern keineswegs homogen, vielmehr waren die osteuropäischen Länder von sozial und ökonomisch sehr unterschiedlichen Gruppen aus unterschiedlichen Herkunftsgebieten besiedelt. So wurden im tschechischen Böhmen, Mähren und Egerland deutsche Bauern, Handwerker und Bergbauspezialisten aus Österreich, Franken, Bayern und Thüringen im 12. und 13. Jahrhundert angeworben, das Land zu kultivieren und den wirtschaftlichen Ertrag zu steigern. Während auch die zwischen 1330 und 1380 in der – heute slowenischen – Gotscheer Sprachinsel angesiedelten Deutschen vor allem Bauern bayrischer Herkunft waren, setzte sich die deutsche Bevölkerung im städtischen Prag zunächst vor allem aus Kaufleuten, jene in den slowenischen Städten Laibach, Gottschee, Marburg oder Cilli aus bürgerlichen Händlern und Handwerkern, später auch aus Industriellen und Beamten zusammen. Diese Heterogenität in der Zusammensetzung der deutschsprachigen Bevölkerung setzte sich auch in jenen Ländern fort, die erst später, im 17., 18. oder 19. Jahrhundert besiedelt wurden, wie die Ukraine, Litauen, Kroatien oder Teile Russlands. Trotz dieser Vielfalt ist nahezu allen Ländern gemein, dass die deutsche Sprache lange Zeit eine tragende Stellung einnahm, die „Deutschen einen dominanten kulturellen und wirtschaftlichen Einfluss ausübten“⁹, der sich in einer mannigfaltigen deutschsprachigen Presselandschaft widerspiegelt. In den meisten osteuropäischen Ländern nimmt die Mediengeschichte nicht ihren Anfang mit landessprachlichen Periodika, sondern mit deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften, so erschien bspw. die erste lettische Zeitung unter dem Titel *Latviešu Avīzes* erst 1877 in Riga, die erste estnische erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Zahlreiche Parallelen wie diese zeigen sich trotz der unterschiedlichen Siedlungsgeschichte, der Heterogenität der Bevölkerung und der – nicht zuletzt daraus resultierenden – Vielfalt der Medienerzeugnisse in der Entwicklung der deutschsprachigen Presselandschaft der osteuropäischen Länder.¹⁰ So stieg zwar spätestens im Zeitalter der Aufklärung das Bedürfnis der Zeitgenossen nach Information und Bildung, so dass „dem geschriebenen und gedruckten Wort

7 Peter Moraw: Das Mittelalter (bis 1469). In: Deutsche Geschichte im Osten Europas. Begr. v. Werner Conze. Hg. v. Hartmut Boockmann. Schlesien. Hg. v. Norbert Conrads. Berlin: Siedler, 1994, S. 38-176. Hier S. 95.

8 Friedrich Prinz: Deutsche und Tschechen – Ein Zweivölkerschicksal. In: Deutsche Geschichte im Osten Europas. Böhmen und Mähren. Hg. v. dems. Berlin: Siedler, 1993, S. 11-21. Hier S. 11.

9 Ilpo Tapani Piirainen: Die Wortschätze der ‚Kolonialmundarten‘. In: Lexikologie / Lexicology. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen. Hg. v. D. Alan Cruse. 2. Halbbd. Berlin: de Gruyter, 2004, S. 1166-1173. Hier S. 1170.

10 Zum kroatischen Pressewesen siehe auch Marina Fruck: Das deutschsprachige Zeitungswesen in Kroatien. In: Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa. Sprachliche Gestaltung, historische Einbettung und kulturelle Traditionen. Hg. v. Jörg Riecke/Britt-Marie Schuster (Germanistische Arbeiten zur Sprachgeschichte 3). Berlin: Weidler, 2005, S. 393-404; zum slowakischen Pressewesen siehe auch Jörg Meier: Zur Situation der deutschsprachigen Medien in der Slowakei. In: Karpatenjahrbuch 48 (1997), S. 33-40; ders.: Deutschsprachige Zeitungen und Zeitschriften in Preßburg von den Anfängen bis zum 20. Jahrhundert. In: Karpatenjahrbuch 51 (2001), S. 108-117; ders.: Deutschsprachige Zeitungen in Oberungarn und der Slowakei von den Anfängen bis 1945. Geschichte, Aufgaben und Perspektiven. In: Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa. Ebd., S. 347-359; zum Baltikum siehe Deutschsprachige Literatur im

[...] wachsende Bedeutung zu[kam]¹¹ und ein weiträumiger geistiger Austausch zunehmend gefordert wurde. Nur wenige Zeitungen konnten aber wegen zensorischer Verordnungen oder der Konkurrenz derart lange bestehen wie die *Preßburger Zeitung* (1764–1929), der *Pester Lloyd* (1854–1935) oder die *Sankt Petersburgische Zeitung* (1727–1915). Gerade in ländlichen Gebieten fehlte zudem häufig eine interessierte Leserschaft, so dass Zeitungen wie die zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Krain von Georg Mayr herausgegebenen und nur unregelmäßig erscheinenden *Wöchentlichen Ordinari-Laybacher Zeitungen* oder das *Wöchentliches Kundschaftsblatt des Herzogthum Krain* ihr Erscheinen nach nur wenigen Monaten oder Jahren einstellen mussten. Erst im Zuge der Bildungsbestrebungen des langen 19. Jahrhunderts konnten sich Zeitungen, die sich an deutsche Bauern und/oder Handwerker richteten, durchsetzen und wie das erste deutschsprachige Kolonistenblatt *Saratowsche Deutsche Zeitung* (1864–1918) über längere Zeiträume hinweg behaupten. Eben diese Bildungsbewegungen, die nicht allein die deutschsprachige, sondern vor allem auch die landessprachliche Bevölkerung ergriff, führten im ausgehenden 19. Jahrhundert allmählich zu einer Schwächung der kulturellen, politischen und ökonomischen Vormachtstellung der Deutschen, ihrer Sprache und ihrer Medien. Dass das Deutsche im Zuge der nationalen Bestrebungen in den osteuropäischen Ländern zunehmend an Bedeutung verlor und sich in der Öffentlichkeit mehr und mehr die jeweilige Landessprache durchzusetzen begann, wurde in den deutschsprachigen Zeitungen, die während der beginnenden Nationalisierungskämpfe zunehmend politisiert wurden, thematisiert und kontrovers diskutiert.

Während zahlreiche Zeitungen in den osteuropäischen Ländern jene von Zweig beschriebene Mittlerrolle einnahmen, zwar deutschsprachig waren, aber auch die Interessen des Ziellandes vertraten – so der ungarische *Pester Lloyd*, die litauische *Memeler Allgemeine Zeitung* oder die tschechischen *Slavischen Centralblätter* –, zeigte sich in vielen anderen Ländern ein gänzlich anderes Bewusstsein. In Polen waren sich nahezu alle deutschsprachigen Medien darin einig, die Verbindung zur deutschen Kultur und zur deutschen Sprache zu unterstreichen. Der deutschen Sprache wurde hier ein zentraler Wert zur Konstitution einer nationalen Identität zugeschrieben, was auf ein kollektives Wissen um die nationalsymbolische Kraft der Sprache verweist, „in deren Schatz“, so Jahn, „die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt ist“.¹² Nur wenige deutschsprachige Zeitungen Polens betonten ausdrücklich – wie die *Neue Lodzer Zeitung* (1902–1939) oder *Der Deutsche in Polen* (1934–1939) – nicht nur die Verbundenheit zur deutschen Sprache, Tradition und Kultur, sondern auch und vor allem zur polnischen Sprache und Politik. Diese Auseinandersetzung mit dem Verhältnis der Deutschen zu Polen und zu Deutschland, die sich nach Ende des Ersten Weltkriegs intensiviert, manifestiert sich vor allem in der Beschäftigung mit den Begriffen „Heimat“, „Vaterland“ und der eigenen nationalen Bezeichnung. Während in der *Neuen Lodzer Zeitung* mit Bezeichnungen wie „Deutschpolen“ oder „deutschsprechende Polen“ die Nähe zum polnischen „Vaterland“, der polnischen „Heimat“ betont wurde, hoben die in Bromberg erscheinenden *Deutschen Nachrichten* den Unterschied zur polnischen Bevölkerung durch den Begriff „Deutsche Minderheit“ hervor. Auch wurde – anders als in Lodz – als „Heimat“ oder „Vaterland“ nicht Polen, sondern Deutschland verstanden. Ähnlich gestaltete sich die Situation auch in Oberschlesien. Hier verstand man unter „Heimat“ den Ort, in dem man geboren wurde und in dem man aufgewachsen war, als „Vaterland“ galt aber Deutschland.¹³ Derartige Konflikte zwischen den unterschiedlichen Kulturen und Ethnien,

Baltikum und in Sankt Petersburg. (Literarische Landschaften 11). Hg. v. Carola Gottzmann. Berlin: Duncker-&Humblot, 2010.

11 Jörg Meier: Untersuchungen zur deutschsprachigen Presse in der Slowakei. Sprache und Geschichte der Zeitung ‚Zipser Anzeiger/ Zipser Bote‘. Leutschau: Modrý Peter, 1993, S. 101.

12 Friedrich Ludwig Jahn: Deutsches Volkstum. Lübeck: Niemann, 1810, S. 211.

13 Beata Lakeberg: Identitätsfragen in der deutschsprachigen Minderheitenpresse während der ersten Jah-

ebenso wie der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, in dessen Zuge in vielen Ländern „die Presse in Dienst der Kriegsführung“¹⁴ gestellt wurde, und die Neuordnung der Nationen nach Kriegsende, hemmten die Entwicklung der deutschsprachigen Presse Osteuropas, deren Geschichte spätestens mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs ihr vorläufiges Ende fand.

KATALOGISIERUNG DEUTSCHSPRACHIGER ZEITUNGEN IN OSTEUROPA

Allein dieser kurze Abriss über das Verhältnis von Sprache und Zeitung innerhalb eines multikulturellen und multilingualen Umfelds eröffnet zahlreiche Fragen und Forschungsmöglichkeiten, deren Ziel nicht zuletzt darin besteht, das Verhältnis von Sprache und Wissen, Sprache und Wirklichkeit, Sprache und Identität in eben solchen Kontaktsituationen näher zu ergründen. Ganz im Gegensatz zu ihrer Bedeutung für die deutsche (Sprach-)Geschichte sind die deutschsprachigen Tages- und Wochenzeitungen des östlichen Europas bisher höchstens punktuell untersucht und bibliografisch erst ansatzweise erfasst worden. Um den unterschiedlichen Forschungsdesideraten gerecht werden und bspw. Rückschlüsse auf etwaige Ähnlichkeiten oder Unterschiede zum Binnendeutschen ziehen zu können, besteht zunächst eine Hauptaufgabe der linguistischen Zeitungsforschung darin, die Zeitungsbestände zu erfassen und auszuwerten. Eben dieses Ziel der Bestandserfassung und der Bereitstellung von Hinweisen zu Möglichkeiten ihrer geschichts-, kultur-, sprach- und literaturwissenschaftlichen Erschließung verfolgt das sich in der Abschlussphase befindende Heidelberger Projekt „Katalog deutschsprachiger Zeitungen im östlichen Europa“. Aus nahezu 3.000 in einer nicht öffentlich zugänglichen Datenbank gesammelten Zeitungen, die seit den Anfängen des deutschsprachigen Pressewesens bis 1945 in 20 Ländern¹⁵ östlich und südöstlich der heutigen deutschen Grenzen erschienen sind, wurden etwa 250 ausgewählt, die ein repräsentatives Bild der gesamten Zeitungslandschaft vermitteln sollen.¹⁶ Da sich im Laufe der Jahrhunderte die Ländergrenzen und Herrschaftsbereiche immer wieder verschoben hatten, sind die Zeitungen nicht nach historischen Regionen geordnet, in denen das Deutsche zum Teil Minderheiten, zum Teil Mehrheitssprache oder Sprachinsel war, sondern systematisch innerhalb der heutigen Ländergrenzen aufgeführt. So finden sich etwa die im ehemals preußischen Königsberg erschienenen Zeitungen im Länderteil „Russland“. Hinsichtlich dieser historischen Grenzen, aber auch wegen der oben beschriebenen heterogenen Zusammensetzung deutscher Bevölkerungsgruppen und ihrer Stellung im soziopolitischen Gefüge, was letztlich ihr nationales, soziales, kulturelles und sprachliches Selbstverständnis prägte, das über die Presse und ihre Sprache transportiert wurde, ist es von großer Be-

re der Zweiten Polnischen Republik. In: Grenzdiskurse. Zeitungen deutschsprachiger Minderheiten und ihr Feuilleton in Mitteleuropa bis 1939. Hg. v. Sybille Schönborn. Essen: Klartext, 2009, S. 81-93. Hier S. 89ff.; siehe auch dies.: Die deutsche Minderheitenpresse in Polen 1918-1939 und ihr Polen- und Judenbild. Frankfurt M.: Peter Lang, 2010; Martin Sekera: Das tschechische Pressewesen. In: Die Habsburgermonarchie 1848-1918. Band VIII/2: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft. Die Presse als Faktor der politischen Mobilisierung. Hg. v. Helmut Rumpler/Peter Urbanitsch. Wien: Österr. Akademie der Wissenschaften, 2006, S. 1977-2036. Hier bes. S. 1981.

- 14 Friedrich Bertkau: Das amtliche Zeitungswesen in Ober-Ost. Beitrag zur Geschichte der Presse im Weltkrieg. Leipzig: Reinicke, 1928, S. 12.
- 15 Bosnien, Bulgarien, Estland, Georgien, Italien (Triest), Kroatien, Lettland, Litauen, Montenegro, Polen, Rumänien, Russland, Serbien, Slowakei, Slowenien, Tschechien, Türkei, Ukraine, Ungarn und Weißrussland
- 16 Erste Ergebnisse wurden als Online-Publikation veröffentlicht. URL: <http://www.ezs-online.de/linguistik-im-kontext-des-ezs/forschung-an-der-uni-hd/129-katalog-deutschsprachige-zeitungen-im-oestlichen-europa> (letzter Zugriff 23.09.2015).

deutung, die Entwicklungsgeschichte einer jeden Zeitung in ihren historischen Kontext einzubetten. \$Aus diesem Grund werden den einzelnen Länderkapiteln kurze Zusammenfassungen der Siedlungs-, Sprach- und Mediengeschichte vorangestellt. Die einzelnen Zeitungen werden letztlich – wie das unten aufgeführte Beispiel der *Vereinigten Ofner und Pester Zeitung* zeigt – über Angaben zu Titeln, Beilagen, Verlagsorten, Herausgebern, Redakteuren, Erscheinungszeiträumen, Periodizität und Auflage beschrieben. In der „Charakteristik“ einer jeden Zeitung wird versucht, den Kriterien für ihre Aufnahme in den Katalog, wie „Länge ihres Erscheinungsverlaufs“, „Erscheinungsbeginn“, „inhaltlich(-politische) Ausrichtung“, „Bedeutung des Erscheinungsortes“, „Bedeutung ihrer Mitarbeiter“ und „Potential für weitere Forschungen“ Rechnung zu tragen. Sofern die Informationen zu einzelnen Zeitungen wegen der oftmals unzureichenden Forschungslage und der defizitären Dokumentation nicht eindeutig gesichert werden konnten, sich abweichende oder widersprüchliche Angaben in Bibliothekskatalogen und auf den Titelblättern der Zeitungen zeigen, findet dies Erwähnung im abschließenden Kommentar eines jeden Zeitungsdatensatzes. Nicht zuletzt sollen Hinweise auf heutige Aufbewahrungsorte und Reproduktionen sowie aktuelle Digitalisierungsvorhaben, auf die Rezeption der Zeitungen und auf regional oder überregional schriftstellerisch tätige Mitarbeiter dazu anregen, sich den vielfältigen Forschungsmöglichkeiten zu widmen, die die deutschsprachigen Zeitungen Osteuropas bieten.

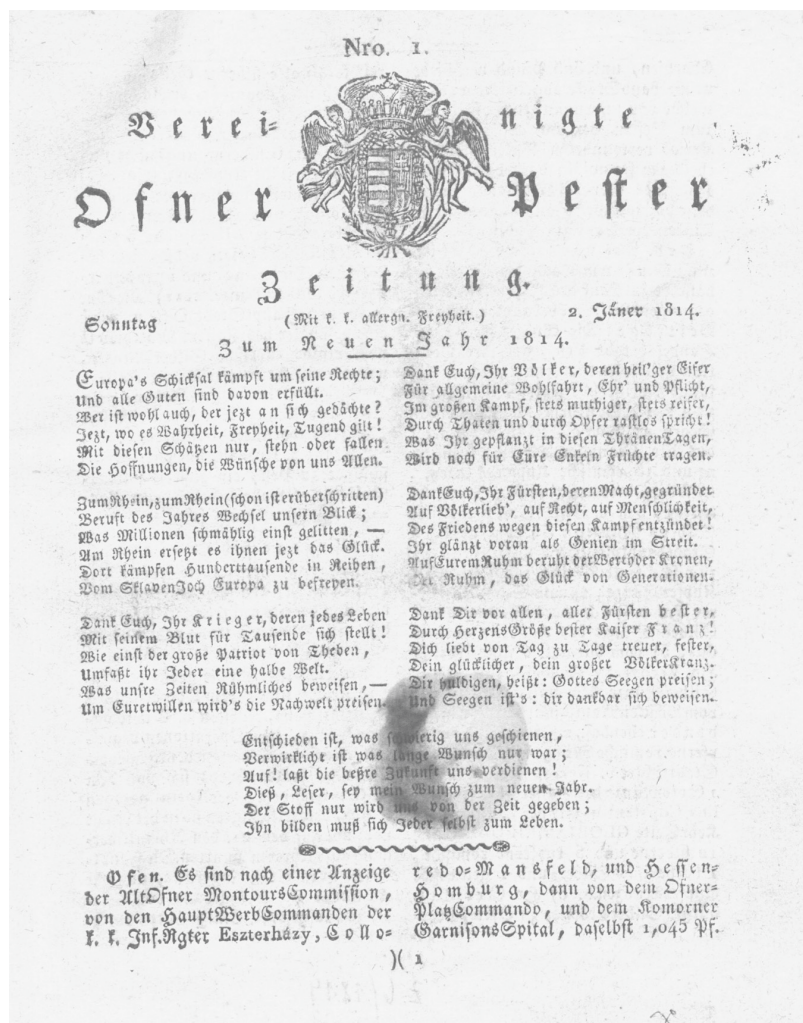


Abb. 1: Vereinigte Ofner und Pester Zeitung 15,1 (02.01.1814), Titelblatt.
Quelle: Digitales Forum Mittel- und Osteuropa – DiFMOE. Digitalisat. URL:
http://www.difmoe.eu/ocr/page_view?active=Periodika&name=Vereinigte+Ofner-Pester+Zeitung&page_id=1 (letzter Zugriff 28.07.2015).

Titel	Vereinigte Ofner und Pester Zeitung
Zeitraum	1800-1845
Ort	Budapest (Ofen)
Weitere Titel	Vorgänger: <i>Ungarische Staats- und Gelehrte Nachrichten</i> (1787-1797), <i>Ofner Zeitung</i> (1798-1799), <i>Ofner und Pester Zeitung</i> (02.01.1800-16.04.1800); Fortsetzung: <i>Pester Zeitung</i> (1845-1852); <i>Pest-Ofner Zeitung</i> (1853-1862); <i>Abendblatt der Pest-Ofner Zeitung</i> (1856-1857)
Beilagen	Kriegsnachrichtliche Beilage (Ofen, 1805); Gemeinnützige Blätter zur Belehrung und Unterhaltung (Ofen, 1811-1845); Intelligenzblatt zur Vereinigten Ofner und Pesther Zeitung (Pest, 1837-1845)
Herausgeber	Jacob Schickmayer (bis 1810), Josepha Rösler geb. v. Schickmayer (ab 1810)
Redakteure	Jacob Schickmayer (bis 1810); Josef Jánisch; Christoph Rösler
Periodizität	Zweimal wöchentlich (donnerstags und sonntags)
Auflage	k.A.
Charakteristik	<p><u>Stellung innerhalb des ungarischen Pressewesens:</u> Eine der verbreitetsten frühen deutschsprachigen Zeitungen Ungarns.</p> <p><u>Organisation:</u> Die von Jakob Schickmayer herausgegebene <i>Ofner Zeitung</i> (1798-1799) – die wegen der Ähnlichkeit in Format, Inhalt und Titelbild als Fortsetzung der <i>Ungarischen Staats- und Gelehrten Nachrichten</i> (1787-1797) gilt – wurde nach nur zweijährigen Bestehens im Januar 1800 von ihrem Herausgeber mit der seit 1788 bestehenden <i>Pester Zeitung Der neue Kurier aus Ungarn von Kriegs- und Staatssachen</i> zur <i>Ofner und Pester Zeitung</i> vereinigt. Bereits im April 1800 wurde sie in <i>Vereinigte Ofner und Pester Zeitung</i> umbenannt. Nach Jakob Schickmayers Tod übernahm seine Tochter Josepha Rösler die Herausgabe, die Schriftleitung wurde zunächst Christoph Rösler, danach Josef Janisch übertragen.</p> <p><u>Inhaltliche und politische Zielsetzung:</u> Nach der Vereinigung mit der <i>Pester Zeitung</i> setzte die (<i>Vereinigte</i>) <i>Ofner und Pester Zeitung</i> die inhaltliche Ausrichtung wie Einteilung ihrer Vorgängerin(nen) fort. Während die <i>Ofner Zeitung</i> (1798-1799) sich auf Ankündigungen aus Ungarn konzentrierte und zu jeder zweiten Nummer eine – auch als solche betitelte – Beilage veröffentlichte, erweiterte die <i>Vereinigte Ofner und Pester Zeitung</i> bald ihre Inhalte und gab verschiedene Beilagen wie die <i>Gemeinnützigen Blätter</i> (seit 1811) oder das <i>Intelligenzblatt</i> (seit 1837) heraus, die dem Hauptblatt in Inhalt und Format ähnelten. Neben Lebensbeschreibungen von regierenden Fürsten, Heerführern, Gelehrten oder Künstlern, die den Wiener <i>Hofnachrichten</i> entnommen waren, fanden sich Nachrichten aus dem Ausland und zahlreiche Anzeigen, die 1837 fast 20 Seiten umfassten. Die <i>Vereinigte Ofner und Pester Zeitung</i> vertrat eine diplomatisch vermittelnde Politik, insofern sie sich zwar für deutsche Interessen und Kultur einsetze, sich dabei aber nicht gegen jene der Ungarn stellte. Vor ihrer Zusammenführung mit der <i>Pester Zeitung</i> im Juli 1845 betonte sie in ihrer letzten Ausgabe vom 29.06.1845 nochmals ihre Ziele, die – fußend auf der Treue zu ihrem Vaterland Ungarn – in der Förderung des Fortschritts und der Kultur bestehen.</p> <p><u>Format:</u> 22x17cm</p>
Bibliothek 1	Staatsbibliothek zu Berlin (D)
Bibliothek 2	Österreichische Nationalbibliothek (A)

Bibliothek 3	Ungarische Nationalbibliothek (HU)
Digitalisiert	<p>Österreichische Nationalbibliothek – Anno (Jahrgänge 1832-1845): http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=opz, 28.07.2015, 12:00 Uhr</p> <p>Österreichische Nationalbibliothek – Anno (Gemeinnützige Blätter zur Belehrung und Unterhaltung, 1817-1836): http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=gop, 28.07.2015, 12:30 Uhr</p> <p>Digitales Forum Mittel- und Osteuropa – DiFMoe (Jahrgang 1814): http://www.difmoe.eu/archiv/calendar?content=Periodika&name=Vereinigte+Ofner-Pester+Zeitung&title=Vereinigte+Ofner-Pester+Zeitung&year=1814, 28.07.2015, 12:00 Uhr</p>
Literatur	Walther Heide: Handbuch der deutschsprachigen Zeitungen im Ausland (1935). Essen: 1940; Heinrich Réz: Deutsche Zeitungen und Zeitschriften in Ungarn von Beginn bis 1918. München: 1935.
Kommentar	<p>Laut der Angaben der Ungarischen Nationalbibliothek wurde die 1787-1797 von Jakob Schindler redigierte Ofner Zeitung <i>Ungarische Staats- und gelehrte Nachrichten</i> von J. Schickmayer herausgegeben, so dass sie als Vorläufer der <i>Ofner Zeitung</i> (1798-1799) zu sehen ist, die 1800 in der <i>Ofner und Pester Zeitung</i> aufging und bald in <i>Vereinigte Ofner und Pester Zeitung</i> umbenannt wurde. Für eine Verwandtschaft der beiden Zeitungen spricht zudem, dass die zweimal wöchentlich (mittwochs und samstags) erscheinenden <i>Ungarischen Staats- und Gelehrten-Nachrichten</i> ebenso wie die <i>Ofner Zeitung</i> (1798-1799) und die <i>Vereinigte Ofner und Pester Zeitung</i> in ihrem Titelbild – wenn auch in unterschiedlicher Größe – das ungarische Wappen und die ungarische Krone tragen. Auch wird, ohne Angaben zu Verleger, Schriftleiter oder Jahrgang, die Nummerierung fortgeführt. Wegen der fehlenden Angaben zur Schriftleitung und zum Jahrgang kann nicht eindeutig gesichert werden, in welchem Zeitraum Josef Jánisch und Christoph Rösler die Redaktion der Zeitung übernahmen. Laut Réz (1935: 20f.) und den Angaben in den gängigen Bibliothekskatalogen übernahm Jánisch direkt nach Schickmayers Tod 1810 die Schriftleitung. Laut dem <i>Intelligenzblatt der Annalen der Österreichischen Literatur und Kunst</i> von April 1812, S. 94 wurde aber Rösler zunächst mit dieser Aufgabe betraut. Dafür, dass Janisch erst später die Redaktion der <i>Vereinigten Ofner und Pester Zeitung</i> übernommen haben könnte, sprechen die Angaben in dem Jubiläumsband „250 Jahre deutschsprachige Presse in Ungarn ...“, der erst ab 1837 Josef Janisch als Redakteur und die Druckerei Landerer als Verlegerin (Nemes 1982: 163ff.) verzeichnet. Nicht eindeutig gesichert ist zudem die Annahme, dass es sich bei der Pester Zeitung, mit der die <i>Ofner Zeitung</i> um 1800 zusammengeführt wurde, um das Blatt <i>Der neue Kurier aus Ungarn von Kriegs- und Staatssachen</i> handelt. Da sich allerdings keine Hinweise auf eine weitere Pester Zeitung gegen Ende des 18. Jahrhunderts finden und der „<i>Kurier</i>“ (1788-1799) nahezu zeitgleich wie die „<i>Ungarischen Nachrichten</i>“ (1787-1797)/ die <i>Ofner Zeitung</i> (1798/99) erschien, ist eine Zusammenführung dieser beiden naheliegend.</p>

II.

Ausstellungsabteilungen

Exponate des Ausstellungsportals



Zeitalter der Surrogate

Das 19. Jahrhundert lässt sich neben zahlreichen anderen Zuschreibungen als das „Zeitalter der Surrogate“ etikettieren. Im Gegensatz zu heute waren Ersatzprodukte damals durchaus positiv konnotiert. Man betrachtete die Surrogate meist als hochwertiger, günstiger und gesünder als die häufig aus fernen Ländern herbeigeschafften Originalwaren. Liebigs Fleischextrakt und verschiedene Sorten Surrogatkaffees rangierten in den Anzeigenteilen der Kulturzeitungen und zeitgenössischen „Life Style“-Zeitschriften an prominenter Stelle. Nicht zuletzt konnten Nutzer von künstlichen Ersatzfabrikaten ihre patriotische Einstellung pflegen, indem sie die heimische Wirtschaft gegenüber ausländischer Konkurrenz stärkten und den Fortschritt der neuen Wissenschaft der Chemie ankurbelten. Wer sich der neuen Surrogatkultur verschrieb, konnte sich auf der Höhe der Zeit wähnen.

Das Portal der Ausstellung spielt mit der Idee des Surrogats und präsentiert jeweils ein Objekt als „Ersatz“ für die sechs Abteilungen der Ausstellung „Zirkulation von Nachrichten und Waren“. Diese Dinge von heute illustrieren stellvertretend den jeweiligen thematischen Schwerpunkt: „Eleganz & Elend“, „Frau & Mann“, „Glück & Unglück“, „Nähe & Ferne“, „Gestern & Morgen“, „Mensch & Tier“

Die historischen Objekte – Zeitschriften, Bücher, Bilder, Kleidungsstücke, Werkzeug, Geschirr und vieles mehr – können in den Vitrinen des Bonatzbaues in Augenschein genommen werden. Folgen Sie einfach dem „Zeigefinger“!



Dieses Zeichen hat sich schon im 19. Jahrhundert als Wegweiser durch die Anzeigenseiten bewährt. Die einzigen Originale in den Vitrinen des Portals sind die Zeichnungen von Philipp Braatz. Er hat die Tübinger Ausstellung „Zirkulation von Nachrichten und Waren“ illustriert.



0.1 Legler Bingo X, 2015

Bingo-Trommel aus Draht; graue Kugeln, 18 Spielkarten, Legebrett aus Kunststoff
 Trommel ca. 35 x 15 cm, Ø ca. 14 cm
 Hersteller: Small Foot Company, Handelshaus Legler OHG, Delmenhorst
 Institut für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde Tübingen, o. Inv.Nr.



0.2 Fahrkarten-Entwertungszange von der Firma Omnibus Schnaith Tübingen, um 1950

Werkzeug-Stahl, 11,5 x 5,5 cm
 Stadtmuseum Tübingen, Inv. Nr. 06532
 Prestigegewinn durch Konsum: Die Entwertung der Eintritts- oder Fahrkarte dient dem Dienstleister zur Kontrolle, belegt aber auch für den Inhaber der Karte, an der Dienstleistung teilgenommen zu haben. Wie im 19. Jahrhundert erweitert auch heute die Fahrt mit der hochmodernen Untergrundbahn oder der Besuch einer Bilderschau das kulturelle Kapital ihrer Besucher. (ME)

0.3 bis 0.8 Philipp Braatz: Titelvignetten der Ausstellungsabteilungen „Eleganz & Elend“, „Frau & Mann“, „Glück & Unglück“, „Nähe & Ferne“, „Gestern & Morgen“, „Mensch & Tier“, 2015

Papier, Bleistift, schwarze Tinte; 29,7 x 42 cm
 Privatbesitz



Kulturzeitungen

Der erste Tag des 19. Jahrhunderts ist der Tag, an dem die *Zeitung für die elegante Welt* in Leipzig erstmals erscheint. Sie gilt als Muster für eine Fülle von ähnlich konzipierten Periodika im gesamten deutschsprachigen Raum; *Cottas Morgenblatt* in Stuttgart und Tübingen oder die *Wiener Theaterzeitung* sind hier ebenso zu nennen wie der *Spiegel für Eleganz und Mode* in Ofen-Pesth oder die *Bohemia* in Prag. Diese Zeitschriften befassen sich ausgiebig mit der jeweiligen Stadtkultur vor Ort, gleichzeitig aber berichten sie auch durch ein ausgeprägtes und weit verzweigtes Korrespondentennetz unablässig über kulturelle Stadtentwicklungen in den Metropolen und Mittelstädten des In- und Auslands. (AA)

I.1 *Zeitung für die elegante Welt*, 1833 (Reprint)

Leipzig: Leopold Voss Verlag
 Universitätsbibliothek Tübingen
 Signatur 12 B 288-1

I.2 *Morgenblatt für gebildete Leser*, 1834

Tübingen: Cotta Verlag
 Universitätsbibliothek Tübingen
 Signatur Kb 20.4

I.3 *Morgenblatt für gebildete Leser*, 1865

Tübingen: Cotta Verlag
 Universitätsbibliothek Tübingen
 Signatur Kb 20.4

I.4 *Das Pfennigmagazin*, 1833–1834 (Reprint)

Leipzig: Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse
 Universitätsbibliothek Tübingen
 Signatur ZE 541



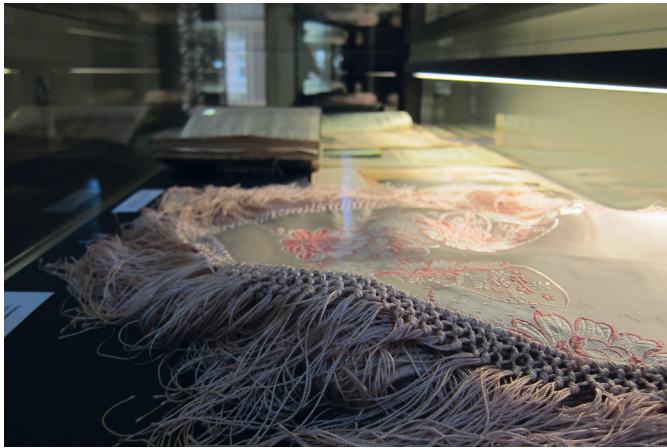
I.5 Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode, 1840

Ofen und Pest: Verlags- und Redaktionsbureau
Privatbesitz



I.6 Mode und Haus. Illustriertes Moden- und Familienjournal. Ausgabe für Österreich-Ungarn, 1902–1906

Schwerin: John Henry
Donauschwäbisches Zentralmuseum, Ulm,
o. Inv. Nr.
Die Zeitschrift wurde als eine „vorzügliche Moden- und Familienzeitschrift“ 1885 in Berlin gegründet und erschien bis 1919. Sie bot ihrer Leserschaft „auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Erkennens Lehrreiches und Unterhaltendes“ an und verfügte über einen reichen Mode- und Handarbeiten-Teil, einen ärztlichen Ratgeber, über Humor- und Romanbeilagen.
Zu den zahlreichen selbstständigen Extrabeilagen, die wie das Hauptblatt reich illustriert waren, gehörten: „Belletristische Beilage zu Mode und Haus (Illustriertes Universalblatt für die Familie)“, „Illustrierte Kinderwelt“, „Musik-Bibliothek“, „Ärztlicher Rathgeber“, „Humor“. (AA)



I.7 Schultertuch aus Hatzfeld / Jimbolia (Banat, Rumänien), 1930er

Seide, Stickerei

Donauschwäbisches Zentralmuseum, Ulm,
Inv.Nr. DZM 13450-09

Das rosafarbene Schultertuch aus Seide mit langen Fransen und Blumenbestickung gehört zu der Festtagstracht für Frauen aus Hatzfeld. Die komplette Tracht besteht aus Hüftwulst, drei weißen Unterröcken mit Lochstickereien am Rocksäum, einer weißen gefalteten Schürze mit Lochstickerei, einem Rock aus Seide mit eingewebten kleinen Blumenmotiven, einem weißen Frauenhemd mit Spitze an Hals und Ärmeln, einem schwarzen Samt-Leibchen mit rosaner Verzierung und Ösenverschluss, einem Schultertuch und einem weißen Taschentuch mit Lochstickerei. Die Tracht gehörte dem Ehepaar Esther (1918-2009) und Rudolf (1912-2009) Mann, die 1974 aus Rumänien nach Deutschland auswanderten und die Tracht als Erinnerungstück an die alte Heimat mitnahmen. (DZM/AA)



I.8 Fliege, Zylinderhut, Koffer, 1911

Schwarze Seide; Samt, Seide; Leder, Eisenblech, Pappe

Donauschwäbisches Zentralmuseum, Ulm,
Inv.Nr. DZM 02020

Der Zylinderhut wurde in der Turiner Hutfabrik „G. B. Borsalino Sn Lazzarao et. Co“ gefertigt und im Temeswarer Hutgeschäft Gabriel Papp verkauft. Er trägt ein Etikett mit dem Logo „Gabriel Papp Timisoara“ und Goldprägung „Grand Prix Turin 1911“. (DZM/AA)

I.9 Festtagstracht: Schultertuch, Hatzfeld (Rumänien), 1. Hälfte 20. Jahrhundert

Seide, Damastgewebe, Seidengarn (Fransen);
maschinengenäht, geknüpft, handgenäht
Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
Inv. Nr. DZM 00422

I.10 Frauenschuhe (Pumps) aus Karawukowo (Batschka, Serbien), um 1950

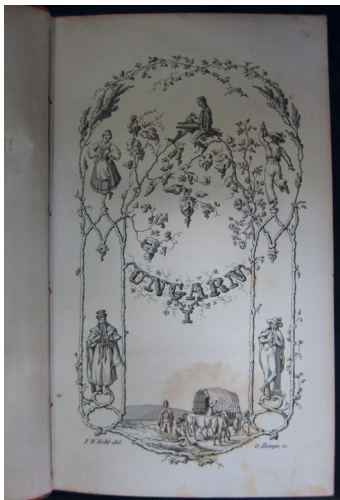
Leder

Donauschwäbisches Zentralmuseum, Ulm,
Inv. Nr. DZM 122117

Die Schuhmode im 19. Jahrhundert beschränkte sich für Frauen hauptsächlich auf Absatzschuhe. Flache Schuhe jagten einigen männlichen Vertretern dieser Zeit mitunter sogar Angst ein, Frauen könnten ferner mit ihnen Schritt halten. (NB)

Reisebeschreibungen und Reisezeitschriften

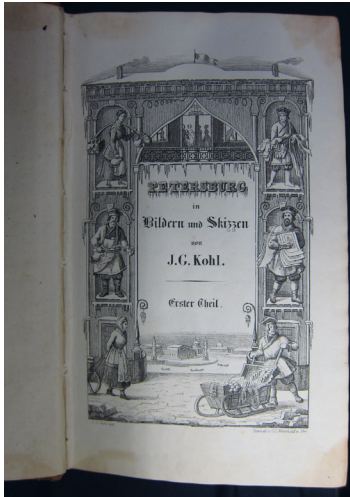
Die Konjunktur der Städtebilder in den feuilletonistischen Kulturzeitschriften geht einher mit einem neuen Aufschwung der spezialisierten Reiseschriftstellerei. Unter den deutschen Reiseschriftstellern gelangt insbesondere der aus Bremen stammende Johann Georg Kohl (1808–1878) zu einer großen Popularität. In den Leihbibliotheken ringt er mit den zeitgenössischen ‚Bestsellerautoren‘ wie Victor Hugo und Walter Scott um die Spitzenplätze in der Gunst der Leser. In den späten 1830er und 1840er Jahren bereist er ausgiebig die östlichen Regionen Europas – Reiseberichte aus St. Petersburg, Böhmen und Ungarn sind in dem unteren Bereich der Vitrine aufgeschlagen. Auch in den populärwissenschaftlichen Familienzeitschriften, die oben ausliegen, besitzen die Schilderungen Kohls einen festen Platz. (FB/AA)



I.11. Johann Georg Kohl: Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten, 1842

Dresden und Leipzig: Arnold Verlag
Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur Fc 170-1 und Fc 170-2
Band 1: Reise in Böhmen
Band 3: Reise in Ungarn



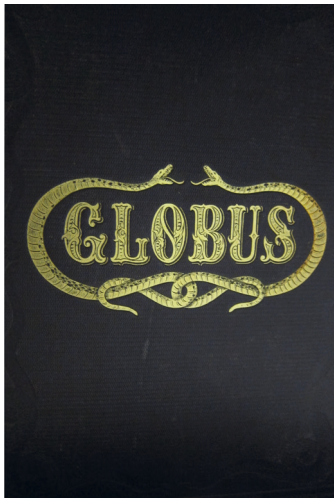


I.12 Johann Georg Kohl: Petersburg in Bildern und Skizzen, 2 Bände (mit Grundriss), 1841

Dresden und Leipzig: Arnold Verlag
Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur Fo X 86-1/2

I.13 Das Ausland, 1828, 1848

Tübingen und Stuttgart: Cotta Verlag
Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur Fa 97.4



I.14 Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, 1862

(Fortsetzung von „Das Ausland“)
Stuttgart: Cotta Verlag
Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur Fa 93.4

I.15 Aus allen Welttheilen. Illustriertes Familienblatt für Länder- und Völkerkunde, 1897

Berlin: Paetel Verlag
Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur Fa 144.4

I.16 Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung, 1874

Stuttgart: Hallberger Verlag
Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur Kb 9.2



Frau und Mann

Kurator: Julian Windmüller, Abteilungsteam: Nora Bermanseder und Ayse Karaca

Das 19. Jahrhundert war eine Zeit vieler Umbrüche: industrieller Aufschwung, aufkommender Konsum, Abschaffung der Stände und Aufstieg des Bürgertums veränderten die Gesellschaft grundlegend.

„Dem Mann der Staat, der Frau die Familie“, zwischen männlicher Rationalität und emotionaler Weiblichkeit, zwischen Uniform und Korsett. Was ist heute noch davon übrig geblieben?

In der Abteilung „Frau und Mann“ wird die Rolle der Geschlechter im öffentlichen und privaten Leben näher beleuchtet, anhand von drei thematischen Schnitten - öffentliche Welt, Arbeitswelt, Modewelt.

Öffentliche Welt

Während Frauen auf ihre Pflichten als Hausfrau vorbereitet wurden, und es zu ihren größten Tugenden gezählt wurde, eine gute Ehefrau und Mutter zu sein, sollten Männer ihre Rollen als Familienoberhäupter und Verantwortungsträger in Staat und Gesellschaft wahrnehmen. Viele Frauen und Männer fügten



Allegorische Darstellung des Frauenvereinswesens mit seinen typischen Tätigkeitsbereichen, Wiener Stadt- und Landesbibliothek.

sich diesen Mustern und gingen teilweise in ihren Rollen auf. Andere verweigerten sich den Geschlechterbildern und stritten für einen gleichberechtigten Platz in der bürgerlichen Moderne. Es wurden Frauenvereine gegründet und auch einige Männer schlossen sich der Frauenbewegung an. Zeitschriften machten die gesellschaftlichen Probleme publik. Erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs gab es ein allgemeines Wahlrecht für Frauen und Männer.

Arbeitswelt

Insgesamt waren die Bildungs- und Berufsmöglichkeiten für Frauen gemessen an denen für Männer wenig aussichtsreich. Männer hatten prinzipiell Zugang zu Berufen wie Handwerker, Unternehmer, Lehrer, Ärzte und Juristen. Unabhängig vom Geschlecht war die soziale Stellung jedoch weiterhin ein beschränkender Faktor bei der Berufswahl. Junge Mädchen der Arbeiterklasse waren in der Textilindustrie, als Spinnerinnen und als



„Das Ideal der Hausfrau. Im Zeitalter der Elektrizität“, Fliegende Blätter Bd. 15, 1901.



Leserinnen der Zeitschrift „Der Ungar“. Modekupfer als Beilage zur Zeitschrift „Der Ungar“ (1843).

Dienstmädchen tätig. Auch verheiratete Frauen arbeiteten als Spinnerinnen. Bürgerinnen arbeiteten als Erzieherinnen und Lehrerinnen in Mädchenschulen, privaten Institutionen oder im häuslichen Bereich. Des Weiteren arbeiteten sie als Schriftstellerinnen. Zu medizinischen Berufen hatten sie nur beschränkten

Zugang. Ärztinnen durften nur Frauen behandeln, wodurch ein separater Bereich in der Medizin entstand.

Modewelt

Für das aufstrebende Bürgertum des 19. Jahrhunderts wurde vor allem die Mode ein wichtiger Indikator für luxuriöse Lebensweise. Das einstige Privileg der Adligen wurde durch die Massenproduktion der Textilindustrie auch für breite Schichten verfügbar gemacht. Durch die Auflösung der Kleiderordnung des alltäglichen Lebens wurde Mode zum Ausdruck gesellschaftlicher Positionierung und der eigenen Individualität.



Modekupfer „Modes de Paris“, aus: Der Schmetterling. Ein Flugblatt zum Spiegel, 11.01.1837.



Anzeige der Zeitschrift „Der Spiegel“: „Einziges deutsches Journal mit beweglichen Modebildern“ in dem Intelligenzblatt zur „Vereinigten Ofner-Pesther Zeitung“ Nr. 50, vom 22. Juni 1845, S. 520.

Während sich der Mann nüchterner, praktischer Kleidung annehmen sollte, die sein rationales Wesen unterstrich, wurde die Frau in ihrer Rolle als Repräsentantin des Familienwohlstandes in detailreicher Kleidung mit Korsett und Reifrock gern gesehen.

SPINNERIN, ERZIEHERIN, MUTTER: BERUFSMÖGLICHKEITEN VON FRAUEN IM HINBLICK AUF IHRE ROLLEN IN DER GESELLSCHAFT

Ayse Karaca

Im langen 19. Jahrhundert wurde nach der Französischen Revolution die Vorherrschaft des Adels durch das Bürgertum beendet. Infolgedessen wurde der Weg in die Moderne eingeschlagen. Das Bürgertum wollte sich bewusst durch Bildung vom Adel abgrenzen. Die Folgen waren historisches Fortschrittsdenken, Säkularisierung und Rationalisierung sowie Nationenbildung und Demokratisierung. Das Bürgertum gewann immer mehr an politischem Einfluss. Auch der steigende Wohlstand, der mit der Industrialisierung einherging, trug dazu bei. Diese Fortschritte resultierten auch in neuen Bildungs- und Berufsmöglichkeiten, die jedoch nicht für alle gesellschaftlichen Gruppen gleichermaßen offen standen. Dies ist deutlich an der Rolle der Frau im 19. Jahrhundert zu erkennen. Die Frauen mussten sich, wie es schon in der Ehe der Fall war, auch bezüglich der Bildung und des Berufes den Normen der männlichen Welt unterordnen.

Im Zuge der Industrialisierung entstanden dennoch neue Berufsmöglichkeiten vor allem für Mädchen und junge Frauen. Sie konnten in der Textilindustrie und als Spinnerinnen arbeiten. Die Arbeit als Spinnerin war ein traditionell weiblicher Beruf, aber er erforderte Arbeitsmobilität. Dies bedeutete, dass eine arbeitende Frau ständig von einem Ort zum anderen ziehen musste. Sie arbeitete dabei entweder in einem Haushalt oder auch in einer Fabrik oder Manufaktur. Die jungen Frauen waren zu der Zeit von einer nicht

unbedeutenden ökonomischen Bedeutung, da sie in Vollzeit arbeiten konnten.¹

Diese Darstellung zeigt, dass Mädchen durchaus in der Öffentlichkeit arbeiten und um der Arbeit willen sogar reisen konnten. Dies widerspricht der allgemein behaupteten Abhängigkeit der Frau bzw. des Mädchens vom Vater als Oberhaupt der Familie. Mit der Heirat jedoch verloren sie ihre Selbstständigkeit und mussten sich dem Ehemann unterordnen. Ab diesem Zeitpunkt traf der Ehemann alle Entscheidungen für seine Frau. Zwar arbeiteten viele verheiratete Frauen weiterhin als Spinnerinnen, aber dies geschah dann mit einer Erlaubnis des Ehemannes und nur im eigenen häuslichen Bereich.² Außerdem konnten die verheirateten Frauen, anders als junge Mädchen, diese beruflichen Tätigkeiten nicht mehr in Vollzeit ausführen. Obwohl junge Frauen sogar dazu ermutigt wurden, solange wie möglich im Beruf zu bleiben, darf nicht vergessen werden, dass die Tätigkeit in der Textilindustrie und als Spinnerin eine einfache und wenig angesehene Beschäftigung war. Die Arbeit der Mädchen kam vor allem den Unternehmern zugute, welche Männer waren.

Auch in höheren Schichten gab es Berufsmöglichkeiten für Frauen. Sie arbeiteten beispielsweise als Erzieherinnen und Lehrerinnen. So wie Frauen der Arbeiterschicht verfügten auch bürgerliche Frauen über eine gewisse Arbeitsmobilität. Exemplarisch steht dafür der Lebenslauf von Katharina Walker, der im Sächsischen Staatsarchiv aufbewahrt wird.³ Der zwecks einer Bewerbung

um 1875 niedergeschriebene Text zeigt, dass die 1844 geborene Schottin eine lange Zeit im Ausland gearbeitet hat. Die Pastorentochter erhielt eine Ausbildung als Erzieherin und Lehrerein und wurde von mehreren Familien u.a. in Frankreich und Deutschland engagiert.

Laut einer Studie von Edith Glaser reisten einige bürgerliche Frauen, wie Katharina Walker, im 19. Jahrhundert in Europa, um sich dort auszubilden und zu arbeiten. In Dresden beispielsweise „wurde[n] innerhalb von 18 Jahren [...] Frauen als Externe geprüft [...] größtenteils aus der Schweiz, aus Frankreich, Österreich-Ungarn, [und] Russland [...]“⁴ Dies zeigt, dass die der Frauenwelt oft attestierte Nähe zur Familie und die Einengung ihrer Aktivitäten auf den häuslichen Bereich infrage gestellt werden müssen. Die im 19. Jahrhundert von der Gesellschaft gewünschte Beschränkung auf die private Sphäre hinderte viele Frauen nicht, spezifische berufliche Tätigkeiten aufzunehmen und ihnen nachzugehen. Es muss jedoch berücksichtigt werden, dass diese mobile arbeitende Gruppe einen geringen Anteil der weiblichen Bevölkerung ausmachte, da es sich um bürgerliche Frauen handelte. Der Zugang zu Bildung und akademischen Berufen war für sie zwar nur eingeschränkt möglich, aber er wurde ihnen immerhin gewährt.

Ein weiterer Grund für die Arbeitsmobilität der Erzieherinnen und Lehrerinnen stellte die Tatsache dar, dass diese Frauen nicht verheiratet waren. Denn mit der Heirat verloren auch sie, wie die bereits erwähnten Spinnerinnen aus den niederen sozialen Schichten, ihre Autonomie. Zum gewissen Teil handelte es sich zudem um eine erzwungene Mobilität, denn, dass Lehrerinnen reisen

1 Mary Jo Maynes: *Girlhood in Modern European History. (Proto-)Industrialisation, Consumption, Marriage, and Selfhood, ca. 1750–1900. Contribution to the web-feature „European history – gender history“*. In: Themenportal Europäische Geschichte (2009), URL: <http://www.europa.clio-online.de/2009/Article=405> (letzter Zugriff 27.10.2015).

2 Ebd.

3 Lebenslauf der Katharina Walker (ca. 1875). Veröffentlicht im Rahmen des Themenschwerpunkts „Europäische Geschichte – Geschlech-

tergeschichte“. In: Themenportal Europäische Geschichte (2009), URL: <http://www.europa.clio-online.de/2009/Article=407> (letzter Zugriff 18.10.2015).

4 Vgl. Edith Glaser: *Lehrerinnen und Erzieherinnen unterwegs in Europa*. In: Themenportal Europäische Geschichte (2009), URL: <http://www.europa.clio-online.de/2009/Article=406> (letzter Zugriff 26.10.2015).

mussten, lag an den oft schlechten Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten. Wie dem Lebenslauf von Katharina Walker entnommen werden kann, reiste auch sie nach Dresden, nur weil sie dort eine „Reifeprüfung“ ablegen konnte. Damit erwarben damals die Lehrerinnen das Recht, an Privatschulen schulpflichtige Kinder unterrichten zu dürfen.⁵

Trotz der Möglichkeit als Lehrerin zu arbeiten, waren die Bildungsmöglichkeiten für Frauen gering und auf Mädchenschulen, private Institutionen und häuslichen Unterricht beschränkt.⁶ Frauen durften nicht auf dieselben Schulen gehen wie Männer, woraus resultierte, dass das Bildungsangebot für Frauen insgesamt nicht ausreichend sein konnte. Frauen der Arbeiterklasse waren meist überhaupt von einer angemessenen Bildung bzw. Weiterbildung ausgeschlossen, weil sie zu sehr damit beschäftigt waren, ihre Familie durch eigenen Zuverdienst zu ernähren.

Die Bildungschancen und die Berufsmöglichkeiten für Frauen existierten zwar, aber sie waren sehr schlecht und nicht mit denjenigen Möglichkeiten zu vergleichen, die der männlichen Bevölkerung Europas zur Verfügung standen. Diese Tatsache ist ein weiterer Beleg für die untergeordnete Rolle der Frau gegenüber dem Mann im 19. Jahrhundert. Die schlechten Bildungs- und Berufsmöglichkeiten hingen dabei mit einer als „natürlich“ postulierten Bestimmung der Frau als Mutter zusammen. Laut einer Studie von Marynel Ryan Van Zee wurde die Mutterschaft als Grund für den beschränkten Zugang zu Bildung und Beruf angeführt, da Mutterschaft die Frau an das Haus binde. Diese Ansicht über die Rolle der Frau wurde von der Mehrheit der Frauen sogar unterstützt und so setzte sich diese Auffassung sich in europäischen Gesellschaften des 19. Jahrhundert als dominierendes Selbstverständnis durch.

Die Mutterschaft wurde zu einem Ideal weiblicher Existenz erhoben und an das Familienleben fest gebunden.⁷ Die Frauen sollten für ihre Kin-

der und ihre Ehemänner leben und durch diese Tätigkeit Glück und Erfüllung erfahren, während die Männer als Familienoberhäupter die Familie zu versorgen hatten. Der Vollzeitberuf einer verheirateten bürgerlichen Frau war es, Mutter zu sein und sich um den Haushalt zu kümmern. Dies wurde von der Gesellschaft entsprechend hoch angesehen.

Einen Beleg dafür bietet die Publikation *Sittenbuch der englischen Gesellschaft* von Francis Grund, die im Jahre 1839 in Stuttgart erschien.⁸ In diesem Buch wird die englische Gesellschaft aus der Sicht eines Deutschen beschrieben, wobei kontinuierlich Vergleiche zu französischen und deutschen Gesellschaften hergestellt werden. Die Darstellung ist in neun Kapitel eingeteilt, wobei ausführlich die Pflichten der Frauen beschrieben werden. Diese Beschreibung zeigt, dass Frauen sich allgemein zurücknehmen mussten, um den Bedürfnissen ihrer Familie nachzukommen. So erfährt man auch, dass neben der Erziehung ihrer Kinder zu den Aufgaben der Ehefrauen aus dem Bürgertum ebenfalls gehörte, ihren Gatten zur Tugend zu erziehen. Was die Frauen selbst angeht, so wurde ihre Tugendhaftigkeit als selbstverständlich vorausgesetzt.

Auch die Frauenpresse des 19. Jahrhunderts vermittelte ein fragwürdiges Frauenbild. Zwar sprach man bereits in den 1840er Jahren von der „Frauenemanzipation“, wie Marina Čizmić Horvat am Beispiel der Zagreber Zeitung *Der Courier für Damen* zeigt.⁹ Aber die emanzipierten Frauen und ihre „Sitten“ wurden gleich ins Lächerliche

5 Ebd.

6 Glaser: Lehrerinnen und Erzieherinnen.

7 Marynel Ryan van Zee: Women's Way to the

Professions – a European Perspective. Beitrag zum Themenschwerpunkt *Europäische Geschichte – Geschlechtergeschichte* auf dem Themenportal Europäische Geschichte (2009), URL: <http://www.europa.clio-online.de/2009/Article=408> (02.11.2015).

8 Francis Joseph Grund: *Sittenbuch der englischen Gesellschaft*. Aus den Papieren Gunter's von P.Q.O. Aufwärter bei Almack's. Stuttgart: Hallberger'sche Verlagshandlung, 1839.

9 Vgl. dazu den Beitrag von Marina Čizmić-Horvat in diesem Band. Zur Frauenbewegung in

gezogen. Die männlichen Redakteure dieser Zeitungen für Frauen wollten ihre weibliche Leserschaft informieren und bilden, damit sie sich mit ihren Gatten unterhalten, ihre Gäste niveauvoll empfangen und die Kinder gut erziehen konnten. Die starke Fokussierung auf die Erziehung eigener Kinder eröffnete den Frauen im 19. Jahrhundert aber auch gewisse berufliche Optionen, denn sie konnten sich unter Umständen in einer pädagogischen Berufsrolle wiederfinden. Auch die männliche Welt war nämlich davon überzeugt, dass es wichtig sei, dass weibliche Personen den Beruf der Erzieherin wahrnehmen. Diese Position nahmen auch die führenden zeitgenössischen Pädagogen wie Johann Pestalozzi und Friedrich Fröbel ein. Es gab auch Vertreter in der Politik und in der Wissenschaft, die allgemein die Ansicht vertraten, dass Frauen gebildet sein müssten, um die nächste Generation besser erziehen zu können. Die „natürliche“ Rolle der Mutter sollte mit den erworbenen pädagogischen Fertigkeiten verbunden werden.

Diese Einstellung ist dennoch ein weiteres Beispiel für die untergeordnete Rolle der Frau im Bereich Bildung und Beruf. Sie sollte zwar gebildet sein, aber nur um ihre eigene oder auch fremde Kinder besser erziehen zu können und nicht um ihrer selbst willen. Dies galt auch nur für die bürgerliche Frau, die sich beispielsweise ein Dienstmädchen für den Haushalt leisten konnte und sich dadurch ganz der Erziehung ihrer Kinder widmen sollte.¹⁰ Die Männer gingen zur Arbeit und die Frauen blieben zu Hause und kümmerten sich um die Kinder. Die Bedürfnisse der Frauen wurden den Bedürfnissen der Kinder untergeordnet. Das Bild der Frau, die sich um die Kinder kümmert, wurde gesellschaftlich akzeptiert. Frauen durften daher familien- und kindernahe Berufe ausüben und sich für diese Zwecke bilden. Die Ausbildung musste aber ihrer gesellschaftlichen Rolle entsprechen. So konnten Frauen in

Deutschland beispielsweise als Erzieherinnen in Kindergärten arbeiten.¹¹ In dieser Rolle gingen sie auf die Bedürfnisse der zu erziehenden Kinder ein, was sich von der Mutterschaft im privaten Bereich nicht wesentlich unterschied. Die Mutterschaft wurde hier lediglich professionalisiert.

Im Vergleich dazu verfügte die männliche Bevölkerung auch unabhängig von der sozialen Herkunft ganz eindeutig über viel bessere Berufsmöglichkeiten und Bildungschancen. Während der weiblichen Welt weitgehend der häusliche Bereich zugeordnet wurde, gehörten die Männer in die Öffentlichkeit. Insbesondere bürgerliche Männer hatten tendenziell vielfältige Berufsmöglichkeiten und gute Bildungschancen. Sie konnten Banker, Anwälte oder Ärzte werden. Desweiteren entwickelten sie ein immer größer werdendes Interesse an der akademischen Bildung.

Im pädagogischen Bereich bot beispielsweise der Lehrerberuf vielen Männern eine nennenswerte Karriere. Mit der Zeit fanden sich Lehrer in beruflichen Netzwerken zusammen. Auch wenn berufstätige Frauen zunehmend einen Zutritt zu diesen Verbänden und Vereinen bekamen, besaßen sie jedoch kein Mitspracherecht.¹² Ein weiteres Beispiel bildeten alle Zweige der Rechtswissenschaften, in denen ausschließlich Männer tätig waren. Frauen wurden weder zur juristischen Ausbildung noch zur Berufsausübung zugelassen, da sie wegen ihrer „natürlichen“ Eigenschaften und ihrer gesellschaftlich festgelegten Rolle als ungeeignet für diesen Bereich angesehen wurden. Sie seien zu emotional, um vor Gericht rational denken, und zu sensibel, um mit schwerwiegenden Rechtswidrigkeiten umgehen zu können. Außerdem seien sie insgesamt zu schwach, um die Anforderungen dieses Berufs zu ertragen. Selbst die Befürchtung, dass weibliche Anwälte einen Richter verführen könnten, wurde als ein Argument gegen eine juristische Laufbahn von Frauen geäußert. Damit wird es sehr deutlich, dass dabei nur nach den passenden Gründen gesucht

Ungarn des ausgehenden 19. Jahrhunderts siehe den Beitrag von Nora Bermanseder.

10 Ryan van Zee: Women's Way to the Professions.

11 Ebd.

12 Ebd.

wurde, um die untergeordnete Rolle der Frauen aufrechtzuerhalten. Sie wurden sogar sexualisiert, um anschaulich zu machen, dass weibliche Personen für akademische Berufe grundsätzlich nicht geeignet seien.

Auch in der Medizin arbeiteten vorwiegend Männer. Nichtsdestotrotz konnte sich hier, vergleichbar dem pädagogischen Bereich, auch weibliches Personal durchsetzen. Als Begründung galt, dass Ärztinnen benötigt würden, um weibliche Patienten besser behandeln zu können. So bildete sich ein separater Bereich in der Medizin, in dem kranke Frauen von medizinisch ausgebildeten Frauen behandelt wurden.¹³ In der allgemeinen Medizin überwogen aber nach wie vor Männer.

In Hinblick auf Berufsmöglichkeiten von Frauen im 19. Jahrhundert lässt sich abschließend Folgendes festhalten. Die Mädchen und jungen Frauen aus der Arbeiterklasse wurden in den Textilfabriken eingesetzt, arbeiteten als Spinnerinnen in Manufakturen oder als Dienstmädchen in Haushalten, da sie für die Unternehmer ökonomisch effizient und für die Familienwirtschaft nützlich waren. Frauen des Bürgertums hingegen konnten zunächst als Lehrerinnen und Erzieherinnen berufstätig werden, da diese Berufe dem Rollenmuster einer Mutter weitgehend entsprachen. Sie waren dabei im häuslichen Bereich, in den Mädchenschulen oder in privaten Erziehungs- und Bildungsinstitutionen tätig. Die Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten waren darüber hinaus insgesamt schlecht, da die Frauen praktisch keinen Zugang zu weiteren beruflichen und akademischen Einrichtungen hatten. Mit der Zeit entstand ein separater Bereich in der Medizin, der auch dem weiblichen Personal offen stand. Aus den juristischen Bereichen wurden Frauen jedoch grundsätzlich ausgeschlossen. Viele Frauen akzeptierten dabei ihre untergeordnete Rolle und eigneten sich die mögliche Bildung nur mit dem Zweck an, ihr gesellschaftliches Ansehen als gebildete und angenehme Zeitgenossin, als gute Mutter und Ehefrau, zu erhöhen.

13 Ebd.

„WEIL SIE EINE FRAU IST“

Wie Rosika Schwimmer durch „Radikalität“ das Leben von Generationen von Frauen in Ungarn veränderte

Nora Bermanseder

Die Zeiten der bürgerlichen Revolution von 1848/49 in Ungarn waren gekennzeichnet durch eine starke Tendenz zur Verfestigung von jeher eingeteilten Geschlechterrollen. Der Frau wurden die traditionellen „weiblichen“ Beschäftigungen zugewiesen, die sie in die Bereiche der Wohltätigkeit und generell in den Dienst der Männer unterordnete. Frauen hatten weder politisches Mitspracherecht, noch war es ihnen beispielsweise erlaubt, zu studieren.

Die im Zuge der Revolution dennoch lautgewordene Forderung nach der Gleichberechtigung der Geschlechter konnte später, mit der Festigung Ungarns politischer Lage ab 1867, erneut in Angriff genommen werden. Unter den Frauen, die ihrem Unmut über die bestehende Ungleichberechtigung Gehör verschafften, ließen sich im Besonderen zwei Hauptströmungen erkennen: die gemäßigte bürgerliche und die radikale Frauenbewegung. Ihre große Gemeinsamkeit bestand darin, die Situation der Frauen verbessern zu wollen.¹⁴ In ihren Forderungen unterschieden sie sich allerdings größtenteils elementar, worauf im Folgenden noch genauer eingegangen wird. Es bildeten sich immer mehr eigene Organisationen, wie zum Beispiel *Országos Nőképző Egylet* (ONKE).¹⁵ Dieser ungarische *Landesverein für Frau-*

14 Vgl. Claudia Papp: „Die Kraft der weiblichen Seele“: Feminismus in Ungarn, 1918-1941. Münster: Lit, 2004, S. 92-95. Siehe auch das Themenportal der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien „Frauen in Bewegung: 1848-1938. Biographien, Vereinsprofile, Dokumente“, URL: <http://www.fraueninbewegung.onb.ac.at/> (letzter Zugriff 12.12.2015).

15 Susan Zimmermann: Die bessere Hälfte? Frauenbewegungen und Frauenbestrebungen im

enbildung wurde 1868 gegründet und gehörte zu einem der wichtigsten Vereine zur Förderung von Mädchen- und Frauenbildung. Außerdem erschienen eigene Medien, wie neue Frauenzeitschriften, in denen sich Frauen offen oder unter verdeckten Namen erstmals an die Öffentlichkeit wandten und auf Missstände aufmerksam machten. Zur Jahrhundertwende hin verstärkte sich die Wirkungsebene der Frauen in großem Maße. Eine der wichtigen und einflussreichen Personen der radikalen Frauenbewegung um 1900 war Rosika (Rózsa) Schwimmer (1877 Budapest–1948 New York). Diese ungarische Feministin gründete und leitete mehrere Frauenvereine und veröffentlichte Frauenzeitschriften.¹⁶ Schwimmer machte sich stark für die internationale Frauenbewegung und wirkte beispielsweise aktiv am Gesetzesentwurf für die Rechte von unehelichen und ehelichen Kindern mit.¹⁷ In den Kriegsjahren agierte sie als überzeugte Pazifistin.¹⁸ Außerdem trug sie einen großen Teil dazu bei, das Wahlrecht für die ungarischen Frauen möglich zu machen. (Abb. 1) Die eingangs erwähnte „Radikalität“ innerhalb der ungarischen Frauenbewegung verkörperte Rosika Schwimmer durch ihre politische Haltung und ihren Lebensstil.¹⁹ Sie setzte sich Zeit



Abb. 1: Rosika Schwimmer, Pazifistin aus Ungarn, 1914. Fotografie: Harris & Ewing. Library of Congress Prints and Photographs Division Washington, D.C. Harris & Ewing Collection, „Mme. Rosika Schwimmer. Pacifist, from Hungary“, Inv. Nr. LC-DIG-hec-04641, URL: <http://hdl.loc.gov/loc.pnp/hec.04641>

ihres Lebens für die Gleichberechtigung von Männern und Frauen ein und arbeitete gegen ein von Männern dominiertes Gesellschaftssystem. Sie verabscheute die Darstellung der Frau als Ergänzung des Mannes. Schwimmer kämpfte gegen das vorsätzliche Propagieren der „Ziele“ im Leben einer Frau, die sich darauf beschränkten, einen Mann zu finden, Kinder zu bekommen und in Haushalt und Kindererziehung ihr größtes Glück zu finden. Auch wenn Mäd-

chen in die Schule gehen durften, wurden sie vor allem darauf vorbereitet, diese hausmütterliche Rolle erfüllen zu können.²⁰ Der eingeschränkte Zugang zu Bildung für Frauen und die nahezu vollständige Ausgeschlossenheit aus politischen Angelegenheiten stellten für Schwimmer unduldsame Zustände dar. Dabei hat sie auch auf internationaler Ebene die Lage der Frauen betrachtet und Gesetzesbücher studiert. Sie hat einige Schriften verfasst, in denen sie ihr gesammeltes Wissen und Vorschläge zur Verbesserung niederschrieb.²¹ Ihr breites Interesse an verschiedenen, die Frau betreffenden Thematiken und ihr

Ungarn der Habsburgermonarchie 1848 bis 1918. Wien: Promedia/Budapest: Napvilág K., 1999, S. 405.

16 Ebd., S. 57-65. Papp: Feminismus in Ungarn, S. 101-110.

17 Papp: Feminismus in Ungarn, S. 134-137.

18 Rose Rauther: Rosika Schwimmer – Stationen auf dem Lebensweg einer Pazifistin. In: Die Radikalen in der alten Frauenbewegung. Krieg und Unfrieden (Feministische Studien 3,1). Hg. v. Barbara Brick u.a. Weinheim/Basel: Beltz, 1984, S. 63-75. Hier S. 64, S. 67. Vgl. auch: Anne Wiltsher: Most Dangerous Women. Feminist Peace Campaigners of The Great War. London: Pandora Press, 1985.

19 Beth S. Wenger: Radical Politics in a Reactionary Age: The Unmaking of Rosika Schwimmer, 1914-1930. In: Journal of Women's History 2, 2 (1990), S. 66-99.

20 Zur Unterwerfung der Frauenrolle in ein „natürliches“ Mutterschaftsideal siehe den Essay von Ayse Karaca in diesem Band.

21 Vgl. Rosika Schwimmer: Zentralhaushalt. In: Kultur und Fortschritt 121 (1909), S. 9; Dies.: Wichtige Momente in der Entwicklung des Mutterschutzes und der Mutterschaftsversicherung. In: Adele Schreiber: Mutterschaft: ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter. München: Langen, 1912, S. 371-384;

schriftstellerisches Geschick ermöglichten es ihr beispielsweise, ab 1914 als Korrespondentin und Pressesekretärin für die *International Woman Suffrage Alliance* (IWSA) zu arbeiten.

Gerade die Ansichten der radikalen Frauenbewegung, zu der Rosika Schwimmer zählte, die von den Gegnern belächelt oder kritisiert wurden, trugen dazu bei, das Bild der Frau und ihren Anspruch auf Gleichberechtigung enorm zu verändern. Im Mai 1903 sprach Schwimmer in einer Vollversammlung des *Landesvereins der Arbeiterinnen Ungarns* (Mgyarorszägi Munkäsno Egyesülete, MME) davon, dass der erste Schritt zur Gleichberechtigung darin bestehe, „dass wir [...] uns selbst aufrütteln: Weg mit der tausendjährigen Lüge, die die Frau bisher gezwungen hatte, alles: das Elend und die Schmach nur deswegen wortlos zu ertragen, weil sie eine Frau ist.“²² Rosika Schwimmer war geleitet von dem unerschütterlichen Bewusstsein, eine Frau zu sein, die es wert ist, einen Platz in der Gesellschaft unmittelbar neben dem Mann und als selbstständiges und starkes Individuum zu verdienen.

Rosika Schwimmer wurde 1877 in Budapest geboren. Als älteste Tochter einer jüdischen, mittelständigen Familie, hatte sie, wie nur die Wenigsten damals, das Glück, dass ihren Eltern, Max und Bertha Schwimmer, die Bildung ihrer Tochter wichtig war. Somit wurde sie nicht nur in Tätigkeiten des Haushalts geschult, sondern genoss zudem eine Ausbildung in Musik und verschiedenen Fremdsprachen (von denen sie insgesamt neun beherrschte). Sie schloss die Bürgerschule ab und besuchte mit 16 Jahren sogar einen für Männer bestimmten Handelskurs, an dem sie mit männlicher Begleitung teilnehmen durfte. Durch die plötzliche Arbeitslosigkeit des Vaters erfuhr Rosika Schwimmer im Alter von 18 Jahren erstmals, was es hieß, als Frau in der Arbeitswelt zu stehen. Um die Familie zu versorgen, ging sie der Erwerbstätigkeit als Buchhalterin nach. Schlechte

Bezahlung, Zuordnung zu einer spezifisch „weiblichen“ Arbeit und die allgemeine Reduzierung der Frau auf ein schwaches und geringschätziges Lustobjekt, machten die Arbeitswelt für sie und andere Frauen häufig zu einer niederschmetternden Erfahrung. Aus diesen und anderen Gründen trat Rosika Schwimmer im Alter von 20 Jahren in den *Verein für weibliche Büroangestellte* ein und wurde schnell zu deren Präsidentin (dieses Amt bekleidete sie 15 Jahre lang). Damit setzte sie ihr erstes, öffentliches Statement gegen die ungerechte Behandlung der Frau in der Gesellschaft. Die Erfahrungen, die sie in diesem Bereich gemacht hatte und die auch vielen weiteren Frauen zuteilwurden, sprachen für die Entwicklung ihrer revolutionären Ansichten, die sie von der Haltung der gemäßigten Seite der Frauenbewegung unterschied. Hierbei war sicherlich entscheidend, dass der Druck und die Demütigung, die sie erfahren hatte, und die starke persönliche Reflexion dieser Gegebenheiten, sie zu Gewissheit und Stärke führten. Auch ihr direktes persönliches Umfeld wird einen großen Teil dazu beigetragen haben, dass sie mit einer solchen Überzeugung für ihre Ziele kämpfte. Ihr Onkel mütterlicherseits war Leopold Katscher (Tschakowa bei Temeschwar / Ciacova, Timișoara 1853–Luzern 1939). Der Schriftsteller und Journalist widmete sich der Verwirklichung der Friedensidee. Als Pazifist setzte sich Katscher in diesem Bereich mit Gründungen von Friedensvereinigungen wie zum Beispiel der *Ungarischen Friedensgesellschaft* für seine Werte ein.²³

Auch mit ihrer Art der Lebensgestaltung im privaten Bereich setzte Rosika Schwimmer für die damalige Gesellschaft radikale Zeichen. Sie trank Wein, rauchte und trug weite Kleider ohne einschnürende Korsetts. Gerade letzteres war noch

Siehe weitere Titelangaben bei Papp: Feminismus in Ungarn, S. 530 f.

22 Hier zitiert nach Zimmermann: Die bessere Hälfte, S. 76.

23 Art. Leopold Katscher. In: Österreichisches Biographisches Lexikon: 1815-1950 (ÖBL). Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1963, Bd. 3, S. 263, URL: http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_K/Katscher_Leopold_1853_1939.xml (letzter Zugriff 12.12.2015).

in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts nicht nur unüblich, sondern stieß in der Öffentlichkeit auf Hohn und Spott und wurde selbst in Zeitungen bloßgestellt. Dieses Zeichen von charakterlicher Stärke und der Überzeugung kam Schwimmer auch innerhalb der Frauenbewegung zu gute. Durch ihre revolutionären Ansichten und ihr starkes Engagement wurde sie von vielen auch als Bedrohung wahrgenommen. Nicht nur die männliche „Gegenseite“ hatte Schwimmer ein großes Durchhaltevermögen abverlangt. Auch innerhalb der Frauenbewegung gingen die Meinungen über ihre radikale Haltung auseinander und nicht selten kam es zu Anfeindungen. Zuweilen wurden ihre Podiumssprechzeiten bei öffentlichen Auftritten durch Lärm be- oder sogar verhindert. Es ging so weit, dass man ihr auch physische Gewalt androhte.

Die gemäßigte bürgerliche Seite der Frauenbewegung setzte sich hauptsächlich für bessere Ausbildung und Chancen auf Arbeit im Bereich der spezifisch weiblichen Tätigkeitsfelder ein. Die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen erachteten es als übertrieben, sich mit den Männern auf eine Stufe stellen zu wollen. Ihre Bestrebungen dienten in erster Linie dem Schutz von unverheirateten oder verwitweten Frauen. Sie sollten auch ohne einen Mann auf eigenen Beinen stehen können und zwar durch die Möglichkeit der Bildung und der Ausübung eines Berufes. Dieser Standpunkt erscheint besonders im Kontext dieser Zeit zunächst fortschrittlich. Er griff in den Situationen ein, wo eine Frau auf sich gestellt war, weil sie keinen Mann fand oder ihn verloren hatte, und zielte auf weibliche Selbstständigkeit. Jedoch fiel die generelle Haltung in die vorangegangenen Muster zurück, denn es ging nicht darum, sich als Frau zu verwirklichen, einen eigenen Weg zu gehen und ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Diese Bemühungen zielten darauf ab, den männerlosen Frauen, in einer „Ausnahmesituation“ zu helfen. Die Frau wurde nicht als ein selbstständiger, freier Mensch erachtet, sondern weiterhin nur in Bezug auf den Mann (als Frau mit Mann oder Frau ohne Mann) definiert.

Als sich 1904 der *Bund der Frauenvereine Un-*

garns (Magyarországi nőegyesületek szövetsége, MSNz) gründete, waren die gemäßigten Vereine innerhalb des Bundes politisch dominant. Rosika Schwimmer schloss sich diesem Bund an. Auch wenn sie weitergreifende, extremere Veränderungen anstrebte, als es die gemäßigte Seite tat, wurde sie schon kurz nach der Gründung Sekretärin der Sektion. Sie bewies taktisches Geschick und die Fähigkeit, Überblick über die Gesamtsituation zu behalten. Wenngleich sie nur in Ansätzen ähnliche Ziele verfolgte, so ging es mehr darum, sich einen institutionellen Platz zu sichern, von dem aus sie sich besser Gehör verschaffen konnte. Und somit hatte sie durch die Partizipation in diesem Bund, der einen Zusammenschluss aus vielen Vereinen bildete, die Möglichkeit, an der internationalen Frauenkonferenz 1904 in Berlin teilzunehmen. Dort vertrat sie die ungarischen Frauenvereine und schilderte deren Lage. Ihr ehrgeiziger Einsatz für das Frauenwahlrecht und ihre tiefe Überzeugung machte auch bei einigen fortschrittlichen Männern großen Eindruck. Sie sicherte sich die Mitarbeit einiger einflussreicher, männlicher Personen und hatte somit ein gutes Fundament für die Gründung des ungarischen *Vereins der Feministinnen* (Feministák Egyesülete, FE) im Jahr 1904. Zusammen mit Vilma Glückliche (1872–1927), einer Gymnasiallehrerin, übernahm sie die Vereinsführung. Mit der Vereinsarbeit ging 1907 auch die Veröffentlichung der Vereinszeitung *Frau und Gesellschaft* einher, für die Rosika Schwimmer die redaktionelle Verantwortung innehatte. Es wurden Thematiken zur Sprache gebracht, die von Frauenbildung über frauenverachtende Gesetzesregelungen bis hin zu Versicherungsangelegenheiten reichten. Es war ein anspruchsvolles Magazin und Rosika Schwimmer verstand es sehr gut, durch ihre Wortgewandtheit und den geschickten Einsatz von Satire, die Leser zu unterhalten und dennoch die ernstesten Themen und mögliche Lösungen überzeugend darzustellen.

Der ungarische *Verein der Feministinnen* schloss sich bereits 1905 der *International Woman Suffrage Alliance* an, einem weltweiten Bund, der sich für das Frauenwahlrecht einsetzte. Auch wurden

zahlreiche Institutionen gegründet, die Frauen bei Problemen Hilfe anboten. Sie traten mit ihren Anschauungen an die Öffentlichkeit und konnten sich durch die Auseinandersetzungen mit einzelnen Problemen von Frauen ein noch besseres Bild über die Misstände machen. Zudem konnten sie Frauen durch seelische Unterstützung und Angebote zu praktischen Problemlösungen stärken, die sich alleine im Alltag nicht zu helfen wussten. Einen der Höhepunkte der politischen Karriere Schwimmers stellte zweifelsohne der Auftrag dar, den Internationalen Frauenkongress (International Woman Suffrage Congress) 1913 in Budapest zu organisieren.²⁴ Im Urteil der zeitgenössischen Öffentlichkeit war dies einer der beeindruckendsten Kongresse der Frauenbewegung überhaupt. Rosika Schwimmer überzeugte auch persönlich durch kenntnisreiche Beiträge und brachte die Diskussionen zur Findung von „Grundsätzen für einen dauernden Frieden“ entscheidend voran. Allerdings wurden hier auch die Schattenseiten des öffentlichen Engagements für Rosika Schwimmer sichtbar, denn dieser immense Einsatz brachte einiges an Strapazen mit sich. Während der Vorbereitung dieses Ereignisses hatte sie mit starken psychischen Problemen zu kämpfen, die sie bis zur Depression führten. Ihre jahrelange regelrechte Aufopferung für die Rechte der Frauen hatte ihr viel abverlangt.²⁵ (Abb. 2)

Für sie persönlich war die radikale Position, die sie vertrat, ein schwerer Stein, an dem sie in ihrer Bewegung hin zur Gleichberechtigung der Frauen beharrlich festhielt. Doch ohne ihre radikale Auseinandersetzung mit den geschlechtsspezifischen Problemen in der Gesellschaft von damals, hätte man in Ungarn und auch in anderen Ländern dieser Welt bei Weitem nicht die positive Entwicklung erreichen können, die sich im Verlaufe des 20. Jahrhunderts abzeichnete. (Kat. II.10) Es brauchte und braucht Frauen, wie Rosika Schwimmer, die sich durch nichts abhalten lassen und mit vollem Einsatz für Gleichberechtigung und Respekt für alle Menschen Einsatz zeigen.

Sie hat Menschen in der ganzen Welt aufgerüttelt und Frauen gestärkt. Für diesen Einsatz, den sie zu ihrer Lebensaufgabe machte, wurde sie 1948 dann auch für den Friedensnobelpreis nominiert. Sie verstarb noch vor der Vergabe, konnte aber dennoch die große Anerkennung ihres Einsatzes zu Lebzeiten erfahren.



Abb. 2: Rosika Schwimmer (sitzend) mit Paula Pogány, Franciska Schwimmer und Jane Dirnfield. Fotoaufnahme während des Internationalen Frauenkongresses in Budapest, 1913. Schwimmer-Lloyd Collection 1852-1980, Manuscripts and Archives Division, The New York Public Library. Digitalisat: The New York Public Library Digital Collections, URL: <http://digitalcollections.nypl.org/items/510d47e2-f8d0-a3d9-e040-e00a18064a99>

24 Rauther: Rosika Schwimmer, S. 66.

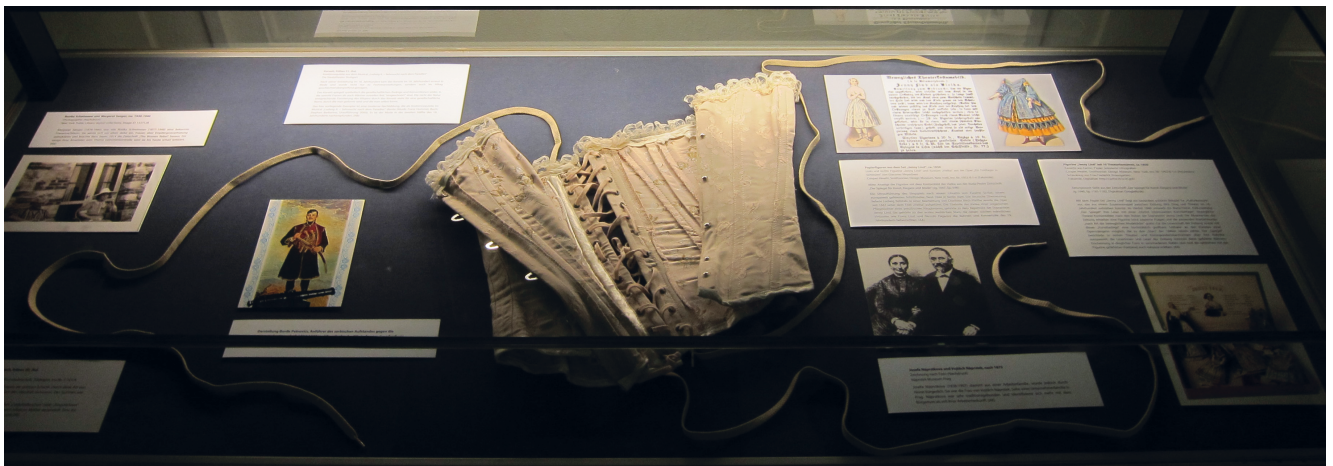
25 Ebd., S. 70.

Exponate der Abteilung Frau und Mann



II.1 Tschako im österreichisch-ungarischen Stil, spätes 19. Jhd.

Filz, Leder
Die Staatstheater Stuttgart, o. Nr.





II.2 Attila aus Württemberg, spätes 19. Jhd.

Hersteller: k.u.k. Hoflieferant Josef Zimbler, Wien
 Blaue Wolle, Verschnürung aus Goldposamentrie
 Die Staatstheater Stuttgart, o. Nr.

Attila ist die Bezeichnung für den Uniformrock der Husaren, einer leichten Kavallerietruppe, deren Ursprünge in Südosteuropa liegen. In der zweiten Hälfte des 19. Jhd. wurde die Jacke nicht nur zum Standard in der österreichisch-ungarischen Armee, sondern auch europaweit beliebt.

Die Bestände im Fundus der Staatstheater Stuttgart reichen teilweise bis ins 19. Jahrhundert in die Zeit des Königlichen Hoftheaters zurück. Wenn Dienstträger von Militär und Verwaltung neue Kleidergarnituren erhielten, wurden oft einige der alten Exemplare an den Theaterfundus übergeben. So ist der Kostümfundus der heutigen Staatstheater nicht nur im Besitz moderner Reproduktionen, sondern auch historischer Originale. (JW)



II.3 Pferdegeschirr aus Rudolfsgrad / Knićanin (Banat, Serbien), um 1935

Leder, Metall
 Länge 200 cm; Breite 100 cm; Höhe 80 cm
 Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm, Inv. DZM 13368

Das Pferdegeschirr aus braunem Leder mit Metallringen und Metallschnallen wurde anfangs der 1930er Jahre in Rudolfsgrad bei Feldarbeiten sowie bei der Flucht 1944 verwendet.



II.4 Darstellung Đorđe Petrovićs, Anführer des serbischen Aufstandes gegen die osmanische Herrschaft 1804–1813 und Begründer des Königshauses Karađorđević

Postkarte, nach 1900

Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, o. Nr.

II.5 Zylinder, 20. Jhd.

schwarzer Samt
 Hersteller: Deutsche Mode
 Die Staatstheater Stuttgart

II.6 Spazierstock, 20. Jhd.

Holz, Kunstharz, Metall
 Die Staatstheater Stuttgart

Zylinder und Stock galten als typische Accessoires des gehobenen Herrn in der Öffentlichkeit. Nicht nur die Objekte selbst bezeugten die Eleganz ihres Trägers, sie waren außerdem eingebunden in ein System aus Symbolen und Gesten. Der Griff an die Hutkrempe zum Gruß sowie das Hutziehen waren allgemein verständliche Codes über alle Gesellschaftsschichten hinweg. Sie machten Beziehung und Rang der Beteiligten sichtbar. (JW)



II.7 Modekupfer, Zeitungsbeilage zu Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode 81 (11.10.1837)

Ofen (Buda): Universitätsbuchdruckerei
 Privatbesitz

Die schon im 18. Jahrhundert entstandenen Modekupfer waren auch im Jahrhundert darauf in Zeitschriften und Zeitungen beigelegt. Sie dienten als Werbung und zeigten aktuelle Modetrends. (NB)



II.8 Fotoalbum, um 1900

Papier, Karton, Fotografien
Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, o. Inv.Nr.



II.9 Josefa Náprstkova und Vojtěch Náprstek, nach 1875

Zeichnung nach Foto (Nachdruck)
Náprstek Museum Prag

Josefa Náprstkova (1838–1907) stammt aus einer Arbeiterfamilie, wurde jedoch durch Heirat bürgerlich. Sie war die Frau von Vojtěch Náprstek, Sohn einer Unternehmerfamilie in Prag. Náprstkova war sehr traditionsgebunden und identifizierte sich mehr mit dem Bürgertum als mit ihrer Arbeiterherkunft. (AK)



II.10 Rosika Schwimmer und Margaret Sanger, zw. 1930 und 1948

Fotografie (Nachdruck)

Manuscripts and Archives Division, The New York Public Library. „[Rosika Schwimmer and Margaret Sanger.]“ The New York Public Library Digital Collections. 1890 – 1960, Image ID 1537128, Digitalisat: <http://digitalcollections.nyu.org/items/510d47e2-7666-a3d9-e040-e00a18064a99>

Margaret Sanger (1878–1966) war wie Rosika Schwimmer (1877–1948) eine bekannte Frauenrechtlerin. Sie setzte sich vor allem dafür ein, Frauen über Empfängnisverhütung aufzuklären und brachte dazu bspw. 1914 die Zeitschrift *The Women Rebel* heraus. Für einige ihrer Ansichten zum Thema Geburtenkontrolle wird sie bis heute scharf kritisiert. (NB)

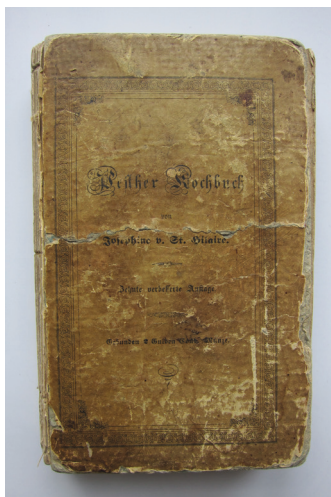


II.11 Kattundruckmodel, frühes 20. Jhd.

Holz, Metall

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen, Inv. Nr. S-81-2

Während die Damenkleidung der Oberschichten oft filigrane Muster aufwies, die direkt in die Seide gewebt wurden, konnten sich Frauen aus den mittleren und unteren Schichten in der Regel nur Kleidung aus Baumwolle (Kattun) leisten. Um die aufwendigen Webmuster der Oberschichtmode zu imitieren, wurde die Baumwolle mithilfe solcher Kattundruckmodel bedruckt. Auf diese Weise gestalteten viele Frauen nicht nur ihre eigene Kleidung, sondern fanden in der Heimarbeit einen Nebenverdienst. (JW)



II.12 Josephine v. St. Hilaire: Pesther Kochbuch (10. Auflage), 1851

Verlag: Eggenberger und Sohn

Druck: Trattner-Károlyi

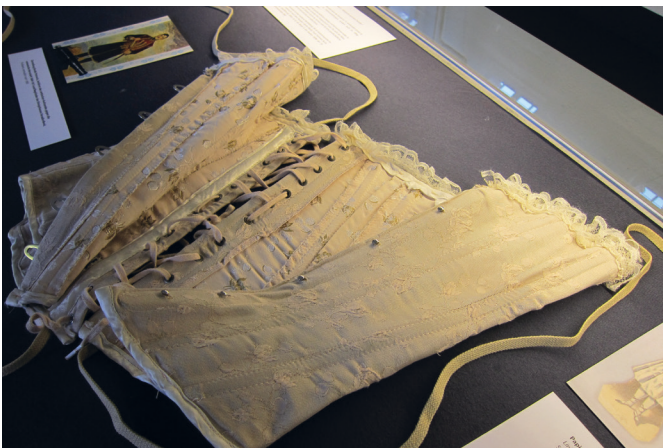
Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm, Inv. Nr. DZM 11719



II.13 Geduldsflasche mit Haspel aus Biberach, frühes 20. Jhd.

Glas, Holz, Faden
Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen, Inv. Nr. S-101-K

Die Heimindustrie war sehr wichtig für die Frauen der unteren Schicht. Durch diese Art von Arbeit konnten sie Geld verdienen und sich um den Haushalt kümmern. Das Spinnen war dabei eine der häufigsten Tätigkeiten. Die Darstellung von Alltagsszenen in sogenannten „Geduldsflaschen“ oder „Eingerichteten“ geht bis in das 18. Jahrhundert zurück. Meist wurden religiöse Motive dargestellt. Eine bis heute beliebte Form stellen die Fläschenschiffe dar. (AK/JW)



II. 14 Korsett, frühes 21. Jhd.

Baumwolle, Polyester
Kostümrequisite aus dem Musical Ludwig II. – Sehnsucht nach dem Paradies
Die Staatstheater Stuttgart

Nach seiner Entstehung im 16. Jahrhundert kam das Korsett im 19. Jahrhundert erneut in Mode und wurde nicht nur zu Festveranstaltungen, sondern auch im Alltag geschlechterübergreifend getragen.

Das Korsett spiegelt symbolisch die gesellschaftlichen Zwänge und Konventionen wider, in die sowohl Frauen als auch Männer zuweilen fest „ingeschnürt“ sind. Die nicht der Natur entsprechende Formierung des Körpers durch das Korsett steht für eine gesellschaftliche Norm, durch die man geformt wird und die man selbst formt.

Das hier vorliegende Exemplar ist eine moderne Nachbildung, die als Kostümrequisite im Musical Ludwig II. – Sehnsucht nach dem Paradies diente (Musik: Franz Hummel, Buch: Stephan Barbarino, Uraufführung 2000). Es ist der Mode aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachempfunden. (NB)



II.15 Papierfiguren aus dem Set „Jenny Lind“, ca. 1850

Links und rechts: Figurine „Jenny Lind“ und Kostüm „Vielka“ aus der Oper Ein Feldlager in Schlesien von Giacomo Meyerbeer
Cooper-Hewitt, Smithsonian Design Museum, New York, Inv. Nr. 1952-8-1-n (Faksimile)
Mitte: Anzeige der Figurine mit dem Kostümbild der Vielka aus der Buda-Pester Zeitschrift „Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode“ (Jg. 1847, Sp. 598)

Die Uraufführung des Singspiels nach einem Libretto von Eugène Scribe, einem europaweit gefeierten Schriftsteller, fand 1844 in Berlin statt. Die deutsche Übersetzung lieferte Ludwig Rellstab. In einer Bearbeitung von Charlotte Birch-Pfeiffer wurde die Oper seit 1847 unter dem Titel „Vielka“ aufgeführt. Die Titelrolle der Vielka, einer ungarischen Pflegetochter eines preußischen Hauptmanns, gehörte zu dem Repertoire der Sopranistin Jenny Lind. Sie gehörte zu den ersten weiblichen Stars, die neben solchen männlichen Virtuosen wie Franz Liszt und Niccolò Paganini die Bühnen und Konzertsäle des 19. Jahrhunderts beherrschten. (AA)



II.16a Figurine „Jenny Lind“ mit 10 Theaterkostümen, ca. 1850

Kassette aus Karton, Papier, kolorierte Lithografien
Cooper-Hewitt, Smithsonian Design Museum, New York, Inv. Nr. 1952-8-1-n (Provenienz: Schenkung von Frau Frederick Rosengarten)
Reproduktion, Digitalisat: <http://cprhw.tt/o/2CgtX/>

Mutter ihres Bruders, Schwester ihrer Tochter, und Stiefmutter ihres Neffen; ihre Enkelin ist die Nichte ihrer Schwester, die Tante ihres Vaters und die Schwester ihres Onkels; Rosen ist der Bruder seines Vaters und seiner Mutter; der Sohn seiner Schwester, Onkel seiner Gattin, und der Bruder seiner Nichte.

Um Irland mit Mais zu versehen, sind bereits zweihundert und fünfzig Schiffe von den Getreidehändlern nach dem schwarzen Meer, dem Mittelmeer, Portugal, den Azoren, den Vereinigten Staaten in Fracht genommen.

Nach dem Constitutionnel beträgt das Vermögen, welches die Infantin Luísa ihrem Gatten zubringt, über 24 Mill. Francs, wozu noch die Aussteuer von 3 Mill. Mealen kommt.

Bei der jüngsten, sehr glänzenden Deforierung Augsburgs hatte ein Stumpfwürker den originellen Einfall, die Fronte seines Hauses mit allerlei Arabesken von blauen und weißen Strampfen zu verzieren. Besonders Effect machte in der Mitte eine große gotische Strampfenkroze. Der Sinnreiche wußte in dieser Weise seinem Hause nicht allein einen ganz eigenthümlichen Aufzug zu geben, sondern hiemit zugleich eine Privat-Industrieausstellung seiner Fabrikate zu verbinden.

In Parisier Louvre werden Anstalten gemacht, die erwarteten Krümmen des alten Nieme in sechs Sälen aufzustellen.

Folgende Anzeige ist aus dem „Albano-Magazin“ (Wien) entnommen: — Der Unterzeichnete hat eine ganze Meute von Negerhunden aus der Gegend von Sag und Allen gekauft und erbetet sich zum Einfangen entlaufener Neger. Für einen Tag Jagend beträgt der Preis 3 Sch., und für jeden gefangenen Neger 15 Sch. Wm. Galloway.

Die „Damenzeitung“ bringt folgende Verse, wozu sich auch bei uns häufige Belege finden:

Wer Komödianten besetzen will,
Hängt mit der saden Hand
Den Nordwind auf, pflegt in das Meer,
Und fährt in den Sand.

In Berlin ist man der Meinung, der Elektro-Telegraph, der zwischen Berlin u. Potsdam eingerichtet ist, werde Schwere weiter fortgesetzt werden, weil es sich immer mehr herausstelle, daß Witterungs- und besondere Bewitterungsfälle stündlich auf diese Telegraphenart einwirken.

(Kleinkinder- u. Volksschulen in Paris.) Paris hat seit 29 Kleinkinderhospitälern mit 6000 Kindern von 18 Monaten bis drei Jahren; 125 Schulen mit 24,000 Schülern von 2—12 Jahren; 70 Lehrverfassungen zum Unterrichte in verschiedenen Handthierungen; 7 Zeichnungsschulen

für Männer u. zwei für Frauenzimmer mit 2800 Schülern; 44 Elementarschulen für Erwachsene, darunter 11 für Frauenzimmer.

Der chinesische Thee, welcher von Rußen über Kiachta zu Lande nach Europa gebracht wurde und sich früher durch Reinheit auszeichnete, ist neuerdings durch Schmuggler so verfälscht worden, daß die russische Regierung, um die Reinheit dieses Artikels u. dadurch den Werth auf den Märkten zu sichern, den Angebern geschmuggelter und verfälschter Waare 10 Proz. von den Strafgebern versprochen hat.

Der Spiegel vom 1. October bis Ende Dezember 1846. Um mehrfachen Wünschen zu begegnen, wird für das nächste Quartal auch vierteljährliche Prämumeration auf diese Blätter angenommen. Dieses Quartal wird ein abgeschlossenes Ganzes bilden und die meisten Kunstbeilagen enthalten.

Mit der ersten Nummer des neuen Quartals wird eine höchst interessante Kunstbeilage ausgegeben, nämlich ein bewegliches Theater-Kostümbild (nach Art der beweglichen Modebilder), darstellend:

Jenny Lind als Norma,

ganz nach der Wirklichkeit angenommen u. zu unsern Figurinen vollkommen passend, wodurch den p. t. Abonnenten eine eigene Ueberraschung geboten werden wird.

Jeder neue p. t. Abonnent erhält überdies eine ganz neue Figurine gratis.

Der vierteljährige Preis ist für Pech u. Dfen 2 fl. 30 fr., mit der Post 3 fl., der Prachtausgabe für Pech u. Dfen 3 fl., mit der Post 3 fl. 30 fr. C. M.

Auf die Handlungszeitung, die sich in der Folge immer mehr erweitern wird und nach wie vor auch besondere Prämumeration angenommen, nämlich vierteljährig mit 1 fl. 15. fr., mit der Post 1 fl. 45 fr. C. M.

Lokal-Beitrag.

Theater.

Deutsches Theater. Die achte Repräsentation der Verdien Oper: „Ernani“ zog ein sehr volles Haus an; ein Beweis, daß diese liebliche, melodienvolle Musik immer mehr Eingang findet und daß unsere italienischen Gäste Treffliches zu leisten im Stande sind. Ausgezeichnet war dieses Mal Sara. Creolani, welche auch das brillante Auktante im ersten Akte zum ersten Male wiederholte.

II. 16b Seite aus Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode Spiegel 74 (16.9.1846), Sp. 1181-1182

Digitalisat: GoogleBooks

Mit dem Papier-Set „Jenny Lind“ liegt ein besonders schönes Beispiel für „Kulturkonsum“ vor, das aus einem Zusammenspiel zwischen Zeitung, Bild, Ding und Theater im 19. Jahrhundert entstehen konnte. Im Herbst 1846 umwarb die Buda-Pester Kulturzeitung Der Spiegel ihre Leser mit einer „höchst interessanten Kunstbeilage“: bewegliche Theater-Kostümbilder nach den Rollen der Sopranistin Jenny Lind. Die Abonnenten der Zeitung erhielten eine Figurine (eine papierne Puppe) und die passenden Kostümmuster „nach Art der beweglichen Modebilder“ gratis. Für die Leserschaft der Zeitung wurde mit dieser „Kunstbeilage“ eine buchstäblich greifbare Teilhabe an den Künsten einer Opernsängerin möglich, die zu den „Stars“ der 1840er Jahren zählte. Der Spiegel berichtete in seinen Theater- und Korrespondenznachrichten über Ihre Auftritte europaweit; die Leserinnen und Leser der Zeitung konnten diese gefeierte Bühnen-Erscheinung in dinglicher Form in verschiedenen Rollen (das sind die zahlreichen mit der Figurine gelieferten Kostüme) auch zuhause erleben. (AA)



Eleganz und Elend

Kuratorin: Johanna Heisig, Ausstellungsteam: Tabea Motika, Vanessa Nachtigall, Moritz Visel

Die europäische Gesellschaft des 19. Jahrhunderts unterlag starken Transformationsprozessen. Die Entstehung des Bildungsbürgertums bedingte eine Veränderung von Wertvorstellungen und Identifikationskonzepten der Menschen. „Eleganz“ stellt in diesem Kontext ein fluides, relatives Konzept dar, das ein starkes Identifikationspotential aufweist. Elegant zu sein bot Möglichkeiten sich in der Gesellschaft selbst zu repräsentieren und konnte einer Standortbestimmung dienlich sein, die durch Prozesse der Abgrenzung, Ausdifferenzierung, Integration und Inklusion von Individuen und Gruppen genutzt wurde. Durch sein hohes Integrationspotential wird „Eleganz“ zu einem attraktiven Bezugspunkt für eine vergleichsweise breite Bevölkerungsschicht. Die Entstehung einer Welt der „Eleganten“ steht damit in einem engen Konnex zu zeitgenössischen emanzipatorischen Ideen wie dem sich entwickelnden Individualismus und ist Teil der Genesis einer europäischen Moderne.

Das Konzept der Eleganz spielt in den Kulturzeitaltern eine hervorstechende Rolle. Im Gegensatz dazu wird „Elend“ erst nach und nach thematisiert. Wird es angesprochen, passiert dies oft indirekt: Durch „elegante“ Anlässe wie Spendenbälle, oder Stiftungen wie Armen- oder Waisenhäuser. Auch wenn die „elegante Welt“ für die armen Bevölkerungsschichten gleichermaßen eine Faszination ausstrahlte, werden an dieser Stelle die Grenzen des Konzeptes deutlich: Pauperisierte Bevölkerungsteile können mithilfe der Zeitun-



Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode (1835), Titelblatt zu Bd. 1 (Nr. 1 - Nr. 51)

gen kaum erfasst werden, da diese Schichten an dem sich in den Kommunikationsmedien etablierenden Diskurs kaum partizipieren. In den drei Themenbereichen der Abteilung werden die Lebenswelten verschiedener städtischer Milieus besprochen: Während arme Bevölkerungsschichten aus den elegant gewünschten Innenstädten verdrängt wurden (Themenbereich: Stadtentwicklung), war die Welt der Eleganten ein attraktiver Bezugspunkt, um das eigene Elend zu vergessen (Themenbereich: Kaffeehaus als Inszenierungsraum). Für die Schönen und Reichen stellten Spenden eine Möglichkeit dar, das Elend der Anderen (das nicht zu selten ja auch mit dem eigenen Wohlstand verbunden war) zu sublimieren (Themenbereich: Wohltätigkeit).

STADTPALÄSTE UND MIETSKASERNEN

Wie sich die soziale Stadtentwicklung Wiens im Stadtbild manifestierte

Moritz Visel

Die urbane Entwicklung nahm im Laufe des 19. Jahrhunderts eine zuvor ungekannte Dynamik an. Der Aufschwung war vor allem mit technischem Fortschritt und der Etablierung von neuen Industrien verbunden.¹ Diese zahlreichen Ent-



Konditorei „Wolf und Beranger“ in der Petersburger Prachtstraße Nevskij Prospekt. Lithografie, 1830er Jahre

wicklungen stellten die Stadtplaner der damaligen Zeit vor gewaltige Herausforderungen und das Gesicht vieler Städte wurde vollkommen neu geprägt. Oftmals bekamen Städte ihren heute typischen Charakter zu dieser Zeit. Am Beispiel von Wien, welches zu Beginn des 19. Jahrhunderts die größte deutschsprachige Stadt war und aufgrund ihrer Funktion als Residenzstadt im Habsburgerreich eine besonders repräsentative Rolle einnahm, soll dieser städtischen Entwicklung im Folgenden nachgegangen werden. Der Fokus der Betrachtungen in diesem Essay liegt nicht nur

1 Siehe dazu zuletzt ausführlich Friedrich Lenger: *Metropolen der Moderne*. München: Beck, 2013. Vgl. auch die Essays für die Ausstellungsabteilung „Gestern und Morgen“ in diesem Band.



Anzeige aus dem Intelligenzblatt zur Vereinigten Ofe-ner-Pester Zeitung Nr. 33, vom 23. April 1843

auf den architektonischen oder technischen Entwicklungen, welche bereits häufig Gegenstand von wissenschaftlichen Untersuchungen waren.² Stattdessen wird die besondere Aufmerksamkeit der sozialen Entwicklung der Stadt gewidmet. Im Detail äußert sich dies im Versuch die Frage zu beantworten, welche sozialen Auswirkungen die rasante Entwicklung der Stadt Wien hatte und ob die sozialräumliche Entwicklung mit dem technischen Fortschritt auf dem Weg in die Moderne Schritt halten konnte. Um hierfür Antworten zu finden, lohnt es sich einen Blick auf die politischen und wirtschaftlichen Strukturen der Stadt Wien im relevanten Zeitraum zu werfen. Die Entwicklung des Wohnungsmarktes, im genaueren die Segregation und die daraus resultierenden Probleme, sowie die Lebensumstände sollen ebenfalls untersucht werden und helfen der Fragestellung gerecht zu werden.

Bis in die 30er Jahre des 19. Jahrhunderts war die Textilproduktion die Schrittmacherindustrie Wiens. Auch die Produktion von Luxusgütern spielte aufgrund der großen Kaufkraft der Residenzstadt, in der sich Hof und Adel gerne etwas gönnten, eine große Rolle.³ Nachdem das Eisen-

2 Vgl. Bertrand Michael Buchmann/Dagmar Buchmann: *Die Epoche vom Ende des 18. Jahrhunderts bis um 1860*. In: *Wien Geschichte einer Stadt*. Hg. v. Peter Csendes/Ferdinand Opll. Bd. 3. Wien: Böhlau, 2006, S. 15-174; Wolfgang Maderthaler: *Von der Zeit um 1860 bis zum Jahr 1945*. In: *Ebd.*, S. 175-545.

3 Vgl. Renate Banik-Schweitzer: *Wien-Berlin-Budapest. Zur sozialräumlichen Entwicklung der drei Hauptstädte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. In: *Die Städte Mitteleuropas im*

bahnnetz in den 1830er Jahren die Voraussetzung für großindustrielle Niederlassungen schuf, gewannen Maschinenbau und Elektroindustrie immer mehr an Bedeutung. Diese Industrien siedelten sich bevorzugt in Bahnhofs- und Bahnliniennähe der Außenbezirke an. Diese industriellen Veränderungen bildeten neben politischen Veränderungen wie der Abschaffung der Leibeigenschaft 1781 die Grundlage für ein rasantes Bevölkerungswachstum Wiens. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stieg die Gesamtbevölkerung Wiens von 232.000 im Jahr 1800 auf 431.000 im Jahr 1851 an.⁴ Angesichts dieser Zahlen ist es kaum verwunderlich, dass dringend neuer Wohnraum vor allem für ungelernete Arbeiter geschaffen werden musste. Die öffentliche Hand sah sich allerdings nicht in der Verantwortung und so konnte sich ein auf hohe Gewinne zielender spekulativer Kapitalmarkt etablieren, der kaum Regulierungen erfuhr. Viele der Profiteure dieses Systems gehörten zu einer liberalen Minderheit, die den Gemeinderat aufgrund des herrschenden Wahlrechts dominierten.⁵ Aus diesen Machtverhältnissen, in denen die Arbeiter überhaupt nicht vertreten waren, verbunden mit der großen Zuwanderung, entstand eine Situation akuter Wohnungsnot. Die Überbelegung von Mietshäusern gehörte zum Alltag. Die damit einhergehenden kaum zumutbaren hygienischen Zustände verschlimmerten die Lage, da sie zu Krankheiten wie etwa Tuberkulose führten und Verdienstauffälle oder Schlimmeres verursachten. Um die krankheitsbedingten Einkommensausfälle zu kompensieren, war es üblich, Untermieter oder Bettgeher aufzunehmen, wobei die Betten teilweise stundenweise vermietet wurden.

19. Jahrhundert. Hg. v. Wilhelm Rausch. Linz: 1983, S. 139.

4 Vgl. ebd., S. 140.

5 Vgl. Peter Csendes: Stadtentwicklung und Stadtplanung in Wien im 19. Jahrhundert. In: Budapest und Wien. Technischer Fortschritt und urbaner Aufschwung im 19. Jahrhundert. Hg. v. Susanne Claudine Pils. Budapest/Wien: Deuticke, 2003, S. 38.

Im Jahr 1848 stiegen die Lebenshaltungskosten aufgrund von schlechten Ernten. Die Lage der einkommensschwächeren Teile der Bevölkerung in Wien verschlechterte sich zusehends, sodass sich Julius Neidl im Namen der Arbeiterschaft an die Hausbesitzer wandte. In einem offenen Brief schilderte er die Dringlichkeit von Mietsenkungen wie folgt:

Die Mietzinsen haben dormalen eine solche Höhe erreicht, daß es dem Geschäftsmanne sowohl, als dem Arbeiter geradezu unmöglich wird, sie zu bestreiten! Manche Familie muß darben, hungern, die Nächte zu Hülfe nehmen, um bei dem ohnehin kärglich zugemessenen Arbeitslohne, das Geld für den Zins zu erschwingen. Wenn aber nun Krankheit die Kräfte des Arbeiters hinwegrafft, was dann? Die Familie wird mit Zittern und Bangen den Tag herannahen sehen, an dem sie von dem hartherzigen Hausherrn um ihre letzte habe gepfändet, hülflos und obdachlos hinausgestossen wird.⁶

Er stellte auch heraus, dass die meisten Familien nicht durch Eigenverschulden in diese bedrohliche Lage geraten sind und forderte Mietsenkungen.

Wir sprechen hier nicht von jenen, die durch Liederlichkeit und Leichtsinn in diese Lage gerathen. Nein! – Hunderte von Familien reißt geradezu nur der übermäßig hohe Zins, verbunden mit irgend einem unvorhergesehenen momentanen unglücklichen Ereignisse, in das Verderben. Hunderter solcher Fälle beweisen die Wahrheit unserer Behauptungen.

6 [Julius Neidl:] Offener Brief an alle Hausherrn in Wien. Wien: Druck von A. Pichler's Witwe, 1848, o.P [S. 1]. Digitalisat: <https://books.google.de/books?id=yE9ZAAAACAAJ&hl=de&pg=PP5#v=onepage&q&f=false> (letzter Zugriff 16.12.2015).

Wir verlangen daher von Ihnen, meine Herren: Herabsetzung der Mietzinse um ein Drittel des bisherigen Betrages. Sie können und müssen das Thun!⁷

Julius Neidl unterschrieb den offenen Brief nicht etwa mit seinem eigenen Namen, sondern beendete ihn mit dem Ausdruck „alle Zinszahlenden“.⁸ Die Schilderung der Umstände, die zu seiner öffentlichen Briefäußerung führten, verdeutlichen, wie schwierig die Wohnsituation vieler Arbeiter und ihrer Familien zur damaligen Zeit in Wien war. In diesen Jahren wurden viele Menschen aufgrund von Mietschulden oder einfach aus Wohnungsmangel in die Obdachlosigkeit getrieben. Die Liberalisierung des Wohnungsmarktes hatte auch eine Segregation zur Folge, da die Bodenpreise in den Vororten im Vergleich zur Kernstadt relativ niedrig waren. Die Infrastruktur konnte sich leicht an die geänderten Bedürfnisse anpassen. Auch deshalb ließen sich dort großindustrielle Betriebe nieder, in deren Nähe auch die Arbeiter hausten. Die Nähe zu den Betrieben wurde von den Arbeitgebern natürlich gerne gesehen. Die Arbeiter konnten sich dabei zumindest das Geld für das Pendeln zum Arbeitsplatz sparen.

Das typische Mietshaus für Arbeiter der damaligen Zeit ist die Zinskaserne. Charakteristisch für die Zinskasernen waren ihre hohe Bebauungsdichte und wie bereits erwähnt die hohe Belegung. Die Qualität der Wohnungen nahm wie in den meisten Mietshäusern, die in dieser Zeit entstanden, vom Erdgeschoss aufwärts gehend ab. Die schlechtesten Wohnungen befanden sich jedoch im Keller. Hier kam es aufgrund der hohen Feuchtigkeit häufig zu Schimmel, der Krankheiten verursachen konnte. In den Dachgeschosswohnungen war es im Sommer unglaublich heiß und im Winter häufig sehr kalt. Die meisten Familien wohnten in Wohnungen die lediglich aus einer Stube und einer Küche bestanden. Dies bedeutete vor allem Platznot und fehlende Privatsphäre. Man kann sich leicht ausmalen, dass diese Art zu

leben viele Probleme mit sich brachte. Der Journalist und Politiker Max Winter gab in einem Artikel aus der *Arbeiter Zeitung* aus dem Jahr 1901 einen Einblick in die alltäglichen Probleme der Familien:

Die Proletarierfrau hat ja daheim so viel zu thun. Auch kann sie die kleinen nicht gut allein zu Hause lassen, noch weniger sie mitnehmen – darum muss die „Große“ einkaufen gehen. Freilich schlafen die kleinen noch, aber man weiß es ja: plötzlich wachen sie auf, reiben sich den Schlaf aus den Augen, weinen, wenn sie sich allein sehen, und dann treibt sie der Selbsterhaltungs- oder der Spieltrieb aus dem Bett.⁹

Den Müttern blieb oftmals nichts anderes übrig, als die Kinder eine Zeit lang unbeaufsichtigt zu lassen. Diese fehlende Beaufsichtigung in Verbindung mit den kleinen Wohnungen konnte zu abenteuerlichen, kaum vorstellbaren Szenarien führen. Wenig später beschrieb Max Winter eine Situation zweier allein gelassener Kinder wie folgt:

Erst spielte er mit dem inneren Fensterflügel, dann machte er sich an dem Riegel zu schaffen, drückte sich dabei an die Scheiben und setzte sich erst nieder, bis er die warnenden Zeichen von unten verstand. Er kaute dann seine Zehen, als ob nichts gewesen wäre. Und wie viel Unheil drohte ihm doch! Sein Brüderchen spielte indessen vielleicht mit Zündhölzchen oder löschte seinen Durst an Laugenessenz, die in der Küche auf dem „Wasserbankl“ stehen geblieben war, weil in der Proletarierwohnung alles so eng

7 Ebd., o.P. [S. 2].

8 Ebd.

9 Max Winter: Ein Tag in Ottakring. In: *Arbeiter Zeitung* 284 (16.10.1901), S. 4. <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=aze&datum=19011016&seite=4&zoom=33> (letzter Zugriff: 10.09.2015).

und für gar nichts ein rechter Platz ist.
So eine Proletariermutter muß immer in
Angst sein.¹⁰

Von außen betrachtet wirkten die Zinskasernen allerdings bisweilen hochwertig und gepflegt, da die Vorderhäuser mit ihren Fassaden aus Stuck bürgerlichen Mietshäusern nachempfunden waren und sehr häufig von Handwerkern und Kleinbürgern bewohnt wurden, die aufgrund der steigenden Mieten in Zentrumsnähe oftmals auch in die Vorstädte und Vororte verdrängt wurden, oder einfach Arbeitsplatz und Wohnung in einer größeren Wohnung im Vorderhaus vereinten. Bevor der Blick nun auf den Ausbau der Ringstraße und die Entwicklung der Innenstadt gerichtet werden soll, lässt sich also festhalten, dass Leute mit geringeren Einkommen in die Vorstädte und Vororte abgedrängt wurden und die Lage auf dem Wohnungsmarkt für sie aufgrund hoher Mietpreise und Wohnungsnot sehr schwierig war. Der Alltag war hart und von vielen Problemen geprägt. Dennoch muss gesagt werden, dass viele Leute froh um ihr Leben in der Großstadt waren und dieses als Chance begriffen. Diese Situation der pauperisierenden Schichten ist allerdings kein Wiener Phänomen, sondern kann in allen wichtigen Metropolen Europas wie etwa Paris, London oder Berlin beobachtet werden. (Abb. 1) Die Wohnungen in den Zinskasernen wurden sehr gerne angenommen und der äußerliche Anschein eines bürgerlichen Mietshauses, den die Zinskasernen vortäuschten, war von Vermietern, Stadtverwaltung und Bewohnern gern gesehen. Ganz im Gegensatz zu den Außenbezirken stieg die Einwohnerzahl in der Innenstadt Wiens kaum an. Gründe dafür sind zum einen der Ausbau der Ringstraße und zum anderen das Entwickeln eines modernen Stadtzentrums in dem Banken, Warenhäuser, Cafés, Handelsgeschäfte und Händler von Luxuswaren den Platz von Wohnraum einnahmen. So erhielt die Stadt ab 1850 ihr charakteristisch gründerzeitliches Aussehen, indem viele Innenstadt Gebäude abgerissen und

durch moderne ersetzt wurden.¹¹ Dieses Aussehen prägt bis heute das Erscheinungsbild Wiens. Die Veränderung des Stadtbilds war durchaus gewollt, da Wien als Haupt- und Residenzstadt eine Vorreiter- und Vorbildrolle für sich beanspruchen musste.¹² Ein Problem der Stadt Wien bestand jedoch darin, dass das Zentrum durch militärische Befestigungsanlagen vom Rest der Stadt getrennt wurde. Kaiser Franz Joseph I. veranlasste aus diesem Grund 1857 die Beseitigung der Befestigungsanlagen. Eine Verbindung zwischen Altstadt und Vorstadtgebieten war nun möglich. Um diese Verbindung optimal zu verwirklichen, wurde ein städtebaulicher Wettbewerb ins Leben gerufen. Es entstand ein Konzept aus zwei Ringen. Der eine Ring war die Ringstraße, der an-



Abb. 1. Protest gegen „Zinswucherer“ in einem Budapester Zinshaus. Fotografie 1910. *Budapesti Történeti Múzeum, Kscelli Múzeum (Budapester Geschichtsmuseum)*

dere die Lastenstraße, die dafür verantwortlich war, dem Verkehrsaufkommen gerecht zu werden.¹³ Die Ringstraße war prädestiniert dazu, die von den Modernen innerstädtischen Strukturen abgewanderten Vertreter des Großbürgertums

10 Ebd.

11 Vgl. Felix Czeike: Probleme Wiens in der Ringstraßenära. In: Die Städte Mitteleuropas im 19. Jahrhundert. Hg. v. Wilhelm Rausch. Linz: 1983, S. 127–138. – Siehe zu der Ringstraße in Wien zuletzt ausführlich: Der Ring – Pionierjahre einer Prachtstrasse. Ausst.-Kat. Wien-Museum (11. Juni bis 4. Oktober 2015). Hg. von Andreas Nierhaus. [St. Pölten]: Residenz-Verlag, 2015.

12 Vgl. ebd., S. 128.

13 Vgl. Csendes: Stadtentwicklung, S. 36.

aufzunehmen und ihnen als ein Ort der Selbstrepräsentation zu dienen. Hier konnte das Großbürgertum seinem Geltungsbedürfnis in Form von Prachtbauten Ausdruck verleihen. Es entstand eine Mischung aus privaten Palais und öffentlichen Bauten wie etwa der Staatsopfer, der Universität oder dem Rathaus. Mietshäuser für wohl-situierte Bürger rundeten das Bild ab. Aufgrund dieser einzigartigen Voraussetzungen wurde die Ringstraße von vielen Generationen als architektonisches Gesamtkunstwerk aufgefasst, welches mit seiner vom Historismus geprägten Architektur als Symbol für diese Epoche verstanden werden kann. Sie ist Ausdruck der großbürgerlichen und geldaristokratischen Kultur ihrer Zeit.¹⁴

Ab den 1870er Jahren widmete sich der Gemeinderat zunehmend Projekten von denen die gesamte Bevölkerung Wiens profitieren konnte, wie etwa dem Bau einer Hochquellenwasserleitung, die dafür sorgte, dass die Bewohner der Stadt mit vor Verseuchungen geschütztem Trinkwasser versorgt wurden. Weitere Projekte wie der Zentralfriedhof, der Bau von Kirchen und Waisenhäusern wurden ebenfalls initiiert oder zumindest unterstützt.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass es in Wien trotz eines architektonischen Zusammenschlusses mit dem Bau der Ringstraße eine starke Segregation gab und Arbeiter, Handwerker und Kleinbürger immer weiter in die äußeren Bezirke der Stadt abgedrängt wurden. Durch den liberal dominierten und ausgerichteten Gemeinderat entwickelte sich der spekulative Wohnungsmarkt, der dafür sorgte, dass es zu einer großen Ausbreitung von Wohnungsnot und sozialem Elend kommen konnte. Das Hauptaugenmerk von Verwaltung und Privatinvestoren lag darauf, den technischen Fortschritt und den Bau von Prestigeobjekten zum einen zur Selbstdarstellung, zum anderen, um eine Vorreiterstellung der Hauptstadt zu beanspruchen, voranzutreiben. Das starke Bevölkerungswachstum durch ständigen Zuzug aus ländlichen Gebieten und durch die Eingemeindung von Vororten ver-

schlimmerte die Lage zusehends. Erst langsam bildete sich im Zuge von Wirtschaftskrisen und Politisierung der Arbeiter und Handwerker ein breites öffentliches Bewusstsein für die vorherrschenden Missstände. Somit kann man zu dem Schluss gelangen, dass aufgrund der politischen Landschaft, welche einseitig gewisse Entwicklungen befeuerte und auf die sozialen Konsequenzen nicht reagierte, die Stadt Wien des 19. Jahrhunderts ein zwiefältiges Bild hinterließ. Zum einen sind da die durchaus positiv zu bewertenden technischen und infrastrukturellen Veränderungen des imperialen modernen Wiens, mit denen die Stadt zu dieser Zeit zumeist assoziiert wurde. Auf der anderen Seite allerdings gibt es auch eine Wirklichkeit abseits der Prachtbauten. Diese Seite des Stadtbildes war geprägt von sozialem Elend und alltäglichen Problemen, denen große Teile der Bevölkerung täglich ausgesetzt waren und die von den Modernisierungsprozessen in ihren Außenbezirken vielleicht nicht ausgeschlossen wurden, aber definitiv mehr zu ihren Opfern als zu ihren Profiteuren gezählt werden konnten.

DAS PESTHER KAFFEEHAUS IM 19. JAHRHUNDERT

Kulturelle Begegnungsstätte der armen und reichen Bevölkerung oder exklusiver Treffpunkt der eleganten Gesellschaft?

Vanessa Nachtigall

„Pesth. Caffeh-Consumtion in den Caffehhäusern. Nach dem ‚Pesti Hírlap‘¹⁵ werden in den 32 Caffehhäusern der Stadt Pesth jährlich 17,520 Eimer Caffeh [...] konsumiert“¹⁶ So schilderte das

15 „Pesti Hírlap“, wörtlich „Pesther Zeitung“, war eine politische Zeitung im Ungarn des 19. Jahrhunderts.

16 [Ohne Autor:] Caffeh-Consumtion in den Caffehhäusern. In: Innerösterreichisches Industrie- und Gewerbeblatt VI,65 (14. August 1844), S. 260.

14 Vgl. Czeike: Probleme Wiens, S. 130.



Abb. 1: Kaffeehausszene. „Der Kaffeessieder“, Blatt 24 aus der Serie „Der Mensch und sein Beruf oder Lexikon aller Stände“, 1835-1841. Kolorierte Kreidelithografie von August Strixner nach Carl Joseph Geiger, 1839. Historisches Museum Wien

Innerösterreichische Industrie- und Gewerbeblatt, das am 14. August 1844 in Graz erschien, den damaligen Kaffeeverbrauch in den Kaffeehäusern in Pesth.¹⁷ Zu dieser Zeit erschienen überall in Europa Kaffeehäuser, auch in den Städten Osteuropas. (Abb. 1) Doch die Cafés luden nicht nur zum Kaffeetrinken ein, sondern waren für einen erheblichen Teil der Bevölkerung auch Dreh- und Angelpunkt des sozialen Lebens. Die Stadt Pesth mit ihrer Nachbarstadt Ofen (heute Budapest) hatte sich im 19. Jahrhundert als wichtiger industrieller Verkehrsknoten etabliert und war daher für etliche Unternehmer und auch Mäzenaten attraktiv. Mit dem zunehmenden Wohlstand der Einwohner von Ofen und Pesth entwickelte sich auch in Ungarn ein Bildungsbürgertum, das jenem in Mitteleuropa in keiner Weise nachstand. Doch parallel dazu existierten weiterhin die unteren Gesellschaftsschichten, die im Zeitalter der Industrialisierung häufig in Armut lebten.¹⁸ In einer sich entwickelnden Großstadt wie Pesth-

17 Im Folgenden wird die historische Schreibweise des Stadtnamens („Pesth“ statt „Pest“) verwendet.

18 Siehe dazu den Essay von Moritz Visel in diesem Band.

Ofen war es wahrscheinlich unvermeidlich, dass sich gemeinsame Räume von ärmeren und wohlhabenden Menschen überschneiden. In der Tat gab es auch in den Pesther Theatern, die häufiger vom Bildungsbürgertum frequentiert wurden, Sitzplätze, die nur etwa so viel wie ein Laib Brot kosteten. Kultur und Unterhaltung waren in der ungarischen Stadt also auch für die ärmeren Schichten erschwinglich und die Kaffeehäuser in Pesth waren für jedermann frei zugänglich. Doch es bleibt die Frage, ob auch alle Gesellschaftsschichten in den Zentren der Kultur und Unterhaltung, vor allem aber den Kaffeehäusern, sozial akzeptiert wurden. Waren auch die Kaffeehäuser im Pesth des 19. Jahrhunderts tatsächlich eine Begegnungsstätte für die armen und reichen Schichten oder aber ein Treffpunkt der eleganten Gesellschaft?

Die Eleganz der Pesther Kaffeehäuser

Im 19. Jahrhundert galten nicht mehr nur die Wiener Kaffeehäuser als nobel und sehenswert, sondern auch deren Pendant in Pesth hatten sich bei Reisenden als Sehenswürdigkeit und bei den Bewohnern unterschiedlichster Bevölkerungsschichten der Stadt als Treffpunkt etabliert. Die architektonische Gestaltung und die Inneneinrichtung der Kaffeehäuser waren äußerst elegant, da diese auch eine repräsentative Funktion hatten. Im vierten Kapitel seines Buches *Panorama von Ofen und Pesth: oder Charakter- und Sittengemälde der beiden Hauptstädte Ungarns*, das 1833 in Leipzig erschien, vergleicht der Autor Friedrich Korn die Pesther Kaffeehäuser sogar mit „Feenpallästen“:

Manches der Pesther Kaffeehäuser erinnert besonders in den Abendstunden an die Feenpalläste, von welchen Madame d’Aulnon so schön zu träumen pflegte. Die mit Spiegeln tapezierten Marmorwände und der von zwei, oft noch mehreren Marmorsäulen getragene Plafond, die zahllosen Lampen und Lichter, welche die Gegenstände in den vielfa-

chen Lustern und Spiegeln hundertfach wiederstrahlen, wären wie man meinte, allenfalls im Stande, selbst der Phantasie eines Börsebesuchers Schwungkraft zu verleihen.¹⁹

Die architektonische Gestaltung und Inneneinrichtung der Pesther Kaffeehäuser war also zweifellos elegant ausgearbeitet. Doch bedeutet dies gleichzeitig, dass sich nur Personen des eleganten Bildungsbürgertums in den Kaffeehäusern aufhalten durften? Korn scheint diese Ansicht zu vertreten, da er in seinem Text auf satirische Weise versucht, die anwesenden Besucher, die den unteren Gesellschaftsschichten angehören, zu entlarven:

In *Sauters Kaffeehause* machte ich die nicht minder interessante Bekanntschaft eines dort sich täglich einfindenden Exemplars der Pseudo-Elegants. Besagtes Exemplar begrub sich am liebsten in die vor ihm umhergebreiteten periodischen Blätter, schwatzte und schwitzte viel Politik, vor sich ein Glas Zuckerwasser, um sein durch die Betrachtungen über den Gang der österreichischen und brittischen Diplomatie aufgeregtes Gemüth, soweit dies möglich war, zu versüßen; und erklärte sich über Europa's Staatsverfassungen in einem Tone, welcher den Fremden zu seltsamen Schlüssen über die Person des Sprechers verleiten mußte.²⁰

Abgesehen von diesem Mann, der zur Schicht der „Pseudo-Elegants“ gehöre, analysiert Korn noch einen weiteren Typus der ärmeren Schicht in Kaffeehäusern, nämlich den „gratis-Lebemann“. Als dieser wird ein Mann bezeichnet, der einen

eleganten Lebensstil nur vorgibt, aber in Wahrheit zur unteren Gesellschaftsschicht gehört oder einst einer höheren Schicht angehörig war, aber verarmt ist. Dabei versucht der „gratis-Lebemann“ seinen scheinbar hohen Lebensstandard zur Schau zu stellen, indem er sich möglichst oft an Treffpunkten der wohlhabenden Gesellschaft zeigt und sich auch mit typisch eleganten Konsumgütern umgibt, ohne diese zu besitzen. Über diesen Typus schreibt Korn:

Besonders zur Winterszeit gewährt das tosende Gewoge und Auf- und Abdrängen der Besucher ein Bild, wie es keine ähnliche Anstalt in irgendeiner großen Stadt Deutschlands bietet. Weil hier nicht wie anderswo die aufwartende Dienerschaft den eintretenden Kaffee-Consumenten durch ein gellendes: „Was schaffen euer Gnaden?“ seine Pflicht mahnt, seine Ankunft durch eine kleine Ausgabe zu entschuldigen, so stellen sich in den rauhern Witterungsperioden gar viele Mitglieder der holzersparenden Gesellschaft ein, die nicht nur hier gratis ihr Fell wärmen, nicht nur die vorhandenen politischen und nichtpolitischen Journale [...] gratis durchbuchstabiren, sondern auch auf den gebieterischen Ruf: Wasser! Den dienstbaren Geist in der Gestalt eines Aufwärters herbeibeschwören, der wie vom Wind herangeweht im Nu mit einem Glase dieses von Pindar²¹ so gepriesenen Getränkes vor ihnen steht, was denn ebenfalls gratis hinunter geschlürft wird. Ich habe viele solche gratis-Lebemänner gekannt, die regelmäßig die Nachmittagsstunden in einem der frequentirtesten Kaffee-Häuser Pesths gratis verlebten und, weil sie *fashionable* gekleidet, von Andern zu den einträglichsten Gästen gezählt werden. Dieselben

19 Friedrich Korn: Panorama von Ofen und Pesth: oder Charakter- und Sittengemälde der beiden Hauptstädte Ungarns. Leipzig: Hartmann, 1833, S. 42.

20 Ebd., S. 50.

21 Anspielung auf den Ausspruch des griechischen Dichters Pindar „Das Beste aber ist das Wasser“. In: Olympische Oden 1,1.

waren es aber auch, welche vor Beginne der Theaterstunde in der sehr räumigen Vorhalle des Schauspielhauses täglich auf und abschritten, um für fleißige Theaterbesucher gehalten zu werden.²²

Der von Korn charakterisierte „Pseudo-Elegante“ und der „gratis-Lebemann“ haben also gemeinsam, dass sie sich nur mit dem eleganten Lebensstil schmücken und mit ihm in der Öffentlichkeit in Verbindung gebracht werden wollen, sie ihn privat wahrscheinlich aber nicht ausleben.

Sie benutzen die Eleganz demnach nur als Fassade, hinter der sie schlicht Angehörige der unteren oder mittleren Schicht, nicht aber des Bildungsbürgertums, bleiben. Bedauerlicherweise geht aus Korn's Beobachtungen nicht hervor, ob sich der Typus des „gratis-Lebemanns“ wie oben beschrieben verhält, weil er sparsam ist, oder weil er einer niedrigen gesellschaftlichen Schicht angehört und sich den Luxus einer Tasse Kaffee nicht leisten kann. Vermutlich jedoch stammt ein Mensch wie der „gratis-Lebemann“ aus einfachen Verhältnissen, möchte aber diesen entfliehen, indem er sein geringes Einkommen in moderne Kleidung investiert und sich in noblen Kaffeehäusern aufhält. Er benutzt seine demonstrierte Eleganz folglich als Verdrängungsmechanismus.

Interessant ist es, sich im Hinblick dieser satirischen Beobachtungen einmal den biografischen Hintergrund des Verfassers anzusehen. Friedrich Korn wurde 1803 als Sohn eines jüdischen Leinenhändlers in Prag geboren. Er sollte wie sein Vater, ebenfalls Kaufmann werden, jedoch schaffte er es, im Alter von 17 Jahren an einem Prager Gymnasium aufgenommen zu werden. Nachdem er aber der Schule verwiesen wurde, musste er, wie sein Vater, den Beruf des Händlers ausüben. In seiner Freizeit vertiefte Korn jedoch sein Wissen über die Literatur und schrieb selbst für einige Zeitschriften. 1830 gab er seinen Beruf als Händler auf und veröffentlichte sein erstes großes Werk. Bekannt wurde Korn vor allem für seinen satirischen Stil. Seine Werke gab er un-

22 Korn: Panorama von Ofen und Pesth, S. 45f.



Abb. 2: Prager Wirtshaus. Fotografie 1897

ter verschiedenen Pseudonymen, wie Friedrich Nork²³, Ferdinand Korn oder auch *Spiritus asper* und *Spiritus lenis* heraus. Friedrich Korn musste also wissen, wie es in damaliger Zeit war, nicht im Bildungsbürgertum geboren worden zu sein, sondern sich dorthin hochzuarbeiten. Daher sind seine Beobachtungen der Kaffeehausbesucher aus unteren Schichten so treffend und genau, da er sowohl die Gesinnung des Bildungsbürgertums durch seine Zeit am Prager Gymnasium, als auch das Auftreten der Menschen der unteren Schichten nachvollziehen kann. (Abb. 2)

Kaffee als Luxusgut

Die Kaffeehäuser waren in Ungarn ein recht neues Phänomen und daher schien der Rohstoff Kaffee noch teuer und für manche Teile der Bevölkerung schwer zugänglich zu sein. Unter diesen Umständen waren Kaffeeersatzstoffe, sogenannte *Caffeosurrogate* (Kaffeesurrogate) im Umlauf. (Kat. III.8) Eine dieser beliebten Kaffeealternativen war *Cichoriecaffee*, der aus der Wurzel der Zichoriepflanze, also einer Endivienpflanze gewonnen wurde. Das *Innerösterreichische Industrie- und Gewerbeblatt* berichtete in der Ausgabe vom 14. August 1844 von diesem Phänomen:

23 Zu seiner Biografie vgl. Art. Nork, Friedrich. In: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd116340266.html#adbcontent> (letzter Aufruf 15.06.2015).

Das „Pesti Hirlep“ theilt hierüber folgenden speciellen Ausweis mit: In den 32 Pesther Caffehhäusern werden täglich im Durchschnitt 1 ½ Eimer Caffeh getrunken [...] wovon der dritte Theil oder 5840 Eimer Cichoriecaffeh. Dazu kommt die ungewisse Quantität Caffeh und Cichorie, die in den Privathäusern und im Kreise der Caffehschwestern verzehrt wird und auf den Marktplätzen von Höckenweibern²⁴ der gemeinen Classe um einen Spottpreis (denn er besteht bloß aus Cichorie) feilgeboten wird.²⁵

Parallel zu dem Cichoriecaffeh existierte der *Kastanien-Kaffeh*. Dieser bestand aus „Runkel-Rüben, Kastanien und Olivenöhl“.

Ein Pfund Rüben und eine Unze Kastanien mussten für dieses Rezept zu Würfeln gehackt und schließlich überm Feuer geröstet werden. Anschließend röstete man Rüben und Kastanien in einem Kupfertopf über einem Feuer und gab etwas Olivenöl hinzu. Diese Zutaten wurden nun „ganz nach Art des wahren Kaffeh’s geröstet“.²⁶ Man musste jedoch aufpassen, dass man den Kastanien-Kaffeh nicht zu früh vom Feuer nahm, denn sonst wurde er zu schwach im Geschmack, aber man durfte ihn auch nicht zu lange rösten, denn sonst schmeckte er bitter. Dieses Beispiel zeigt auf, dass es sehr aufwändig war, eigene Kaffeersatzprodukte herzustellen.

Zudem ergänzt die Redaktion des *Polytechnischen Journals* ihren Beitrag noch mit den Worten:

In Anmerkung der Redaktion: so sehr wir jede Verfälschung von vorhandenen Produkten, wo nur immer sich die Gelegenheit darbietet, mit allem Nachdrucke

24 Höckenweiber: Frauen aus unteren Schichten, die Waren zu einem günstigen Preis verkaufen.

25 [Anonym:] Ueber die Bereitung des Kastanien-Kaffee’s. In *Polytechnisches Journal* 49 (1833), S. 318-320. Hier S. 318.

26 Ebd., S. 318.

bekämpfen werden, so sehr fühlen wir uns von der andern Seite verpflichtet, nützliche, gesunde und unschädliche Surrogate zu empfehlen, besonders wenn sie zu zweckmäßigen Nahrungsmitteln verwendet werden können. Zu dieser Art gehören die verschiedenen Kaffeh-Surrogate, die besonders armen Familien ein wohlfeiles, gesundes und erwärmendes Getränk gewähren. Der Kaffeh ist ein theures Produkt und nach der Meinung sehr vieler Ärzte der Gesundheit nicht immer zuträglich. [...] Im Interesse der zahlreichen *Gewerbsttassen* [sic!] wollen wir hier, aus bewährter Quelle, die vorzüglichen Materialien zur Bereitung des Kunst-Kaffeh’s anführen. Diese sind: 1) die Wurzel der Cichorienpflanze, woraus der sogenannte Cichorien- oder Gesundheitskaffeh bereitet wird. 2) Die Gerste, und namentlich die große, nackte Gerste [...].²⁷

Es werden noch die „Erdmandel“, die „Zichern“, die „Kaffehbohne“, der „Kaffehstragel“, die „Eicheln“, die „Runkel-Rüben“ (besonders deren Abfälle) und die „Möhren“ als damalige Kaffeessurrogate aufgezählt.²⁸ Kaffee aus Arabica-Bohnen war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gerade erst in Mode gekommen, daher war er noch sehr teuer und nur die obere Gesellschaftsschicht konnte ihn sich regelmäßig leisten. (Kat. III.10) Die Existenz der Kaffeessurrogate gab den Menschen aus den ärmeren und den ärmsten Bevölkerungsschichten schließlich die Möglichkeit, auch ein Genussmittel wie Kaffee, selbst wenn er nur ein Surrogat aus Endivien oder Rüben war, zu genießen. Auf diese Weise konnten sich die unteren Schichten ein Stück weit zu den mittleren oder oberen Gesellschaftsschichten zugehörig fühlen, da sie ein sich dem Kaffee ähnelndes heißes Getränk zu sich nahmen, das man gewissermaßen

27 Ebd., S. 319f.

28 Vgl. Ebd., S. 320.

auch als Luxusprodukt verstehen konnte, da es nicht notwendig war und nur dem Genuss diene.

Fazit

Im Pests des 19. Jahrhunderts schien es zunächst so, als würde die Kultur und Unterhaltung zu einem großen Teil für alle Bevölkerungsschichten zugänglich gemacht und damit ein Stück weit demokratisiert werden. Das Kaffeehaus, das für Menschen aller Bevölkerungsschichten frei zugänglich war und wo auch für jeden gratis Zeitungen zum Lesen bereitlagen, machte es möglich, verschiedenste soziale Schichten aneinander anzunähern.

Jedoch änderte sich mit dem Zusammentreffen der ärmeren und reicheren Schichten in den Kaffeehäusern nicht die gegenseitige Wahrnehmung; beziehungsweise sahen vor allem die Menschen aus dem Bildungsbürgertum die Menschen aus den unteren Schichten nicht als vollwertige Besucher der Kaffeehäuser an. Die Bildungsbürger diffamierten die Kaffeehausbesucher aus den niedrigen Schichten, indem sie diesen unterstellten, die Kaffeehäuser nur wegen der gratis Zeitungen aufzusuchen. Ferner wurden die Menschen aus den niedrigen Schichten dafür verspottet, dass sie kein fundiertes politisches Wissen hatten, sich aber trotzdem an den Diskussionen in den Kaffeehäusern beteiligen wollten. Dass es so viele Kaffeesurrogate und Rezepte für Kaffeesurrogate auf dem Markt gab, ist ein Indiz dafür, dass die Menschen aus den ärmeren Schichten versuchten, sich ihre eigene Kaffeekultur zu schaffen. Dennoch hätte ein großer Teil der ärmeren Bevölkerung gern an der eleganten Gesellschaft teilgehabt, was sich dadurch erklären lässt, dass sich dieser Teil der Gesellschaft in den Kaffeehäusern der reichen Gesellschaft aufhielt und den Anschein erwecken wollte, dass er genug Prestige habe, um auch in der eleganten Gesellschaft verkehren zu können. Für weite Teile der ärmeren Gesellschaft fungierte, wie bereits erwähnt, der Besuch im Kaffeehaus und die Zurschaustellung des eigenen angeblichen Wohlstands als Fassade und nicht selten auch als Ver-

drängungsmechanismus, um die Armut für einen Nachmittag aus dem eigenen Leben auszuklamern.

DAS DEUTSCHE THEATER IN ST. PETERSBURG

Eine nicht enden wollende Bewährungsprobe

Franziska Wolf

Kultureller Treffpunkt, Inhalt gesellschaftlicher Unterredungen sowie ein Stück Heimat in der Ferne: All das war das deutsche Theater in St. Petersburg vom 18. bis ins 20. Jahrhundert hinein. Dabei musste die Institution unzähligen Querelen trotzen. Misswirtschaft, mangelndes Talent der Schauspielerinnen und Schauspieler sowie die eindeutige Überlegenheit anderer Theaterhäuser der russischen Hauptstadt bescherten eine Belastungsprobe nach der anderen. Trotzdem wurden fortwährend große Bemühungen in Gang gesetzt, das deutsche Theaterwesen in der Stadt an der Newa am Laufen zu halten. Jahrzehnte der Unterbesetzung, der Verschuldung und der talentfrei aufgeführten Schmierer prägten die Geschichte des deutschen Theaters genauso, wie die Beschäftigung einiger der besten Schauspielerinnen und Schauspieler Europas, die Zeiten prall gefüllter Ränge und hochgelobter Inszenierungen. Um was also handelt es sich hier? Um eine einzige Serie von Tiefschlägen oder etwa doch um eine Erfolgsgeschichte?

Da dies nicht einfach zu beurteilen ist, wird im Folgenden detaillierter auf das Wesen und Wirken des deutschen Theaters in St. Petersburg eingegangen. Den Ausgangspunkt hierfür bildet das frühe 18. Jahrhundert, als die ersten deutschen Wandertruppen in die Stadt kamen, um sowohl für den Zarenhof, als auch für die breite Öffentlichkeit zu spielen.²⁹ 1745 wurde dann die

29 Andreas Keller: „...die vornehmste Slabode am Strohm von“. Die Petersburger deutsche Gesellschaft und ihr Theater im 18. und

erste ständige deutsche Bühne St. Petersburgs gegründet.³⁰ Zu dieser Zeit waren andere Männer mit dem gleichen Vorhaben bereits gescheitert.³¹ Der Berliner Johann Peter Hilferding konnte sich allerdings mit der Unterstützung von Johann Christoph Siegmung und Johann Siegfried Scolarl durchsetzen.³² Der Grund hierfür könnte eine innovative Idee Hilferdings gewesen sein. Er baute Marionetten in die Theateraufführungen mit ein, wodurch er ein Alleinstellungsmerkmal für seine Bühne schaffte. Auch wenn es unter seiner Führung kaum zu qualitativ hochwertigen oder künstlerisch anspruchsvollen Inszenierungen kam, blieb das deutsche Theater dabei nicht unbedingt ohne Erfolg. Vor allem die Schauspieltruppe um Konrad Ackermann mit einigen angesehenen und bekannten deutschen Schauspielerinnen und Schauspielern konnte mit ihren Gastauftritten ab 1747 die Ränge füllen.³³ Doch natürlich reichte das nicht aus, um dem Haus einen dauerhaften Erfolg zu sichern. Immer wieder blieben die Türen verriegelt, die Kassen geschlossen und die Sitze leer. Immer wieder führten fehlende Einnahmen zur vorübergehenden Schließung der gesamten Institution. Ändern sollte sich das vor allem ab den 1770er Jahren. Wohlhabende deutsche Kaufmänner und Unternehmer setzten nun ihr Vermögen für den Erhalt des Theaters ein, was nicht ohne Folgen bleiben sollte.³⁴ Für Veränderungen war es bereits höchste Zeit. Das Niveau musste deutlich

gehoben werden. Seichte Unterhaltung wurde durch altbekannte Stücke des Stehgreiftheaters, etwa dem ‚Hanswurst‘, zwar weiterhin geboten.³⁵ Doch nunmehr wurde auch ein anspruchsvolles Publikum bedient: Gotthold Ephraim Lessings Werke hielten Einzug auf der Bühne.³⁶ Dazu gesellten sich Tragödien, Lustspiele, Singspiele, Ballette und Opern³⁷, was nicht nur dem deutschen Publikum in der Stadt gefiel. Nun besuchten auch bedeutende Persönlichkeiten des russischen Adels das Haus, etwa die Kaiserin Katharina II. Zur gleichen Zeit wurden die Beziehungen zum deutschen Theater der Stadt Riga intensiviert. Das Rigauer deutsche Theater versorgte die Petersburger Bühne nicht nur mit Kostümen und Dekorationen, sondern auch mit Personal.³⁸ Um jedoch den eigenen Nachwuchs zu fördern, übernahm 1777 Karl Knipper, der bisherige Hauptfinanzier der Petersburger Bühne, die künstlerische Leitung des Hauses.³⁹ Die Beziehungen zum russischen Theater der Stadt wurden gleichsam gestärkt.⁴⁰ (Abb. 1)

Eine endgültige Schließung des deutschen Theaters schien damit vorerst abgewehrt. Zwar erfreute sich das Haus einiger Beliebtheit in der Bevölkerung und beim Adel, jedoch warfen die Aufführungen keinerlei Gewinne für die privaten Financiers ab. Diese wollten die hohen Summen,

19. Jahrhundert. In: An den Ufern der Newa. Deutsche in Sankt Petersburg. Red. v. Carsten Eichenberger. Hg. v. Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg. Stuttgart: Haus der Heimat, 2005, S. 40-51. Hier S. 50.

30 Ebd., S. 44.

31 [Anonym:] Ueber das deutsche Theater zu St. Petersburg. In: Zeitung für die elegante Welt 1,10 (1801), S. 78-79. Hier S. 78.

32 Erich Donnert: Sankt Petersburg. Eine Kulturgeschichte. Köln: Böhlau, 2002, S. 242f.

33 Ebd., S. 243.

34 Keller: Petersburger deutsche Gesellschaft, S. 44f.

35 Ebd. S. 43.

36 Erik Armburger: Deutsche in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Rußlands. Die Familie Armburger in St. Petersburg 1770–1920. Wiesbaden: Harrassowitz, 1986, S. 116.

37 Donnert: Sankt Petersburg, S. 244.

38 So traten auch die Eltern des Petersburger Komponisten und Klaviervirtuosen Charles Mayer in Riga auf, bevor sie ein Engagement in St. Petersburg erhielten. Siehe dazu den Essay von Johanna Heisig in diesem Band.

39 Der Petersburger Kaufmann und Fabrikdirektor Kar Knipper stammte aus Riga und finanzierte das deutsche Theater von 1775 bis 1781. Vgl. Keller: Petersburger deutsche Gesellschaft, S. 45.

40 Donnert: Sankt Petersburg, S. 244.



Abb. 1: Das Große Theater in Sankt Petersburg. Ansicht aus dem Panorama von Nevskij Prospekt. Kolorierte Lithografie von P.S. Ivanov nach Zeichnungen von V.S. Sadovnikov, 1835

die zur Instandhaltung der Truppe und des Gebäudes nötig waren, nicht länger aus eigener Tasche zahlen. 1782 wurde das bislang privat finanzierte deutsche Theater in St. Petersburg deshalb zur kaiserlichen Hoftruppe unter Katharina II. Die Finanzierung oblag von nun an dem russischen Staat.⁴¹ Nach der Übernahme der Finanzierung wurden die Entscheidungen über die Leitung der Truppe am Hof getroffen. Unter Kaiserin Katharina II. wurde Anfang 1781 der deutschbaltische Schriftsteller und Journalist August von Kotzebue engagiert. Kotzebue, der später als einer der erfolgreichsten Theaterautoren des deutschsprachigen Raums gefeiert wurde, leitete das deutsche Theater bis 1783 als Oberdirektionssekretär des St. Petersburger kaiserlichen Hoftheaters, unter dem es von nun an stand.⁴² Ihm folgte der General Peter Melissino, der das deutsche Theater ganz nach den Wünschen Katharina II. umstrukturierte. Neue Schauspielerinnen und Schauspieler wurden angeworben: „Das deutsche Theater der Residenzstadt entzog, besonders während der Existenz der deutschen Hoftruppe 1783–1791, manche renommierten Schauspieler den bedeutenden Hof- und Privatbühnen Deutschlands und Österreich-Ungarns.“⁴³. Bedeutende europä-

41 Keller: Petersburger deutsche Gesellschaft, S. 45.

42 Ebd., S. 45–46. – Vgl. zu Kotzebue: Jörg F. Meyer: Verehrt, Verdammt, Vergessen. August von Kotzebues Werk und Wirkung. Frankfurt M. u.a.: Peter Lang, 2005.

43 Keller: Petersburger deutsche Gesellschaft, S.

ische Dichter wie Lessing, Schiller oder Holberg wurden zu gern gesehenen Gästen auf der Bühne.⁴⁴ Doch trotz dieser bedeutenden Unterstützung und einer sicheren Finanzierung hatte es die deutsche Hoftheatertruppe nicht leicht. 1788 gründete sich nämlich ebenfalls in St. Petersburg ein deutsches Liebhabertheater, welches der kaiserlichen Truppe zahlreiche Schauspielerinnen und Schauspieler abwarb. Damit war auch das vorzeitige Ende des deutschen Hoftheaters besiegelt. 1791 wurde es aufgelöst⁴⁵, jedoch nicht ohne sieben Jahre später noch einmal wiederentdeckt zu werden – nunmehr wieder als eine prekär ausgestattete Privatinstitution,⁴⁶ die auf finanzielle Zuwendungen der Kaiserin Marija Fjedorovna angewiesen war.⁴⁷

In diesen Jahren leitete Josef Miré die Geschicke des Theaters als ein Privatunternehmen. Der „kaiserlich-königliche Hof-Fechtmeister“ wollte 1798 in der Stadt an der Newa seinen Traum erfüllen und ein eigenes Theater führen.⁴⁸ Er organisierte zunächst Vorstellungen im Gartentheater des Fürsten Naryschkin (Nariškin), die vielfach Anklang fanden.⁴⁹ Außerdem bewies er Gespür bei der Auswahl seiner Schauspielerinnen: Mme. Schröder und Mme. Müller, die zuvor einer Wandertruppe angehörten, sicherten Miré die allesentscheidende Gunst des Publikums und damit finanzielle Liquidität.⁵⁰ Die zusätzliche großzügige Unterstützung deutscher Kaufleute und Professoren ermöglichte es ihm schließlich, das Gebäude zu pachten, in dem bislang die Auf-

47.

44 Donnert: Sankt Petersburg, S. 245.

45 Armburger 1986, S. 116f.

46 Donnert: Sankt Petersburg, S. 246.

47 Keller: Petersburger deutsche Gesellschaft, S. 45.

48 Ebd., S. 45. Gerhard Giesemann: Zur Geschichte des deutschen Theaters in St. Petersburg. In: Festschrift für Alfred Rammelmeyer. Hg. v. Hans-Bernd Harder. München: Fink, 1975, S. 55–83. Hier S. 56.

49 Donnert: Sankt Petersburg, S. 247.

50 Giesemann: Zur Geschichte, S. 57.

führungen des kaiserlichen deutschen Theaters stattfanden. Von nun an ging es endgültig bergauf für Miré: Zusätzliche Kredite ermöglichten die Beschäftigung zusätzlicher Schauspielerinnen und Schauspieler, die wiederum für vollere Ränge und noch mehr Unterstützung sorgten – vermehrt auch in der Kaiserlichen Kanzlei.⁵¹ Doch was aussieht wie der endgültige und andauernde Durchbruch des deutschen Theaterwesens in St. Petersburg, war vielmehr der Beginn eines erneuten Tiefschlags: Bereits eineinhalb Jahre später ging Mirés Theater an das kaiserliche Hoftheater über⁵², was zu einem Thema in der Presse, auch außerhalb Petersburg, wurde. Die Leipziger *Zeitung für die elegante Welt*, die sich gerade als eine neue Kulturzeitung auf dem deutschsprachigen Pressemarkt zu behaupten begann, schrieb am 22. Januar 1801, dass die Misswirtschaft Mirés ihm die Unterstützung seiner Günstlinge gekostet habe.⁵³ Ein weiterer Redakteur der Zeitung schien hierzu aber ganz anderer Meinung zu sein. Im Oktober 1801 beteuerte dieser, Miré hätte nie übel mit dem ihm anvertrauten Geld gewirtschaftet, sondern stattdessen alles in die Verpflichtung „größtentheils brauchbar[er]“⁵⁴ Schauspieler investiert.⁵⁵

Die erneute Unterordnung des freien deutschen Theaters unter das kaiserliche Hoftheater in der Regierungszeit von Paul I. bedeutete zwar das (vorübergehende) Ende der Theaterkarriere Josef Mirés. Allerdings brachte dies auch einen Altbekannten auf die Petersburger Bühne zurück: August von Kotzebue übernahm im August 1800 zum zweiten Mal, diesmal auf den Wunsch des Kaisers Paul I., die Leitung. Sein Schauspiel *Opfer tod* bildete die Eröffnung des neuen kaiserlichen

Theaters. Weitere Stücke des deutschen Dramatikers, u.a. *Die Deutschen Kleinstädter* zählten bald zum festen Repertoire der Truppe.⁵⁶

Mit der Theaterleitung übernahm Kotzebue auch einen Großteil von Mirés ehemaligem Ensemble. Damit blieben alte Probleme, wie etwa die großen Unterschiede bezüglich Können und Talent innerhalb der Truppe⁵⁷, erhalten. Das Spiel blieb von mittelmäßiger Qualität⁵⁸, und das Urteil eines Zeitgenossen liest sich wie folgt:

Die [...] gehoffte vollkommene Verbesserung des Personals ist nun freilich nicht ganz nach Wunsch ausgefallen, denn außer einem Herrn Bernardi, einer Dem. Reiners [...] und einem Herrn Braun haben wir durch ihn nichts erhalten; der erste ohne Kraft, die zweite ohne Talente und Reize, und der dritte ohne Alles.⁵⁹

Doch damit nicht genug der Probleme. Die strenge kaiserliche Zensur, der auch Kotzebues eigene Werke zum Opfer fielen, sowie die immense Konkurrenz durch die französische Bühne machten es Kotzebue nicht leicht.⁶⁰ Und damit war bald auch das Ende Kotzebues zweiter Amtszeit besiegelt. Nach nur neun Monaten ging die Leitung an den bisherigen Zensor des Theaters Friedrich Georg Adelung über.⁶¹ Doch auch dieser hielt sich nicht lange und wohl aus Mangel an Alternativen erhielt auch Josef Miré seine zweite Chance. Das deutsche Hoftheater wurde (nach dem erneuten Thronwechsel in Russland) wieder zu einem Privatunternehmen unter seiner Leitung, welches nun wieder mehr Erfolge verbuchen konnte.⁶² Die schauspielerische Qualität ließ zwar nach wie vor zu wünschen übrig, jedoch überlagerten die

51 Donnert: Sankt Petersburg, S. 247.

52 Ebd., S. 248.

53 [Anonym:] Ueber das deutsche Theater zu St. Petersburg. In: *Zeitung für die elegante Welt* 1,10 (1801), S. 78-79. Hier S. 79.

54 [Anonym:] Ueber das deutsche Theater in St. Petersburg. In: *Zeitung für die elegante Welt* 1,118 (1801), S. 948-952. Hier S. 950.

55 Ebd., S. 949f.

56 Ebd., S. 45-46.

57 Giesemann: Zur Geschichte, S. 57.

58 Ebd. S. 57f.

59 [Anonym:] Ueber das deutsche Theater, S. 950.

60 Keller: Petersburger deutsche Gesellschaft, S. 46.

61 Giesemann: Zur Geschichte, S. 58.

62 Donnert: Sankt Petersburg, S. 248.

prunkvolle Dekoration und die aufwendige Inszenierung diesen Mangel gekonnt.⁶³ Ein Korrespondent der *Zeitung für die elegante Welt*, die das Petersburger Geschehen weiterhin genau beobachtete, schrieb über Mirés Aufführungen:

Nirgend habe ich bisher so schöne Dekoration, nirgend so viel Pracht und verfeinerten Geschmack in der Theatergarderobe und Kostüms vereint gesehen, als eben hier! [...] Schauspieler und Schauspielerinnen sah ich nie in geschmackvolleren Stickereien, nirgend so wie hier – sogar die Statisten in Atlas gekleidet.⁶⁴

Das gefiel sowohl dem nun regierenden Kaiser Alexander I. als auch der Öffentlichkeit. Das Theater befand sich Ende des Jahres 1802 in einer Hochphase – die allerdings nicht lange anhalten sollte. Bereits im folgenden Jahr verließen viele der angesehensten Schauspielerinnen und Schauspieler das Haus. Mit ihnen gingen die Zuschauer. Der nunmehr gehobene Geschmack der Petersburger Gesellschaft konnte nicht länger bedient werden. Aufwendige, und damit sehr kostspielige Inszenierungen, sowie die Besinnung auf klassische Stücke Shakespeares oder Schillers halfen nicht weiter.⁶⁵ Als die finanzielle Bredouille immer größer wurde, unternahm man erneut den verzweifelten Versuch, die deutsche Bühne dem Hoftheater zu unterstellen. Dieses Mal kam es jedoch gar nicht erst zur tatsächlichen Umsetzung des Vorhabens. Der russische Staat wollte das Unterfangen nicht finanzieren. Also blieb Miré nichts anderes übrig, als sein Haus eigenständig vor dem Ruin zu bewahren. Erreichen wollte er dies, indem er das Programm erneut grundlegend änderte. Shakespeare und Schiller waren passé. Nunmehr wurden leichte Konversations-

stücke aufgeführt, die primär der Unterhaltung dienten.⁶⁶ Dem Spielplan des Jahres 1804 ist zu entnehmen, dass eine Vielzahl komischer Opern und Lustspiele aufgeführt wurden, darunter *Der Dorfbarbier*, *Die drei Töchter*, *Die Köche* oder aber auch *Der Figaro*. Den eigentlichen Ansprüchen des Petersburger Publikums nach neuen Stücken und Abwechslung konnte Miré so nicht gerecht werden.⁶⁷ Die Kassen blieben weiterhin leer, weshalb sich Miré zu immer härteren Sparmaßnahmen gezwungen sah. Der Versuch, Sänger als Schauspieler und Schauspieler als Sänger einzusetzen, brachte ihm weit mehr Spott als finanzielle Liquidität ein. Das Ensemble reagierte rasch und kündigte. Da ohne Schauspielerinnen und Schauspieler kein Theater zu machen war, reiste Miré auf der Suche nach Nachwuchs nach Europa. Zu dieser Zeit gelangen es dem Schauspieler Gebhard sowie Mirés Ehefrau, die während der Abwesenheit des Direktors mit der Leitung des Hauses beauftragt waren, die endgültige finanzielle Misere vorerst abzuwenden.

Mit der Einwerbung eines neuen Ensembles hatte Miré Erfolg und konnte einige Schauspielerinnen und Schauspieler für sein Petersburger Theater gewinnen. Die Truppenmitglieder trafen jedoch erst nach und nach in der Stadt ein und konnten bezüglich ihrer schauspielerischen Leistung nicht alle gleich überzeugen. Selbst bei zahlreichen Benefizveranstaltungen blieben die Ränge manchmal leer – und damit auch die Theaterkassen. In den folgenden Jahren verschlimmerte sich die Situation so sehr, dass 1805 keine Gage mehr an die Schauspielerinnen und Schauspieler gezahlt werden konnte. Nur durch Mirés Beziehungen

63 Ebd. S. 246-249.

64 [Anonym:] Deutsche Bühne in St. Petersburg (Zufällig verspätete Nachrichten). In: *Zeitung für die elegante Welt* 3,6 (1803), S. 44-46. Hier S. 45f.

65 Giesemann: *Zur Geschichte*, S. 59f.

66 Ebd., S. 61f. Zum Unterhaltungstheater dieser Zeit siehe Maren Butte: *Komponiertes Vergnügen. Überlegungen zu einem melodramatischen Erfahrungsraum bei August von Kotzebue*. In: *Geselliges Vergnügen. Kulturelle Praktiken von Unterhaltung im langen 19. Jahrhundert*. Hg. von Anna Ananieva/Dorothea Böck/Hedwig Pompe. Bielefeld: Aisthesis, 2011, S. 141-56.

67 Ebd., S. 79-83.

zur russischen Polizei gelang es ihm, das Ensemble trotzdem dazu zu zwingen, bei den Proben zu erscheinen. Wer konnte, verließ Miré – und das waren die letzten noch verbliebenen talentierten Frauen und Männer. Nach Jahren der Miswirtschaft war Mirés erneutes Scheitern nun nicht mehr zu leugnen. Der Dichter Christlieb Georg Heinrich Arresto wurde neuer Direktor des Hauses. Miré hingegen kehrte St. Petersburg verarmt den Rücken.⁶⁸

Doch wie die Geschichte des deutschen Theaters bereits mehrfach gezeigt hat, bedeutete ein Personalwechsel nicht zwingend auch eine Veränderung der Verhältnisse. Die finanziellen Probleme blieben auch unter Arresto bestehen. Einen neuen Tiefschlag brachte die Nacht des 31. Januar 1806, als das Theatergebäude bis zur Unkenntlichkeit abbrannte. Die finanzielle Verantwortung für das Ensemble übernahm nun wieder der kaiserliche Hof.

Doch die Folgen des Theaterbrandes reichten noch viel weiter: Die neue Spielstätte lag außerhalb der Stadt, die deutsche Truppe teilte sich das Haus mit der russischen und es fehlte an Dekorationen und Kostümen. Erneut mangelte es auch an Schauspielerinnen und Schauspielern, weshalb Arresto kurzerhand vom ehemaligen Direktor selbst zum Schauspieler wurde. Ein Großteil der weiteren Künstler kam von dem deutschen Theater in Moskau. Viele von ihnen kehrten genau genommen nach St. Petersburg zurück, nachdem sie zuvor die Residenzstadt nach dem Theaterbrand 1806 verlassen hatten.

Der zuerst vom Kaiser eingesetzte Direktor Krasnopolskij musste bald gehen. Sein Nachfolger wurde Friedrich Karl Freiherr von Dankelmann, der zwar einige neue Künstlerinnen und Künstler verpflichten konnte, aber die Ränge auch nicht entscheidend füllte. Gespielt wurden Kotzebues Stücke, die sich auch auf der neuen Bühne als wirksame Publikumsmagnete erwiesen. Auch einzelne überschwängliche, prachtvolle Inszenierungen, wie sie das Publikum von der Leitung

68 Ebd., S. 62-69.

Mirés gewöhnt war, konnten für ein volles Haus garantieren. Doch waren sie sehr kostspielig. So stand es lange Zeit unverändert schlecht um das Fortbestehen der deutschen Bühne in St. Petersburg. Ihre endgültige Rettung brachten schließlich die tiefgreifenden politischen Umwälzungen in Europa.⁶⁹ Als 1812 Napoleon in Russland einfiel, dauerte es nicht lange, bis die französische Bühne in St. Petersburg aufgelöst wurde. Die bislang härteste Konkurrenz des deutschen Theaters war damit von der Bildfläche verschwunden und die Existenz der deutschen Truppe auf diese Weise langfristig gesichert. Von nun an konnte das Repertoire um künstlerisch anspruchsvollere Stücke erweitert werden und die personelle Fluktuation innerhalb der Truppe ging zurück.⁷⁰ Auch die Presse äußerte sich nun vermehrt positiv über das Haus:

König Lear – ist mit großem Beifall wiederholt worden, und mit reiner Anerkennung, mit inniger Verehrung für das Kunst-Bemühen des Herrn Gebhard (Lear) und [...] der liebenswürdigen Mad. Gebhard (Cordelia).⁷¹

So wurden auch etwa die Schauspieler Barlow und Feddersen von den Kritikern gefeiert:

Das Tragische [Schauspiel] ist [...] nun zu unserer aller vollkommenen Zufriedenheit. Der talentvolle Schauspieler Herr Barlow aus Riga hat seit einigen Wochen sein neues Engagement hier ganz angetreten, und gibt uns im Verein mit Mad. Feddersen in hochtragischen Rollen einen Genuß, wie ihn unsere deutsche

69 Ebd., S. 69-77.

70 Keller: Petersburger deutsche Gesellschaft, S. 50.

71 [Anonym:] Korrespondenz und Notizen. St. Petersburg im Okt. 1814. In: Zeitung für die elegante Welt 14,234 (1814), S. 1871-1872. Hier S. 1871.

Bühne in langen – langen Jahren nicht gewähren konnte.⁷²

Das deutsche Theater konnte seit dem als kaiserlicher Hoftruppe bis zum Jahre 1890 erfolgreich bestehen.⁷³ Ein deutsches Theaterwesen in St. Petersburg bestand aber auch nach diesem Jahr in Form von Gastspielen und kleineren Privattheatern bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1914 fort.⁷⁴

Abschließend lässt sich feststellen, dass das deutsche Theater in St. Petersburg eine äußerst wechselvolle Geschichte vorzuweisen hat. Zwar bestand die Nachfrage nach einer deutschen Bühne in der Stadt bereits früh und hielt sich unaufhörlich, jedoch fiel es schwer, diese aufzubauen und aufrechtzuerhalten. Ob als private oder kaiserliche Institution – die Probleme blieben dieselben: Die Besetzung konnte der Konkurrenz mit den anderen Häusern oft nicht standhalten, die Leitung wollte nicht gelingen und die Einnahmen reichten nicht aus. Der Geschmack des Petersburger Publikums wurde nur in Ausnahmen getroffen und die gelungenen Inszenierungen verschlangen mehr Geld als sie einbrachten. Trotzdem blieben die Bemühungen zum Erhalt des deutschen Theaterwesens nie aus. Während all der Jahre der Umwälzungen, Niederschläge und Querelen wies die deutsche Bühne ein gewisses Potenzial auf. Dieses hätte sich unter einer besseren Leitung und Ausrichtung sicher früher entfalten können. Das Ende der Probleme brachte schließlich das Geschehen auf der politischen Bühne. Napoleons Feldzug 1812 bedeute das Ende für das französische Theater – und damit verschwand die bis dahin härteste Konkurrenz für die deutsche Bühne. Es folgten Jahrzehnte der Beständigkeit. Bis 1890

72 [Anonym:] Korrespondenz und Notiz. Aus St. Petersburg, den 22. Oktober. In: Zeitung für die elegante Welt 25,235 (1825), S. 1879-1880. Hier S. 1879.

73 Keller: Petersburger deutsche Gesellschaft, S. 50.

74 Keller: Petersburger deutsche Gesellschaft, S. 47-50.

existierte die deutsche Bühne und prägte nach wie vor die Schlagzeilen, jedoch weitaus positiver als zuvor. Sowohl Russen als auch Deutsche ließen sich gerne von den Künstlerinnen und Künstlern unterhalten und statteten dem Haus zahlreiche Besuche ab. Der Durchbruch gelang somit erst spät und wurde durch politische Entscheidungen wesentlich begünstigt. Jedoch war er nun von Dauer. Deshalb lässt sich mit Recht behaupten, dass das deutsche Theater in St. Petersburg letztendlich eine Erfolgsgeschichte vorzuweisen hat. Das Festhalten an der Idee und die nicht enden wollenden Bemühungen zahlten sich nach langen Jahren der Bewährung aus. Um eine Erfolgsgeschichte für die einzelnen Beteiligten handelt es sich trotzdem nicht. Die Institution konnte sich durchsetzen, die Instituierenden nicht immer.

VIRTUOSITÄT AUF REISEN

Musikalische Unterhaltung bei Charles Mayer (1799–1862)

Johanna Heisig

Im Februar 1817 präsentierte der Petersburger Klarinettist Mayer seinen Sohn Charles (Karl) der Pariser Salonwelt.⁷⁵ Der aus der Seine-Metropole berichtende Korrespondent der *Allgemeinen Musikalischen Zeitung* (AMZ) zeichnet ein lebhaftes Bild von der Art, wie der Wunderjüngling aus Russland in der Pariser eleganten Welt aufgenommen wurde. Praktisch aus der Postkutsche heraus sei der erst 17-jährige Fortepianospieler

75 Die vorliegende Studie wurde zuerst als ein Vortrag für die Interdisziplinäre Konferenz „Der europäische Salon: Salonmusik des 19. Jahrhunderts“ (Music Department der National University of Ireland in Maynooth, Oktober 2015) vorbereitet und für die Veröffentlichung im Rahmen dieses Bandes leicht überarbeitet. Für die Unterstützung bei den Recherchen und der Ausarbeitung des Beitrages bedanke ich mich herzlich bei Rolf Haaser und Anna Ananieva.

in mehrere glänzende Salons gestiegen und dort begeistert empfangen worden. Die Journalisten, denen der Eingang in die exklusiven Zirkel verwehrt war, hätten vor den geschlossenen Türen gehorcht, die aus den Sälen herausdringenden Bravorufe mit ihren Schreibfedern aufnotiert und als Artikel in die Zeitungen kolportiert. Die „Salons hatten“, so fasst der deutsche Korrespondent zusammen, „den Ausspruch gethan, die Journalen ihn, wie Echos, wiederholt, und Hr. Carl Mayer war nun ein Wunderding, er mochte wollen oder nicht.“⁷⁶ In aller Deutlichkeit wirft dieser journalistische Beitrag des Pariser Korrespondenten ein Schlaglicht auf das Verhältnis von Salon und Zeitung, von einem unmittelbaren salonkulturellen Ereignis und dessen spezifischer Vermittlung über ihre räumliche und situative Verortung hinaus durch das ‚Distanzmedium‘ Zeitung.

Im Fall des Berichtes in der *AMZ* handelt es sich sogar um eine doppelte ‚Medialisierung‘; zunächst wurde der Klaviervortrag Mayers durch die Pariser Blätter vermittelt, und im zweiten Schritt kommentiert der Artikel in der *Leipziger Musikzeitschrift* für ein deutschsprachiges Publikum nicht nur den Auftritt Mayers, sondern auch das Verhalten der Pariser Presse, indem er sich nun seinerseits von den enthusiastischen „Bravo’s und Brava’s“ der „pariser Petits-Maitres“ distanziert. Ein Wunderding habe er nämlich bei einem zweiten, nun öffentlichen Konzert in dem jungen Pianisten nicht erkennen können, wünscht ihm aber, unverkennbar ironisch, Glück zu dieser fragwürdigen Virtuosenkarriere: „[D]ergleichen frühreife Treibhauspflanzen taugen, wie nirgend, auch in der Musik nicht.“⁷⁷ Und als hätte es keinen Mozart und andere frühvollendete Genies gegeben, fährt der Verfasser im selben Tonfall fort:

[S]ie sterben ab, ehe man eine Hand umwendet, und der Genuss derselben hat höchstens den Gaumen gekitzelt, aber dem Magen wenig kräftige, gesunde

76 Allgemeine Musikalische Zeitung 7 (12.02.1817), Sp. 127.

77 Ebd.

Nahrung gelassen. Das Sprichwort sagt: [J]edes Ding will seine Weile haben.“⁷⁸

Der Verfasser drückt seine Missbilligung gegenüber musikalischen Praktiken der eleganten Salongesellschaft aus und scheint die erst zwei Jahrzehnte später in breiterer Öffentlichkeit diskutierte Virtuosenkritik vorwegzunehmen.

Ohne sich dieser Kritik anzuschließen, darf die Frage gestellt werden: Was ist aus dem als „Wunderding“ gepriesenen Charles Mayer geworden? Die Quellen zu dem seiner Zeit durchaus europaweit bekannten Komponisten und Klaviervirtuosen Charles Mayer fließen überraschend spärlich. Mit Ausnahme einer russischsprachigen unveröffentlichten Dissertationsschrift, die die Petersburger Musikwissenschaftlerin Nina Melik-Davtjan im Jahr 2013 abgeschlossen hat, liegen keine monographischen Arbeiten oder wissenschaftliche Studien zu Charles Mayer vor. Die zahlreichen biografischen Artikel in einschlägigen internationalen Lexika können nicht darüber hinwegtäuschen, dass Leben und Werk eines nicht unbedeutenden Musikers, der rund 900 Musikstücke komponiert⁷⁹ und an die 800 Musiker ausgebildet hat, praktisch unerforscht geblieben sind. Aus der Fülle von biografischen Mosaiksteinchen konnte folgendes Biogramm erstellt werden.

Charles Mayer wurde am 21. März 1799 in Königsberg in eine Musiker-Familie geboren.⁸⁰ Nur wenige Monate nach seiner Geburt traten seine Eltern, ein Klarinettist⁸¹ und eine Gesangslehrerin

78 Ebd.

79 Laut Melik-Davtjan handelt es sich um 900 Kompositionen (351 Opuse). Vgl. Nina Melik-Davtjan: *Tvorčeskij oblik Karla Majera i fortepiannaja kul'tura ego vremeni*. Aftoreferat dissertacii. Sankt-Petersburg 2013, S. 3.

80 Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Hg. v. Friedrich Blume. Bd. 8. Kassel: Bärenreiter, 1960, Sp. 1838.

81 *Dizionario Universale Dei Musicisti*. Hg. v. Carlo Schmidt. Bd. II. Mailand Sonzogno, 1938, S. 67.

und Pianistin⁸² in dem Rigaer Theater auf;⁸³ auch der weitere Verlauf des beruflichen Erfolgs der Familie Mayer war mit dem Russischen Imperium verbunden. So wuchs Charles Mayer in Moskau und Petersburg auf und wurde dort von dem irischen Pianisten und Komponisten John Field im Klavierspiel unterrichtet.⁸⁴ Charles soll „erklärter Liebling“ im Fieldschen Hause gewesen sein und bereits mit neun Jahren in Moskau Konzerte „mit größtem Beifall“ gegeben haben.⁸⁵ Nach dem Ende der Napoleonischen Kriege begleitete Charles seinen Vater nach Paris, wo er auch selbst spielte und wohlwollend aufgenommen wurde.⁸⁶ 1814 trat er seine erste große Konzertreise durch Europa an, die ihn zuerst nach Warschau⁸⁷, dann nach Paris (wo er den meisten Beifall geerntet haben soll)⁸⁸, Amsterdam, Stockholm, Kopenhagen, Leipzig und Wien führte.⁸⁹ Seine Variationen von *God save the King*, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten, schrieb und spielte er zuerst in Amsterdam.⁹⁰ Nach der Rückkehr nach St. Petersburg

im Jahr 1819 begann, darüber sind sich die Biografen einig, seine eigentliche „Glanzperiode als Virtuoso und Lehrer“.⁹¹ Von da an bewegte sich Charles Mayer im Zentrum des musikalischen Lebens der russischen Residenzstadt. Sein Haus soll der „Sammelpunkt aller musikalischen Notabilitäten der kaiserlichen Hauptstadt“ gewesen sein.⁹² Wie Melik-Davtjan durch die Auswertung der russischen Presse nachweisen konnte, fanden zwischen 1819 und 1845 mindestens 122 öffentliche Konzertauftritte von Mayer in Moskau und St. Petersburg statt.⁹³ Dabei trat Mayer in den besten musikalischen Adressen auf: im Großen und Kleinen Theater, im Saal der Adelsversammlung und auch im Musiksalon von Olga Engelgardt (1796-1853, heute Konzertsaal der Kleinen Philharmonie in Petersburg). Als Mitglied des Petersburger Kammerensembles spielte er im April 1822 an der Seite von Johann Nepomuk Hummel und im Mai 1842 an der Seite von Franz Liszt. Bekannt, aber leider kaum dokumentiert, sind seine regelmäßigen Auftritte im Rahmen musikalischer Abende in Petersburger Salons, die u.a. in Häusern der Gräfin A.G. Laval, S.A. Golicina, P. Mjatleva und A.G. Kušeleva-Bezborodko abgehalten wurden.⁹⁴ (Kat. III.1) Aus der Petersburger Damenwelt kamen auch zahlreiche Klavierschülerinnen von Mayer, der sich seit den 1820er Jahren auch einen exzellenten Ruf als Pädagoge erwarb.⁹⁵ Zu seinen

82 Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Personenteil 11. Hg. v. Ludwig Finscher. Kassel: Bärenreiter, 2004, Sp. 1389f.

83 Vgl. Art. Mayer. In: Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon. Hg. v. Moritz Rudolph. Riga: Kymmell, 1890.

84 Algemene Muziek-Encyclopedie. Bd. IV. Hg. v. August Corbet u.a. Antwerpen: Zuid-Nederlandse Uitg., 1960, S. 503.

85 Musikalisches Conversationslexikon. Eine Encyclopädie der gesamten musikalischen Wissenschaften für Gebildete aller Stände. Hg. v. Hermann Mendel/August Reissmann. Bd. VII. Berlin: Oppenheim, 1880, S. 101.

86 Grove's Dictionary of Music and Musicians. Hg. v. George Grove. Bd. VII. London u.a.: Macmillan, 1880, S. 240.

87 Musikalisches Conversations-Lexikon, S. 101.

88 Ebd.

89 Algemene Muziek-Encyclopedie, S. 503.

90 Vgl. Musikalisches Conversations-Lexikon, S. 101; Grove's Dictionary of Music and Musicians, S. 172.

Musikalisches Conversations-Lexikon, S. 101.

91 Ebd.

92 Ebd.

93 Malik-Davtjan: Aftoreferat dissertacii, S. 8. Als Anhang zu ihrer unveröffentlichten Dissertation hat sie eine *Chronologische Liste von Konzertaufführungen Karl Mayers von 1819 bis 1845 in St. Petersburg und Moskau* (Хронограф концертных выступлений К. Майера в 1819-1845 гг. в Петербурге и в Москве) erstellt und zwar anhand von Ankündigungen und Zeitungsberichten der russischen Presse aus diesem Zeitraum (konnte nicht eingesehen werden).

94 Für diesen freundlichen Hinweis danke ich Frau Nina Melik-Davtjan.

95 Algemene Muziek-Encyclopedie, S. 503.

Schülerinnen zählte die Pianistin M.A. Garder, die ihrerzeit als Beethoven-Interpretin gefeiert wurde. In den Kanon der Musikgeschichte ist aber nur einer seiner männlichen Klavier-Schüler eingegangen: Mayer unterrichtete den russischen Komponisten Michail Ivanovitsch Glinka.⁹⁶

In den 1840er Jahren unternahm Mayer wieder eine ausgedehnte Konzertreise, wobei seine Auftritte in Hamburg, Kopenhagen, Berlin und Wien⁹⁷ zum Teil als „Triumph“⁹⁸ gefeiert wurden. In Stockholm wurde er laut einem Pressebericht „mit Beifall überschüttet“ und „des Jubels wollte kein Ende nehmen“.⁹⁹ Zu Beginn der 1850er Jahre ließ er sich in Dresden nieder¹⁰⁰ und verbrachte in der sächsischen Residenz die nächsten Lebensjahre, wo er seinen Ruf als hervorragender Lehrer behauptete.¹⁰¹ Bis zu seinem Tod 1862 blieb Charles Mayer ein gefragter Pianist und Komponist¹⁰², dessen Werke – darunter auch zahlreiche ‚Salonstücke‘ – bis Ende des 19. Jahrhunderts regelmäßig herausgegeben wurden. (Kat. III.16)

An der hier skizzierten Biografie Mayers wird deutlich, wie stark die damalige Musikszene international vernetzt war. Geboren in Königsberg, ausgebildet von einem Iren in Petersburg und Moskau, auf Konzertreisen in ganz Europa und schließlich das letzte Lebensjahrzehnt in Dresden: Charles Mayer gehörte zu den Akteuren, die zur Transformation von Unterhaltung beitrugen und für eine europaweite Zirkulation von Nachrichten über ihre musikalischen Formen und Praktiken sorgten.

Im Rahmen meiner kleinen Studie zu musikalischer Unterhaltung bei Charles Mayer habe ich

deutschsprachige Kulturzeitungen ausgewertet und versucht, Mayers Reisen und Wirken anhand von Konzertrezensionen, Ankündigungen und Anzeigen zu Notenveröffentlichungen zu erschließen.

Ähnlich wie die von Rolf Haaser in seinem Beitrag vorgestellte Nina d’Aubigny Engelbrunner¹⁰³ war Mayer sowohl als Virtuose und Musikpädagoge aktiv, wenn auch zu einer etwas späteren Zeit, in einem anderen Genre und einer anderen kulturellen Topografie zugehörig. Mit eigenen publizistischen Beiträgen ist er, soweit erkennbar, nicht hervorgetreten, doch brachte er eine Vielzahl von Musikdrucken mit eigenen Kompositionen auf den Markt. Die Titel und Widmungen geben Aufschluss über den Kontext, in dem er seine Arbeiten situierte. Auffällig häufig findet sich die Etikettierung einzelner Kompositionen als Salonstücke. Dieser Umstand verweist nicht nur auf seine eigene Konzert- und Aufführungspraxis, sondern auch auf seine Rolle als Ausbilder von Musikern und Musikerinnen zu Salonvirtuosen. Es besteht kaum Zweifel daran, dass das Konzept der Salonvirtuosität für den Kulturraum, in dem Mayer sich bewegte, auch dann noch virulent geblieben ist, als der Virtuosenkult in der musikalischen Fachpresse bereits als anrüchig und unmoralisch abgetan wurde. Der Wiener Musikhistoriker und Zeitgenosse Mayers Eduard Hanslick begrenzte die sogenannte ‚Virtuosenzeit‘ im Nachhinein auf die Phase zwischen den Revolutionen von 1830 und 1848.¹⁰⁴ Insbesondere in den deutschsprachigen Feuilletons entspann sich gegen Ende dieser Zeitspanne ein lebhafter Diskurs um das Phänomen der ‚Virtuosität‘. (Abb. 1)

Folgt man einer neueren wissenschaftlichen Auf-

96 Musik in Geschichte und Gegenwart, Sp. 1390.

97 Julius Schuberth’s Musikalisches Conversations-Lexicon. Ein encyclopädisches Handbuch. Bearb. Robert Músiol. Leipzig: Schuberth, 1877, S. 284.

98 Musik in Geschichte und Gegenwart, Sp. 1838.

99 Didaskalia (24. Januar 1946).

100 Julius Schuberth’s Musikalisches Conversations-Lexicon, S. 284.

101 Musik in Geschichte und Gegenwart, Sp. 1838.

102 Grove’s Dictionary, S. 172.

103 Siehe dazu seinen Beitrag in diesem Band.

104 Hans Georg von Arburg: Einleitung. In: Virtuosität. Kult und Krise der Artistik in der Literatur und Kunst der Moderne. Hg. v. dems. Göttingen: Wallstein, 2006, S. 7-18. Hier S. 11. Im Folgenden orientiere ich mich an der vom Verfasser dieser Studie entwickelten Systematik in Hinblick auf die Schlüsselaspekte des Virtuosen Diskurses.

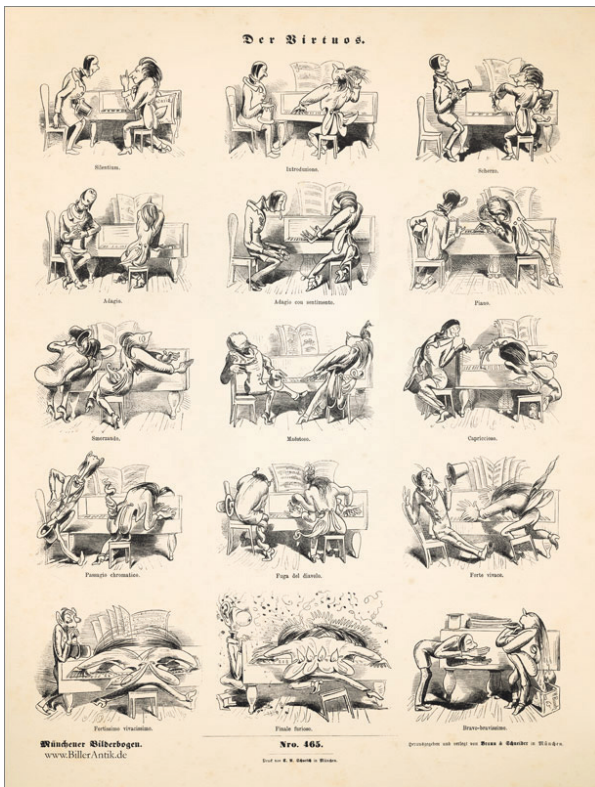


Abb. 1: „Der Virtuoso.“ Bilderbogen-Nr. 465. Holzstich, 43,5 x 33,5 cm. München: Verlag Braun & Schneider, 1862.

fassung von Virtuosität als einer „komplexe[n] ästhetische[n] Praxis [...], in der sich Aktions- und Reaktionsschema durchkreuzen“¹⁰⁵, lassen sich auch die Konturen ‚musiklicher Unterhaltungen‘ Mayers nachzeichnen, so wie sie in der zeitgenössischen Presse als Reaktion auf seine Aktivitäten gespiegelt und produziert werden. Eine Untersuchung aus dieser Perspektive hat nicht nur Aussagekraft über Mayers Wirken, sondern auch über die Lebensrealität seiner Zeitgenossen. Neben begeisterten Kritiken über die fulminanten Auftritte eines Liszt oder Paganini wird den Virtuosen zugleich paradoxerweise auch die Verflachung der Kunst vorgeworfen. Mayers Wirkungszeitraum als Pianist, der eigene und fremde Werke spielt, fällt exakt mit der ‚Virtuosenzeit‘ des Biedermeier und Vormärz zusammen. Im Gegensatz zu Liszt ist jedoch Mayer heute nur noch wenigen Spezialisten unter Musikhistorikern bekannt und könnte rückblickend als ein ‚Virtuose der zweiten Reihe‘ bezeichnet werden. Die Beschäftigung mit ihm ist gerade deswegen interessant: In ihm

105 Arburg: Einleitung, S. 8.

spiegelt sich die kontroverse Diskussion um das Virtuositentum, die Berichterstattung über Mayer ist durchzogen mit diesbezüglichen Metakommentaren. Inwiefern gilt der Virtuositätsdiskurs für die ‚Virtuosen der zweiten Reihe‘? Was kann über die Aufführung und deren Wirkung, in anderen Worten über ‚Aktion‘ und ‚Reaktion‘, gesagt werden? Im Folgenden möchte ich anhand der für das Verständnis der ‚Virtuosenzeit‘ zentralen Aspekte die wichtigsten Tendenzen in der Wahrnehmung Mayers herausarbeiten, sowie sie sich in der Berichterstattung der feuilletonistischen Presse seiner Zeit niedergeschlagen haben.

In der Berichterstattung über Mayer irritiert auf den ersten Blick, dass seine Technik wiederholt als formvollendet gepriesen wird (Technikaspekt), die Darbietung jedoch als „nur brilliant“ bezeichnet wird. Offensichtlich wird von einem Virtuosen nicht nur das Mögliche, sondern die Grenzüberschreitung gefordert (Absolutheitsaspekt). Die Theaterwissenschaftlerin Annemarie Matzke formuliert dies so, dass zur Figur des Virtuosen „gerade die widersprüchliche Position zwischen ‚können‘ und ‚Wunder‘“¹⁰⁶ gehört. Die Aufführung zielt darauf, das Kunstwerk nicht nur zu präsentieren, sondern tatsächlich erst im Moment der Aufführung zu erschaffen. Dazu bedarf es nicht nur der Kunstfertigkeit des Virtuosen; sein ganzer Körper dient dazu, das Kunstwerk vor den Augen und Ohren des Kunstkonsumenten entstehen zu lassen (Darstellungsaspekt).¹⁰⁷ So wird Mayers ‚Ausdruck‘ fast ebenso eingehend analysiert wie seine Spieltechnik. Die Bewertung fällt hier ambivalent aus: Während einige Kritiker Mayer einen einnehmenden Ausdruck bescheinigen (bereits im ersten Artikel über Mayer in der

106 Annemarie Matzke: Arbeit am Theater. Eine Diskursgeschichte der Probe. Bielefeld: transcript, 2012, S. 67.

107 Vgl. dazu auch Gabriele Brandstätter: Die Szene des Virtuosen. Zu einem Topos von Theatralität. In: Hofmannsthal-Jahrbuch zur europäischen Moderne 10 (2002), S. 213-243. Hier S. 226.

AMZ 1815,¹⁰⁸ aber bis 1846¹⁰⁹ zu verfolgen), attestieren ihm andere hier noch Entwicklungspotential.¹¹⁰ Der vom Künstler gewünschte Eindruck der Perfektion bedingt auf Seiten des Publikums das Misstrauen, sie sei eine Illusion und nehme der Musik ihre Tiefe. So heißt es in einer Kritik über ein Konzert Mayers von 1817: „das grosse Publicum [sey] mehr mechanisch erschüttert, als geistig gerührt“ und wolle „mehr mit den Ohren hören, als mit der Seele [messen]“.¹¹¹ Was hier anhand der Musikästhetik erwogen wird, gehört zu einem großen Diskurs um die Veränderungen des Menschen und seiner Kultur im Zeitalter der zunehmenden Technisierung (wie bei Kleist, Hoffmann, Freud, Benjamin).¹¹² Ich komme auf diesen Aspekt zurück.

An der soeben angesprochenen Konzertkritik wird auch deutlich, dass in der Bewertung der künstlerischen Darbietung nicht nur ästhetische Kriterien angelegt werden, sondern auch moralische (Leistungs- und Wirkungsaspekt). In einer amüsanten Notiz zu einer Notenveröffentlichung Mayers tritt dieser Aspekt zu Tage:

Was soll das nun? *Premier grand Rondeau* heißt dies Des-dur – Stück. Grand, nach neuen Begriffen, ist's auf keinen Fall (daß es auch nach ältern dieß nicht sei, liegt

-
- | | | |
|-----|--|----|
| 108 | Allgemeine Musikalische Zeitung | 29 |
| | (19.07.1815), Sp. 490. | |
| 109 | Vgl. bspw. Bohemia 152 (15.10.1846). | |
| 110 | Allgemeine Musikalische Zeitung | 19 |
| | (13.05.1818), Sp. 343. | |
| 111 | Allgemeine Musikalische Zeitung | 7 |
| | (12.02.1817), Sp. 128. | |
| 112 | Die Frage, ob sich der Mensch im Zeitalter der Maschine auch zu einer solchen verwandeln würde, spiegelt sich unter anderem in Kleists Über das Marionettentheater (1810) und Hoffmanns <i>Der Sandmann</i> (1817), die beide in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden sind. Der Frage nach der Veränderung der Kunst geht Walter Benjamin in seinem Text <i>Die Kunst im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit</i> nach. | |

schon in dem Gesagten) denn es kostet nur 15 Sgr. Der Zusatz ‚premier‘ lässt uns voraussehen, dass Herr M. noch mit mehreren droht; mögen die folgenden besser sein, als das vorliegende.¹¹³

Die Vermischung von ästhetischen und moralischen Kriterien wird auch deutlich, wenn in einer Konzertkritik Mayers Bescheidenheit gelobt wird: Zum einen wird seine Schlichtheit bei der Aufführung gerühmt: „Ohne die gewaltsamen physischen Verzerrungen moderner Virtuosen, macht er durch sein Spiel nicht nur auf die Kenner, sondern auch auf die Laien den größten Eindruck. Geistreich, fleißig, tüchtig, wie Wenige, ißt er bescheiden, wie Keiner“.¹¹⁴ Zum anderen wird lobend erwähnt, dass er die Preise für seine Vorstellungen herabgesetzt habe.¹¹⁵ Über die Gründe kann nur spekuliert werden. Diese Randbemerkung ist aber insofern interessant, als dass hier sowohl eine Öffnung der ‚schönen Tonkunst‘ für ein breiteres Publikum als auch eine zunehmende, nicht nur ästhetische, sondern auch finanzielle Abhängigkeit des Künstlers von seinem Publikum anklingen. Dieser Aspekt wird zu Mayers Lebzeiten bereits kontrovers diskutiert. So heißt es im *Musikalischen Repetitorium aller neuen Erscheinungen* von 1844: „Der Musiker steht nun in höherem Ansehen als früher, wo er oft zum Kammerdiener grosser Herren herabsank, aber dafür ist er auch ein Sklave der heutigen Gesellschaft geworden.“¹¹⁶ In dieser Kritik spiegeln sich die Transformationen von Unterhaltung wider, die einerseits die Öffnung musikalischer Praktiken gegenüber einem breiten Adressatenkreis befördern und dadurch eine ‚neue Öffentlichkeit‘, ein neues Publikum auch für musikalische Unterhaltungen hervorbringen. Andererseits provozieren

-
- | | | |
|-----|--|----|
| 113 | Berliner Allgemeine Musikalische Zeitung | 33 |
| | (16.8.1826), S. 264. | |
| 114 | Der Humorist 135 (06.06.1846), S. 548. | |
| 115 | Der Sammler 208 (21.12.1846), S. 831. | |
| 116 | Herrmann Hirschbach (Red.): <i>Musikalisch kritisches Repetitorium aller neuer Erscheinungen im Gebiete der Tonkunst</i> 1 (1844), S. 57f. | |

diese neue ‚Schließungen‘ und Grenzziehungen, die sich sowohl im Bereich der Musikkonsumenten (z.B. Salongesellschaft vs. Konzertpublikum) artikulieren, als auch im Bereich der Musikproduktion bspw. in Hinblick auf Unterscheidung zwischen den ‚schönen‘ und ‚angenehmen‘ Künsten, also zwischen Kunst und Unterhaltung, einen verbindlichen Charakter erhalten.¹¹⁷

Die sich verändernden Produktions- und Konsumptionsbedingungen der Kunst fließen immer wieder ein, wenn über Mayer berichtet wird (Sozial- und Politikaspekt). So wird einerseits erwähnt, wie beschleunigte Kommunikation und Transport, aber auch neue Netzwerke und Kommunikationsräume das Reisevirtuosentum bedingen: „Dieser junge Künstler [Mayer, J.H.] war, vermittelt wirksamer Empfehlungsschreiben, fast unmittelbar aus dem Postwagen in mehre glänzende Salons gestiegen.“¹¹⁸ Hier klingt an, dass das Virtuosentum mit der Wahrnehmung einer sich beschleunigenden Lebensgeschwindigkeit verknüpft ist. In Bezug auf Mayer lassen sich zwei Dimensionen dieser Beschleunigung erkennen: Zum einen wird eine „unselige Eile“ des Vortrages kritisiert,¹¹⁹ zum anderen wird auch das Reisetempo der wechselnden Künstler karikiert, wenn die

Virtuosens mit Strichvögeln „mit gesenkten Flügeln“ verglichen werden, die von einer Stadt zur anderen hasten.¹²⁰

Anhand einer Zeitungsanalyse zu Mayer lässt sich der Virtuositätsdiskurs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hervorragend nachzeichnen. In diesem spiegeln sich die ambivalenten Haltungen der Zeitgenossen gegenüber einer sich wandelnden Welt, der heraufziehenden Moderne. Die Person Mayers dient als Spiegel der Emotionen des Publikums: Der emotionale Höhenflug angesichts einer aufgeklärten Welt, in der der rationale Mensch Gott ist (Absolutheitsaspekt) und gleichzeitige Angst vor einer entgrenzten Wissenschaft und Technik, die auch den Menschen zur Maschine macht (Technikaspekt). Die Suche nach dem wahren, eigentlich Menschlichen, der Seele (Darstellungsaspekt), die erst dadurch ermöglicht wird, dass der Mensch sich als handelndes Subjekt wahrnimmt, dass sich als Herr seiner selbst erschafft oder zerstört. Diese Ambivalenz spiegelt sich in der Wirkung, die sich zwar auch an einer Ästhetik des Hässlichen oder Schauerlichen ergötzen kann, jedoch immer auch das Moralische sucht. Der Performanzzwang, die Schöpfung seiner selbst keinem anderen mehr überlassen zu können, spiegelt sich im Leistungsaspekt.

Wie lässt sich Charles Mayer in diesem Diskurs der Virtuosenzeit als Pianist verorten? Die Pressestimmen charakterisieren Mayer dahingehend, dass „stürmische Effekte“ weniger seine Sache seien, denn eine „weiche Gemüthlichkeit“.¹²¹ „Nach den großen Anspannungen der modernen Schule“ erfreue man sich „wieder an der sauberen, formgebildeten Äußerung eines ruhigen und doch warmen Musikers“.¹²² Mayer scheint demnach im Gegensatz zu einem absoluten, Hysterie auslösenden Kunstanspruch vielmehr eine ‚biedere Eleganz‘ zu verkörpern. Obwohl vorausgesetzt werden kann, dass Mayer dem durchschnittlichen Leser bekannt war, ist seine Popularität kei-

117 Die Transformationen von Unterhaltung zwischen Konversation und freier Geselligkeit in der Biedermeier- und Vormärzzeit wurden in dem gleichnamigen Vortrag von Anna Ananieva im Rahmen der bereits erwähnten Konferenz „Der europäische Salon“ erläutert. Vgl. dazu auch Auf der Schwelle zur Moderne: Szenarien von Unterhaltung in Deutschland zwischen 1780 und 1840. Vier Fallstudien. Hg. v. Anna Ananieva/Dorothea Böck/Hedwig Pompe. 2 Bde. Bielefeld: Aisthesis, 2015. Zur Diskussion um die Ausdifferenzierung von schöner und angenehmer Musik siehe Bettina Schlüter: Musikalische ‚Unterhaltungs‘-Techniken in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Ebd., S. 121-140.

118 Allgemeine Musikalische Zeitung 7 (12.02.1817), Sp. 127.

119 Ebd., Sp. 128.

120 Signale 1 (03.02.1847), S. 52.

121 Bohemia 152 (15.10.1846).

122 Ebd.

nesfalls mit der eines Liszt oder Paganini gleichzusetzen.

Auch in sehr lobenden Kritiken wird wiederholt auf seine moralischen Vorzüge verwiesen, was vielleicht nicht unbedingt für seine musikalischen Fähigkeiten spricht:

[D]iesmal können wir mit Vergnügen berichten, daß die Fama ihre Posaunenstöße piano vorgetragen und wir nachhelfen müssen. [...] Ich sage es kurz heraus: Mayer vereinigt alle die Eigenschaften die sie viele verhätschelte Pianisten einzeln besitzen und dabei ist seine Ruhe bewunderungswerth.¹²³

Ebenfalls sehr amüsan sind die Erklärungsversuche, warum das Publikum bei Mayer nicht in eine Hysterie ausbricht: „Das zahlreich versammelte Publikum fand sich nicht recht ins Geleise da es so etwas ausgezeichnetes nicht vermuthet hatte“.¹²⁴ Kurz gesagt: Mayer scheint eher den Fortschrittsskeptikern aus der Seele zu spielen.

Mayers Stücke wie auch seine Konzertpraxis signalisieren aber, dass eine gediegene Form von virtuoser Brillanz durchaus auch jenseits des von Hanslick definierten Endpunktes der Virtuosenzeit noch ihren Platz im Konzertwesen und in der Musikpraxis der eleganten Salongesellschaft beanspruchen konnte. Sensation im Sinne eines an die Auftritte eines Paganini und eines Liszt gewöhnten Publikums machte sein Stil freilich nicht. Mayers Kompositionen und Konzerte wurden ohne überschwänglichen Enthusiasmus aufgenommen, obwohl ihr anspruchsvolles Niveau meist erkannt, aber eher emotionslos registriert als emphatisch gelobt wurde. Am sinnfälligsten formuliert ein Artikel aus der in Frankfurt am Main erscheinenden Kultur- und Unterhaltungszeitschrift *Didaskalia* diesen hier skizzierten Charakter Mayers als Musiker:

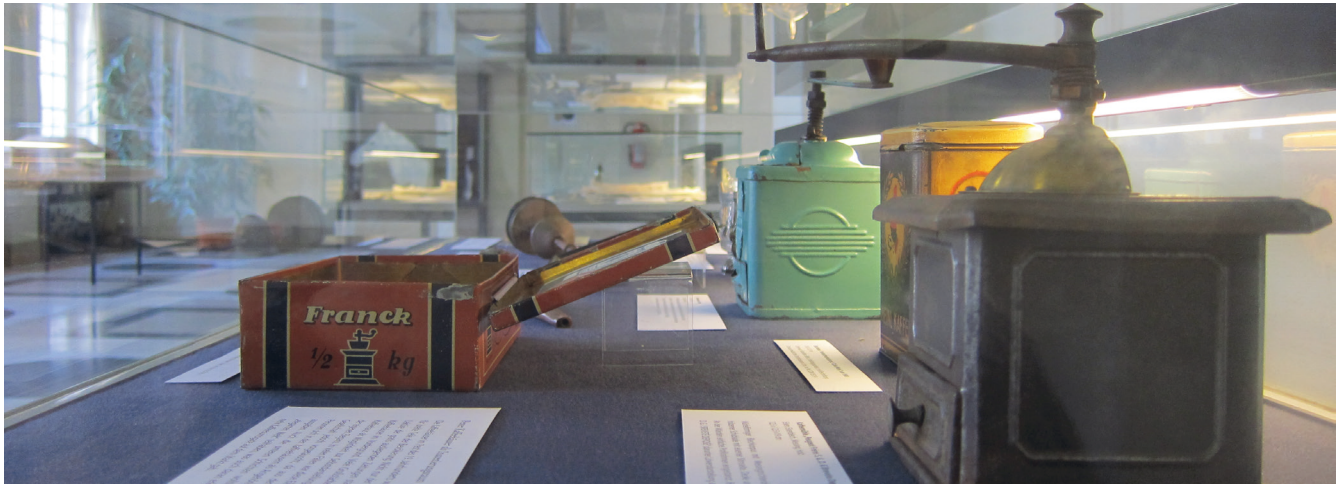
Mayer verschmäht allen Firlefanz und Apparat des modernen Hypervirtuosenthums — keine langen Haare, kein Schnurrbart, kein zur Schau getragener Weltschmerz, keine Finger wie Rabenkralen a la Lißt; seine Erscheinung ist einfach, er steht in der Reife des Mannesalters.¹²⁵

123 Der Sammler 208 (29.12.1846), S. 831.

124 Ebd.

125 *Didaskalia* 103 (16.04.1864).

Exponate der Abteilung Eleganz und Elend



Stadtentwicklung – Segregation des Wohnraumes

Da die großen Städte Europas im Laufe des 19. Jahrhunderts auf ihrem Weg in die Moderne ein rasantes Bevölkerungswachstum verzeichneten, änderte sich das Aussehen der Städte stark. Dabei verlief die Entwicklung von technischem Fortschritt, welcher neue Industriezweige mit neuen Standorten schuf, asymmetrisch zur Entwicklung der Lebensstandards von breiten Teilen der Bevölkerung. Die Beispiele Wien, Budapest und Prag zeigen, wie sich alltägliches Elend in den Wohnverhältnissen der armen Stadtbevölkerung widerspiegelte. Phänomene wie Bettgeher, Untermieter und das Grassieren von Krankheiten gehörten zum Alltag. Im krassen Gegensatz hierzu lieferte die Architektur des 19. Jahrhunderts für wohlhabendere Schichten mannigfaltige Möglichkeiten, ihren Vorstellungen einer „eleganten Welt“ in Form von privaten Prachtbauten und deren Einrichtung Ausdruck zu verleihen. Folgen dieser Entwicklung waren Segregation und soziale Probleme. (MV)



III.1 Petr F. Sokolov (1791 1848): „Der Blaue Salon im Stadtpalais des Barons Alexander von Stieglitz“, 1841

Aquarellzeichnung auf Papier (Faksimile)
Sammlung der Staatlichen Eremitage in St. Petersburg

Lit.: Принцева Г. А. Русская акварель в собрании Государственного Эрмитажа. М.: Изобразительное Искусство, 1987.

III.2 Bürgerliche Familie, um 1850

Daguerreotypie

Versilberte Kupferplatte, bedrucktes Glas;
Rahmen: Messing, Fichte, schwarz gefasst,
vergoldete Blütenranken

16 x 4,5 x 2 cm

Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
Inv. Nr. DZM 00886

Als Daguerreotypie bezeichnet man eine frühe Form von Fotografie, die zwischen 1835 und 1839 von dem französischen Maler Louis Jacques Mandé Daguerre entwickelt wurde. Der Abdruck erfolgte hier auf einer spiegelglatt polierten Metalloberfläche und ermöglichte fein strukturierte Bilder. Die Daguerreotypie wurde so schnell zu einem beliebten Medium für kleinformatige Porträts, die in repräsentativen Rahmen gefasst wurden. Auf dem Exponat ist eine festlich und bürgerlich gekleidete Gruppe erkennbar. Ein junger Mann steht hinter zwei sitzenden jungen Frauen, wobei eine ein Buch in der Hand hält. Das Bild ist oval in einem Messingreif gefasst (typisch für Daguerreotypie) und hinter dem schwarz mit ovalem Ausschnitt (wellige Goldrandkante) hinterdruckten Rahmenglas fest eingerahmt. (AA)



III.3 Album von Frau Kienle, Tübingen, 1860

Kassette aus Pappe mit eingepprägten mit
Blumendekor, Papierblättchen
6,7 x 10,2 x 1,2 cm

Stadtmuseum Tübingen, Inv. Nr. 09217

Das sogenannte „Freundschaftsalbum“ (album amicorum) war zentral für eine europaweit beliebte und europaweit verbreitete gesellige Praktik. Die „weißen Blätter“ zirkulierten innerhalb der Bekanntenkreise oder lagen in den Gesellschaftsräumen der Salons aus. Sie luden alle Gäste des Hauses zu eigenen ‚Äußerungen‘ in Form von Zeichnungen oder Texten ein. Die Alben dienten als ein Medium der freundschaftlichen und familiären Kommunikation. Auch die Album-Kassette von Frau Kienle enthält u.a. folgenden handschriftlichen Eintrag: „Mein Wunsch für dich ist groß und klein: / du mögest immer glücklich sein! – / Zum Andenken an deine Freundin / Eugenie Pressel. / Tübingen den / 10 Oktober 1860.“ (AA)



III.4 Album von Fräulein Kling, Tübingen, 1801–1894

Papier, Leder vergoldet, beklebt
22 x 28,5 cm

Stadtmuseum Tübingen, Inv. Nr. 08728

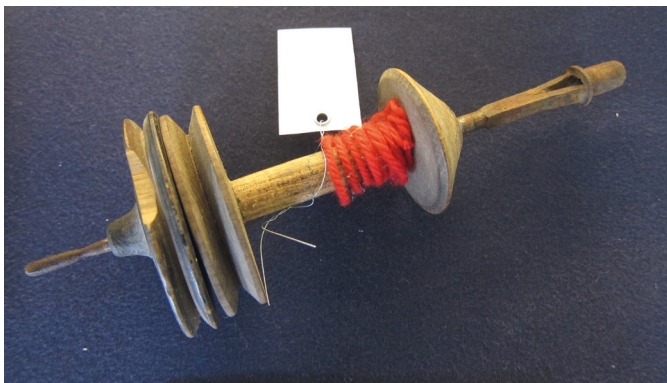
Ein in dunkelbraunes, goldgeprägtes Leder eingebundenes querrechteckiges Album mit 54 Blättern (weiß, braun, grün und rosa) trägt die Prägeschrift „ALBUM“. Dieses Exemplar enthält verschiedene handschriftliche Widmungen, u.a. von Schwester Wilhelmine und „Vater C. Chr. Fr. Kling“, weiterhin Gedichte, Zeichnungen und eingeklebte Lithografien. Wie viele solcher geselliger Bücher beinhaltet das Album von Fräulein Kling neben den Bild- und Schriftzeichen auch dingliche „Präsenzen“: Haarlocken und Trockenblumen, die als gängige Gabe geselliger Kommunikation galten. (AA)



III. 5 Obstschale mit den eingravierten Initialen „EW“, um 1900

Silber, Glas

Donauschwäbisches Zentralmuseum, Ulm, o. Nr.



III.6 Spindel, um 1900 (?)

Holz, Metall

Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
Inv. Nr. DZM 06349

Pester Kaffeehäuser als Inszenierungsraum

Die Kaffeehäuser im Pest des 19. Jahrhunderts waren ein beliebter Treffpunkt für breite Teile der Bevölkerung. Nicht nur der Genuss von Kaffee und die Lektüre der gratis ausliegenden Zeitungen standen für die Besucher der Kaffeehäuser im Vordergrund. Viele Großstädter nutzten ihren Besuch im Kaffeehaus als Möglichkeit zur Selbstdarstellung oder zur Zurschaustellung der eigenen Eleganz. In vielen Fällen war diese Eleganz aus Sicht der höheren Gesellschaft jedoch vorgetäuscht, da aus der Mittelschicht stammende Personen sich in den Kaffeehäusern als Angehörige des Bildungsbürgertums ausgaben. Auch die unteren Schichten wollten an den Praktiken der „eleganten Welt“ teilhaben, was auch daran erkennbar ist, dass es immer mehr Kaffeesurrogate auf dem Markt gab. (VN)

III.7 Blechdose / Verkaufsverpackung: „Cafea Meini“, Temeswar (Rumänien), um 1900

Blech, farblithografiert, mit Beschriftung
10 x 7 x 13,3 cm

Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
Inv. Nr. DZM 05219



III.8 Blechdose / Verkaufsverpackung: Ersatzkaffee „Franck“, frühes 20. Jahrhundert

Blech, farblithografiert, Beschriftung in drei
Sachen

18,5 x 12 x 5,4 cm

Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
Inv. Nr. 05216

III.9 Kaffeemühle, Banat (Rumänien), um 1900

Blech, Eisen, Holz
10,7 x 10,7 x 20 cm

Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
Inv. Nr. DZM 05406

Würfelförmiges Objekt mit türkisfarbigem Anstrich. Boden und Decke an den Ecken abgerundet. An den Wänden jeweils ein eingestanzter Kreis der durch sechs horizontale Linien durchbrochen wird. Über der Blechschublade Emblem „I.I.I. Resita“. (DZM/AA)



III.10 Kaffeemühle „Peugeot Frères S. G. D. G Brevete Deposé“, 1. Hälfte 20. Jahrhundert

Eisen, Eisenblech, Messing, Holz

12,5 x 12,5 x19 cm

Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
Inv. Nr. DZM 06578

Würfelförmiger Blechkorpus mit Messingtrichterdeckel, Mahlwerk mit Kurbel und hölzerner Schublade mit eiserner Stirnseite. Decke und Boden an den Ecken abgekantet. An den Wänden einfache Profilrahmen eingestanzt. Beschriftung „PEUGEOT FRÉRES / S. G. D. G. / BREVETÉ DEPOSÉ“, darunter Löwendarstellung am Trichterdeckel eingepreßt. (DZM/AA)



III.11 Tabakpfeife, um 1900 (?)

Holz, Metall

Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
Inv. Nr. DZM 00787



III.13 Ditlev Martens (1795–1864): „Stadtbrand in Hamburg am 5. Mai 1842“, 1842

Öl auf Leinwand (Faksimile)

66 x 93 cm

Das Staatliche Museum Eremitage, St. Petersburg, ГЭ-9222



III.14 Das Städtische Theater in Pesth nach dem Brand im Jahr 1847, 19. Jahrhundert

Lithografie (Faksimile)

Aus: Wolfgang Binal: Deutschsprachiges Theater in Budapest. Wien: Böhlau, 1971, Tafel VIII.

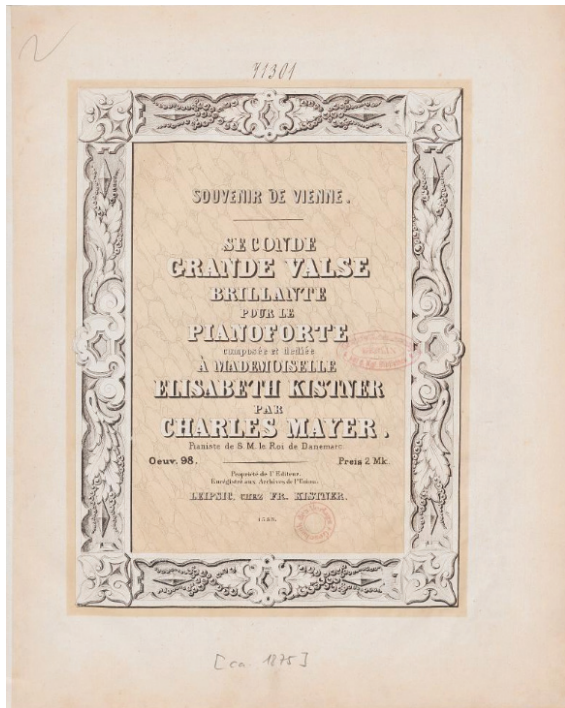


III.15 Briefftasche „Schreibbüchl“, 1930er Jahre

Leder; Briefftasche aus genarbtem „Kokodille-der“ mit mehreren Fächern und einer Münz-
geldtasche

16,5 x 10 cm

Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
Inv. Nr. DMZ 01062L



III.16 Titelblatt des Notendrucks von Charles Mayer (1799– 1862): „Souvenir de Vienne. Deuxième grande valse brillante. À Mademoiselle Elisabeth Kistner“

Leipzig: Kistner, 1875 (Erstveröffentlichung 1847)

Exemplar der Staatsbibliothek Berlin, Signatur DMS 71301

Digitalisat: <http://resolver.staatsbibliothek-berlin.de/SBB0000B51D00000000>

Dieses Musikstück für das Klavier (Grande valse brillante No. 22, Opus 98) widmete der Petersburger Komponist und gefeierter Klaviervirtuose Charles (Karl) Mayer im Jahr 1847 der Tochter des Leipziger Verlegers Friedrich Kistner. Elisabeth Kistner erbt den Musikverlag nach dem Tod ihres Vaters. Sie beteiligte sich zwar nicht an den Verlagsgeschäften, nahm aber aktiv am Leipziger Musikleben teil und verkehrte „gern im Kreise der ihrer Firma nahestehenden Künstler“. Viele Klavierstücke von Mayer galten der musikalischen Geselligkeit im Salon; sie genossen große Beliebtheit und wurden auch lange nach dem Tod des Komponisten, wie dieses „Erinnerungsstück an Wien“ immer wieder gedruckt.

Aus dem Besitz der Musikverlegerfamilie stammt das sogenannte Kistner-Album, das ebenfalls mit dem Namen Elisabeth Kistner verknüpft ist. Das Album befindet sich heute in der Musiker-Sammlung des Düsseldorfer Heinrich-Heine-Instituts und zeugt von einem abwechslungsreichen Gesellschaftsleben, zu dem neben Musikern wie Franz Liszt auch die Schriftsteller und Redakteure der Zeitung für die elegante Welt Heinrich Laube und Gustav Kühne gehörten. Das Kistner-Album enthält Erinnerungsgaben, also ebenfalls „Souvenirs“, wie Zeichnungen, Notenblätter, getrocknete Blumen sowie handschriftliche Eintragungen. (AA)

Lit.: Joseph A. Kruse: „Ein schöner Stern geht auf in meiner Nacht“. Das Album aus dem Musikverlag Kistner in Leipzig. In: Schumanniana nova: Festschrift Gerd Nauhaus zum 60. Geburtstag. Hg. v. Bernhard R. Appel. Sinzig: Studio Verlag, 2002.



Glück und Unglück

Kurator: Lisa Fleischer, Ausstellungsteam: Rolf Haaser, Julian Windmüller

Wie jede Epoche ist auch das 19. Jahrhundert von diversen Glücks- und Unglücksfällen geprägt. Besonders von der fortschreitenden Industrialisierung und den damit einhergehenden vielzähligen technischen Neuerungen und Verbesserungen profitierte die damalige Stadtbevölkerung. Durch die zunehmende Verstädterung gewannen vor allem schnelle und voluminöse Transportmittel an Bedeutung. Das Städtebild war zunehmend geprägt von verbreiterten Straßen, Schienenwegen und unterirdische Kanalisationen. Neue Fortbewegungsmittel wie Dampflokomotive und -schiffahrt boten ein Grundmaß an Sicherheit, Regelmäßigkeit und Schnelligkeit. Diesem Fortschritt stand die Stadtbevölkerung jedoch nicht nur positiv gegenüber, viele betrachteten ihn mit Skepsis - nicht zuletzt durch Berichterstattungen über zahlreiche Pannen und Unglücke.

In dieser Abteilung finden verschiedene Glücks- und Unglücksfälle, die sich im 19. Jahrhundert ereigneten, ihren Platz. Mit Hilfe von Zeitzeugenberichten v.a. aus der damaligen Unterhaltungs- und am Beispiel exemplarischer Objekte sollen diese illustriert werden.

Donau

Die Donau ist ursprünglich ein Zusammenfluss der beiden Schwarzwald-Flüsse Bregge und Brigach mit der Donaueschinger Schloßquelle. Auf der ca. 2888 km langen Strecke, die die Donau auf ihrer langen Reise zurücklegt, durchfließt sie die



Postkarte: Kettenbrücke in Budapest. IdGL Tübingen

Staaten Deutschland, Österreich, die Slowakei, Ungarn, Kroatien, Serbien, Rumänien, Bulgarien, Moldawien und die Ukraine. In ihrer Geschichte hat der Fluss als Straße, Brücke und Handelsverbindung gedient.

Allerdings hatte die Nähe zur Donau nicht nur Vorteile. Durch ihre gewaltige Kraft und die gefährlichen Stellen in ihrem Verlauf wurde so manches Schiff in missliche Lagen gebracht. Außerdem war die Donau im Winter oftmals zugefroren, sodass ein Verkehr darauf bis zur Eröffnung der Kettenbrücke 1849 in dieser Jahreszeit nicht möglich war. Eine weitere Gefahr, die von der Donau ausging, waren Hochwasser, die das Festland vor allem im Frühling überschwemmten.

Dampfschiffahrt

Lange Zeit war die Donau nur von Westen nach Osten befahrbar. Zu den bekanntesten Schiffen, die auf dem europäischen Fluss verkehrten, zählen auch die sog. „Ulmer Schachteln“, die vor allem ab dem 17. Jahr-



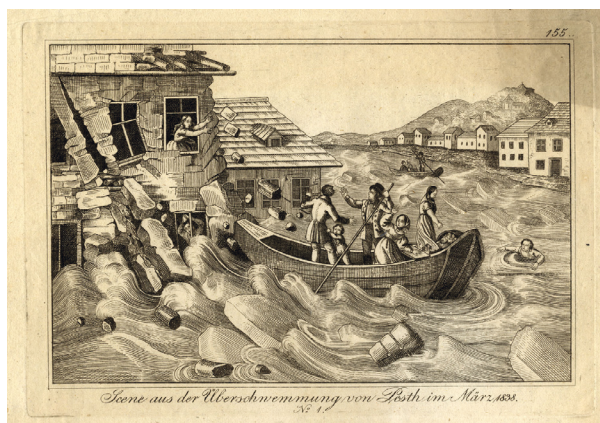
Jakob Alt: A pesti Duna-part, 1849, farbige Lithografie (Nachdruck), 32.5 x 22.5 cm, IdGL Tübingen, Inv. K-73.

hundert von den Donauschwaben dazu genutzt wurden, in ihre Siedlungsgebiete im heutigen Ungarn, Jugoslawien und Rumänien zu gelangen. Erst durch die Erfindung der Dampfschiffahrt wurde eine Fahrt Stromaufwärts möglich. Der erste Donaudampfer „Franz I.“ fuhr am 4. September 1830 zum ersten Mal von Pest aus nach Wien. Er benötigte für die Strecke zwar 48 Stunden, hielt aber in jedem Fall mit der Postkutsche stand und war zudem viel bequemer.

Besonders zu Anfang hatte das neue Verkehrsmittel jedoch mit einigen Problemen zu kämpfen. Durch die wilde Natur der Donau passierten so einige Unfälle, zudem bestand die Gefahr, dass der Kessel bei falschen Druckverhältnissen explodierte. Vor allem diverse Reiseberichte und die Unterhaltungspresse griffen diese Probleme auf.

Glück

Hausgemachte Krisen und scheinbar naturgegebene Katastrophen wurden der Öffentlichkeit durch die Berichterstattung der Medien nahezu tagtäglich vor Augen geführt. Meldungen über die europaweit grassierende Cholera und ande-



„Szene aus der Überschwemmung von Pesth im März 1838, Nr. 1“, Kupferstich, um 1838 Universitätsbibliothek Salzburg, G 208 II. Digitalisat: Wikimedia Commons

re Seuchen, über Missernten und Hungersnöte, über Eisenbahn- und Dampfschiffunglücke, über verheerende Stadtbrände und Überschwemmungen, Vulkanausbrüche und Erdbeben hielten den Leser in Atem.

In dieser Welt bedrohter Ordnungen hatte das



Lotterieteilnahme aus der Zeitung „Schmetterling“ 29 (1845) (Eine Beilage der Buda-Pester Zeitschrift „Der Spiegel“). Digitalisat: GoogleBooks

Streben des biedermeierlichen Menschen nach Glück Konjunktur. Unmittelbar neben den Unglücksbotschaften blühten aufwendig inszenierte Anzeigen über Lotteriegewinne, als ob sie mit-

helfen müssten, die neuen, medial produzierten Existenzängste zu kompensieren. Die Verschwisterung von Glücksversprechen und Unglücksbewältigung wurde

GRANDIOSE ERFINDUNG ODER VERHÄNGNISVOLLES GEFÄHRT?

Die Donaudampfschiffahrt in der deutschsprachigen Unterhaltungspresse des 19. Jahrhunderts

Lisa Fleischer

Das 19. Jahrhundert war geprägt von unzähligen technischen Neuerungen, die den modernen Menschen stark beeinflussten. Durch die zunehmende Verstädterung rückten bessere Hygiene, geräumigere Fortbewegungsmittel sowie eine effektive Stadtplanung in den Vordergrund, neue Technologien wie Abwassersysteme und Straßenbahn hielten Einzug in den Alltag. Zudem fand eine zunehmende Internationalisierung statt, wodurch Transportmittel wichtig wurden, die große Entfernungen innerhalb kürzester Zeit

überwinden konnten.¹ Neben dem Weg zu Land spielte dabei besonders die Fortbewegung auf Flüssen eine wichtige Rolle. So war vor allem die Donau eine wichtige Handelsverbindung, die aus dem Zusammenfluss der beiden Schwarzwald-Flüsse Brege und Brigach mit der Donaueschinger Schlossquelle entsteht und laut Weithmann einen „europäischen Fluss par excellence“² darstellt. Während alle anderen großen Ströme Europas von Süden nach Norden oder umgekehrt fließen, bewegt sie sich von West nach Ost. Dabei durchquert sie die Länder Deutschland, Österreich, die Slowakei, Ungarn, Kroatien, Serbien, Rumänien, Bulgarien, Moldawien und die Ukraine. Die Donau hat in ihrer Geschichte als Straße, Brücke und Handelsverbindung, aber auch als Grenze bzw. Trennlinie zum ‚Anderen‘ gedient. Zu den bekanntesten Schiffen, die auf der Donau verkehrten, zählen auch die sog. ‚Ulmer Schachteln‘, die vor allem ab dem 17. Jahrhundert von den Donauschwabern dazu genutzt wurden, in ihre Siedlungsgebiete im heutigen Ungarn, Jugoslawien und Rumänien zu gelangen. (Kat. IV.4) Allerdings war die Donau vorerst nur in eine Richtung, und zwar von West nach Ost, befahrbar. Des Weiteren war das Verschiffen von Waren auf der Donau lange Zeit nahezu unmöglich, da der Verkehr in jedem Donauland gesetzlich anders geregelt wurde. Außerdem mussten in jedem Land, durch das die Ware floss, Zölle gezahlt werden, was das Handeln zusätzlich erschwerte und zu einem sehr kostspieligen Unterfangen machte. Durch den Frieden von Adrianopel im Jahre 1829 wurde zum ersten Mal „die Handelsschifffahrt für die Anrainer der Donau liberalisiert und die Mündung ins Schwarze Meer für den Handel“³ geöffnet. 1853 dann wurde die *Donaukommission für die Freiheit der Schifffahrt auf der Donau* gegrün-

1 Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München: Beck, 2009, S. 355-365.
 2 Michael W. Weithmann: Die Donau. Geschichte eines europäischen Flusses. Regensburg: Pustet, 2012, S. 19.
 3 Ebd., S. 221.

det, die „allen, auch den Nichtuferstaaten, das Recht der freien Passage“ zugestand.⁴ Und mit dem Frieden von Paris 1856 wurde zum ersten Mal „eine völkerrechtlich verbindliche Regelung der Schifffahrt auf der Donau in Angriff genommen.“⁵ Durch diese den Handel vereinfachenden Regulierungen erlebte der Waren- und Personenverkehr auf der Donau ab 1830 einen gewaltigen Aufschwung. Die Donau avancierte so zu einer wahrhaften europäischen Wasserstraße.⁶ (Kat. IV.2)

Entstehung und Entwicklung der Donaudampfschifffahrt

Obwohl die Wirtschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts großen Wachstum zu verzeichnen hatte, die Industrialisierung hauptsächlich in Österreich immer weiter voranschritt und die größer werdende Arbeiterschicht immer mehr günstige Lebensmittel benötigte, existierte noch keine leistungsfähige Verkehrsanbindung an das Agrarangebot Ungarns. Da der Bau von Eisenbahnlinien nur langsam voranschritt, schrieb der damals regierende habsburgische Kaiser Franz I. ein Hofdekret aus, das „dem Erfinder eines mit mechanischer Kraft stromaufwärts getriebenen Schiffes ein ausschließliches Privileg“⁷ ähnlich dem heutigen Patentrecht versprach. Einige erste Versuche in der Dampfschifffahrt waren zwar erfolglos. Anfang 1828 jedoch kamen die beiden Briten John Andrews und Joseph Pritchard nach Wien,

4 Ebd.
 5 Ebd.
 6 Ebd., S. 221f.
 7 Johannes Binder: Aufstieg, Größe und Ende. Die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft seit 1829. Ein Resümee des letzten Generaldirektors. In: Vom Biedermeier ins dritte Jahrtausend – Versunken in der blauen Donau. 175 Jahre Erste Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft 1829-2004. Hg. v. Susanne Völkl (Donau-Schifffahrt. Sonderband). Regensburg: Arbeitskr. Schifffahrtmuseum Regensburg, 2004, S. 25.

die sich von der Einführung der fortschrittlichen Technik Englands gute Geschäfte erhofften. Sie hatten schon einige Erfahrungen mit dampfbetriebenen Schiffen und vertrauten bei ihrer Arbeit hauptsächlich auf schon bewährte Produkte der Firma Boulton & Watt. Ihre Produkte fanden Gefallen und am 13. März 1829 wurde die *Erste Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft* (DDSG) gegründet. Der erste Dampfer der Gesellschaft, *Franz I.*, der aus Einzelteilen von Boulton & Watt bestand, fuhr am 4. September 1830 zum ersten Mal von Wien aus nach Pest und brauchte hierfür nur 14 1/2 Stunden. Die Rückfahrt dauerte zwar mit 48 Stunden länger, hielt aber in jedem Fall dem Vergleich mit der Postkutsche stand und war zudem viel bequemer. In den nächsten fünf Jahren folgten weitere acht Dampfer, wodurch die DDSG zur „größte[n] kommerziell betriebene[n] Dampferflotte in der Levante“⁸ avancierte. Um bei der Beschaffung neuer Schiffe nicht mehr auf fremde Lieferanten angewiesen zu sein, wurde im Jahre 1835 eine eigene Werft auf der Insel Óbuda erbaut, aus der so gut wie der gesamte Schiffspark der DDSG hervorging. Diese wurde laufend vergrößert, modernisiert und den damaligen Bedürfnissen angepasst. Im Jahr 1890 wurden auf dem 201.400 m² großen Gelände der DDSG-Werft, welches 92 Gebäude umfasste, 1.700 Menschen beschäftigt. Der Dampfer *Sambol*, der in den Jahren 1837-1838 erbaut wurde, war „mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von zehn Seemeilen das schnellste Schiff im Mittelmeer und erweckt[e] den Neid britischer Admiräle.“⁹ Der Güter- wurde vom Personenverkehr getrennt, wodurch die Fahrt angenehmer wurde. Schon 1875 ist die Flotte der DDSG auf insgesamt 201 Dampfer und über 750 Schleppkähne angewachsen, sie hat im Laufe der Zeit einige Konkurrenzunternehmen übernommen und befuhr nicht mehr nur die Donau, sondern auch Nebenflüsse, sodass ihr Liniennetz bald schon 4.100 km umfasste. Fünf Jahre später konnte sie sich als „die

größte Binnenschiffahrt der Welt bezeichnen.“¹⁰ Sie war sehr auf Innovationen bedacht und besaß inzwischen eine eigene Siedlung mit Häusern für die Familien der Arbeiter, ein Firmenspital, firmeneigene Schulen, Kirchen, Gasthäuser und sogar Friedhöfe. Sie richtete sich nach den neuen sozialen Normen, es gab unkündbare Dienstverhältnisse, eine Firmen- und Witwen-Pension, Krankenvorsorge und Leistungslohn.¹¹

Dank der Dampfschiffe war es nun möglich, nicht nur stromabwärts, sondern auch aufwärts zu fahren. Größere Donaustädte wie Pest und Ofen (später Budapest) avancierten dadurch zu bedeutenden Zentren des Verkehrs, des Handels und der Politik. Außerdem entstand die Vorstellung der Donau als Band, da die Länder entlang des Stroms durch das deutlich schnellere Verkehrsmittel näher zusammenrückten.¹² Durch die gesetzlichen Neuerungen wurde aber nicht nur der Handel zwischen den Donaustaaten vereinfacht, sondern auch eine ganz neue Art des Reisens ermöglicht. Dadurch entstand ein neues Genre innerhalb der Reiseberichterstattung. Der Ire Michael Quin leitete dies mit seinem Bericht *A steam voyage down the Danube* ein und bald darauf „erschien fast jedes Jahr mindestens ein neuer Reisebericht über eine Dampfschiffahrt zwischen Wien, Pressburg oder Pesth und Konstantinopel“.¹³ Viele dieser Bände erschienen in hoher Auflage oder wurden sogar in andere Sprachen übersetzt. (Kat. IV.1)

8 Ebd., S. 26.

9 Ebd.

10 Ebd.

11 Ebd., S. 27.

12 Siehe dazu Edit Király: „Aus dem Garten in die Wildnis“. Die deutsche Sprache, Pest und die Donau in den Reiseberichten von Johann Georg Kohl. In: Deutsche Sprache und Kultur im Raum Pest, Ofen und Budapest. Studien zur Geschichte, Presse, Literatur und Theater, sprachlichen Verhältnissen, Wissenschafts-, Kultur- und Buchgeschichte, Kulturkontakten und Identitäten. Hg. v. Wynfrid Kriegleder/ Andrea Seidler/Jozef Tancer. Bremen: Ed. Lumière, 2012, S. 211.

13 Ebd., S. 213.

Durch das Zusammenwachsen der verschiedenen Länder kam es aber auch zu einer neuen Aushandlung von kulturellen und religiösen Unterschieden. So herrschte unter vielen Westeuropäern das Vorurteil, dass, umso weiter man donauabwärts kommt, die Völker und Gegenden zunehmend verwahrlost aussehen würden. Dies stand im Gegensatz zu der Themse, bei der sich „gleichsam dem Flusslauf folgend“¹⁴ die Lebensstandards verbesserten. Die Donau wurde so „zum Sinnbild eines besonderen europäischen Raumes und zugleich zur Trägerin eines Modernisierungsauftrags.“¹⁵

Die Donauschiffahrt versprach ihren Gästen eine „höchstmögliche Pünktlichkeit“¹⁶. Allerdings konnte dieses Versprechen in einigen Fällen aufgrund der Schwierigkeiten, mit denen die neue Technik zu Anfang noch zu kämpfen hatte, nicht gehalten werden. Der größte Feind des neuen Verkehrsmittels war die Donau selbst. Durch die „kaum überwindbaren Katarakten-Strecken und unregelmäßiger Wasserführung, mit anhaltenden Dürren und andererseits ungebändigten Hochwässern“¹⁷ wurde das Befahren der Donau durch Dampfschiffe erschwert bzw. teilweise ganz unmöglich gemacht. Es konnte vorkommen, dass „Schiffe vom fallenden Wasser so überrascht worden [sind], dass sie während der Fahrt trockenfielen und tagelang, manchmal wochenlang auf das Steigen des Wasserstandes warten mussten.“¹⁸ Außerdem konnten Schiffe im Winter

durch das Eis, welches durch die Donau trieb, beschädigt werden oder Lecks davontragen. Meterhohe Wellen und dichter Nebel erschwerten das Befahren der Donau zusätzlich. Ebenso waren viele Unfälle auf die wilde Natur der Donau zurückzuführen. Im Jahre 1854 lief am Haustein sogar die kaiserliche Dampfschiffahrt *Adler* während der Brautfahrt von Kaiser Franz Joseph I. mit Elisabeth auf Grund, sodass das Schiff, auf dem sich die allerhöchsten Herrschaften Österreich-Ungarns befanden, beinahe untergegangen wäre.¹⁹ Erst mit einigen Sprengungen und anderen Versuchen, die Donau zu begradigen, sank dieses Risiko von Schiffsunfällen.

Reaktionen der deutschsprachigen Unterhaltungspresse auf das neue Verkehrsmittel

Auch die deutschsprachige Unterhaltungspresse, die in Pest/Ofen ansässig war, reagierte auf die Dampfschiffahrt. Hauptsächlich lassen sich hier, anders als in den typischen Reiseberichten über eine Donaudampfschiffahrt, eher Kritiken finden. So veröffentlichte *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* im Jahre 1841 gleich zwei Artikel, die über die Dampfschiffahrt und deren Schwierigkeiten berichteten. Der erste war aus der Sicht eines Reisenden geschrieben, der aufgrund eines „dringende[n] Geschäft[s]“²⁰ von Pest aus nach Wien reisen musste und dafür eines der neuen Dampfschiffe wählte. Am Morgen des 1. Juli 1841, so der Verfasser, sei er bei schlechter Witterung mit dem Dampfer *Ludwig* gen Wien losgefahren. Zwar habe dieser mehr Bequemlichkeiten und Gemütlichkeit bieten können als andere Verkehrsmittel, aber schon auf Höhe der Margaretheninsel hätten sich die Räder aufgrund eines starken Windes langsamer gedreht, wodurch sich die Fahrt verzögerte und das Gefährt

14 Ebd., S. 214.

15 Ebd., S. 215.

16 Weithmann: Die Donau, S. 225.

17 Franz Pisecky: Die österreichische Donauschiffahrt und Europa im Wandel der Zeiten. Realitäten und Visionen. In: Vom Biedermeier ins dritte Jahrtausend – Versunken in der blauen Donau. 175 Jahre Erste Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft 1829-2004. Hg. v. Susanne Völkl (Donau-Schiffahrt. Sonderband). Regensburg: Arbeitskr. Schiffahrtsmuseum Regensburg, 2004, S. 19.

18 Erwin Hauke: Donaureise in alter Zeit. Der Strom und seine Dampfschiffe auf alten An-

sichtskarten. Ein Bildband von Regensburg bis zum Schwarzen Meer. Wien: Fuchs, 2001, S. 9.

19 Weithmann: Die Donau, S. 225.

20 *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 54 (1841), S. 6-8. Hier S. 6.

kurz darauf komplett stehengeblieben sei. Der Kapitän verkündete nun, dass die Achsen gebrochen seien und eine Weiterfahrt darum nicht möglich sei. Nun hatten die Passagiere nahezu 18 Stunden warten müssen, bis das Schiff *Maria Anna* den Dampfer *Ludwig* in Schlepptau genommen und ihn samt Passagiere zurück in den Pester Hafen gebracht hatte. Tags darauf sollten die Passagiere dann mit ebendieser *Maria Anna* nach Wien gebracht werden. Aber auch diese Fahrt sollte ein frühzeitiges Ende finden, als das Schiff mitten auf dem Weg auf eine Sandklippe auffuhr und trotz aller Anstrengungen nicht mehr zurück ins Wasser geschoben werden konnte. Also machte sich der Reisende auf, mit einem anderen Schiff in Richtung Pest zurückzufahren, um dort dann doch auf dem Landwege gen Wien zu reisen. Außerdem beschwerte sich der enttäuschte Reisende über die Gepäckträger, die zuerst jenes Gepäck der Reisenden trugen, die in einer Gaststätte übernachteten und von welchen sie das doppelte Trinkgeld bekamen und somit private Reisende erst zum Schluss bedienten. Abschließend stellt er fest, dass er wegen dieser Ereignisse so schnell nicht mehr eines der Dampfschiffe besteigen werde.

Diesem Bericht folgt genau eine Woche später eine Korrespondenz aus Preßburg, in der ein weiteres Problem mit der Dampfschiffahrt angesprochen wird. Der Autor reagiert dabei nach eigenen Angaben auf zuvor erschienene Artikel, die über Dampfschiffunfälle berichteten und bezieht sich sogar direkt auf den eben schon erwähnten Bericht über den Walzenbruch des *Ludwig* und über die *Maria Anna*, die auf eine Sandbank aufgelaufen war.²¹ Im Gegensatz dazu beklagt er sich jedoch darüber, dass die Dampfschiffe wohl immer später in Preßburg ankämen. Der Reisende war von Pest nach Preßburg gefahren und beklagte sich nun über die durch Spekulation unnötig verlängerte Reise. So kämen die Dampfschiffe, die um 6 Uhr in Pest ablegten, nicht mehr um 11, sondern frühestens um 16 Uhr im Preßburger Hafen

an. Der Autor vermutet, dass dies alleine daran liege, dass den Fahrgästen, wenn sie sich über die Mittagszeit auf dem Schiff befänden, keine andere Möglichkeit bleibe, als auf dem Schiff zu speisen. Zwar findet er es löblich, dass solche Speisen auf dem Schiff angeboten werden. Allerdings könnten die Eilwagen, die Passagiere von Preßburg zur nächsten Eisenbahnstation brächten und um 15 Uhr abführen, durch die so entstehende Verzögerung oftmals nicht erreicht werden.

Wie gezeigt wurde, beschwerte man sich in der Unterhaltungspresse des 19. Jahrhunderts immer wieder darüber, dass die Dampfschiffahrt zwar vorgebe, schneller als alle anderen Verkehrsmittel zu sein, dies aber nicht immer einhalten könne. Da gerade Zeitschriften wie *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* in der Gesellschaft angesehen waren und einen großen Einfluss ausübten, prägten sich bei vielen hauptsächlich die Gefahren und Nachteile der Dampfschiffahrt ein. Um jedoch neutral zu bleiben, platzierte die Redaktion unter die gerade beschriebene Korrespondenz eine Bemerkung, in der festgehalten wurde, dass die Zeitschrift der Donaudampfschiffahrt in keinem Fall schaden oder übel nachreden wolle. Vielmehr sei es ihr Ziel, die Unternehmer zum Nachdenken und zur Beseitigung der Misstände anzuregen.²²

Fazit

Insgesamt kann man also sagen, dass die Dampfschiffahrt, trotz ihrer vielzähligen Gefahren und Probleme, einen entscheidenden Teil dazu beigetragen hat, die beiden Donaustädte Pest und Ofen zu industrialisieren und zu modernisieren,²³ sodass einer Vereinigung der beiden Städte zu Budapest, der Hauptstadt Ungarns, nicht mehr viel im Wege stand. Die sowieso schon multikulturell geprägte Stadt wurde so noch internationaler und stieg zu einer ähnlich großen Metropole auf, wie es Wien war.

21 Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode 56 (1841), S. 3f.

22 Ebd., S. 4.

23 Siehe dazu auch Beiträge von Christoph Schmitt und Julian Windmüller in diesem Band.

Im Verlauf des 2. Weltkrieges dann wurden viele der Dampfer leider zerstört. Zwar wurde die Schifffahrt nach Ende dieses Krieges wieder aufgenommen, ihre Wirtschaftlichkeit gewann jedoch immer mehr an Bedeutung. Dabei schnitten die Dampfschiffe schlecht ab, und spätestens bis zum Ende der 1970er Jahre waren sie bis auf wenige Personendampfer von der Donau verschwunden. Heute existieren noch einige wenige, vor allem als schwimmende Restaurants, Theater oder Museen, doch kaum eins davon fährt noch.²⁴

ÜBERSCHWEMMUNG IN PETERSBURG 1824 UND DIE PRAGER ZEITUNGEN

Anna Ananieva / Rolf Haaser

Am 3. November 1824 erstieg der Straßburger Korrespondent der *Königlich Kaiserlich privilegierten Prager Zeitung*²⁵ den Münsterturm, um aus dieser erhöhten Perspektive die kurz zuvor eingetretenen verheerenden Überschwemmungen des Oberrheins und der Ill zu schildern. Damals konnte er noch nicht ahnen, dass er mit seinem Bericht den Auftakt zu einem Katastrophenjournalismus gab, der sowohl an Dichte und Kurztaktigkeit der Artikelfolge als auch an geografischer Reichweite der einlaufenden Berichte alles bislang Gekannte überbot. Obwohl Prag, wie Böhmen überhaupt, von dem Unwetter und den Überschwemmungen selbst nicht betroffen war, sah sich der damalige Redakteur und Herausgeber der *Prager Zeitung* Ritter von Schönfeld ver-

anlasst, in seinem Blatt eine aktuelle Hochwasserkatastrophenlandschaft abzubilden, die am Oberrhein ihren Ausgangspunkt hatte und bis zur Newa reichte. Das Thema, das alle anderen Nachrichten weit in den Hintergrund drängte, beanspruchte den regulären politischen Nachrichtenteil der Zeitung ebenso wie das „unpolitische“ Feuilleton. Fortan nahm die nur scheinbar paradoxe Allianz von Katastrophendiskurs und Unterhaltungslektüre ihren Lauf.²⁶

In insgesamt 30 fortlaufenden Nummern seines Journals rückte Ritter von Schönfeld in einem Zeitraum von weniger als zwei Monaten insgesamt 144 zum Teil sehr ausführliche Artikel ein, die auf die Katastrophenlage im mittleren und nördlichen Europa im Spätherbst des Jahres 1824 Bezug nahmen. Der regelmäßige Zeitungsleser konnte auf diese Weise eine im Medium der Tagespresse zeitnah und bildhaft vermittelte Wahrnehmung der Katastrophenereignisse gewinnen. Wie in einer der damals beliebten optischen Zimmerreisen oder einem gigantischen Panorama folgte der durch die Lektüre erzeugte imaginäre Blick den Verläufen der Hochwasser. Die häufig um die rhetorische Vermittlung der Wahrnehmungsintensität der Betroffenen bemühte Berichterstattung bestand aus einer Fülle von Mosaiksteinchen unterschiedlichster Provenienz: um Sachlichkeit bemühte prosaische Berichte, pathos- bzw. emotionsgeladene Detailerzählungen, Anekdoten, Horrorgeschichten und Rührstücke, Schilderungen mystischer bzw. metaphysischer Unerklärbarkeiten. Alle diese Presstexte weiteten sich in ihrer Gesamtheit zu einer rational kaum noch zu bewältigenden Gemengelage aus Faktizität und Fiktionalität.²⁷ Wenn Ursachenana-

24 Hauke: *Donaureise*, S. 14.

25 Die Geschichte der *Prager Zeitung* ist wenig erforscht. Die älteste bekannte Nummer der, wie sie damals noch hieß, *Prager Postzeitung* stammt aus dem Jahr 1744; die Anfänge des Blattes gehen aber noch weiter zurück. Im Jahr 1781 wurde sie in *k. k. privilegierte Prager Oberpostamts-Zeitung* umbenannt, und seit 1814 trug sie den Titel *k. k. priv. Prager Zeitung*. Vgl. Ernst Viktor Zenker: *Geschichte der Journalistik in Österreich*. Wien: K. k. Hof- u. Staatsdruckerei, 1900, S. 9.

26 Siehe dazu die Studie Anna Ananieva/Rolf Haaser: *Wasserströme und Textfluten: Die Überschwemmungskatastrophen 1824 in St. Petersburg und 1838 in Ofen und Pesth als Medienereignisse in der deutschsprachigen Prager Presse*. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 62,2 (2014), S. 180-214 (Themenheft: *Katastrophen im östlichen Europa*).

27 Zum Themenkomplex von Zeitung, Feuille-

lysen zur Sprache kamen, dann konnten sie ebenso einem empirischen naturwissenschaftlichen Referenzrahmen verpflichtet sein als auch Denkmodelle aus der romantischen Naturphilosophie der Schellingschen Schule reaktivieren.

Zu den verheerenden Wasserströmen des Spätherbstes 1824, die in Prag diese Textfluten verursachten, zählte die Sturmflut in St. Petersburg, die zur Überschwemmung weiter Teile der russischen Hauptstadt an der Newa führte. Dabei handelte es sich um eine Katastrophe, die nachträglich zum Vorboden düsterer Zeiten stilisiert wurde und in ihren Auswirkungen in der urbanen, kulturellen und politischen Geschichte des frühen 19. Jahrhunderts einen besonderen Platz beanspruchte.²⁸

ton und Nachrichtenerzeugung siehe Günter Oesterle: „Unter dem Strich“: Skizze einer Kulturpoetik des Feuilletons im neunzehnten Jahrhundert. In: Das schwierige neunzehnte Jahrhundert. Hg. v. Jürgen Barkhoff. Tübingen: Niemeyer, 2000, S. 229-250; Norbert Bachleitner: Fiktive Nachrichten: die Anfänge des europäischen Feuilletonromans. Würzburg: K & N, 2012; Hedwig Pompe: Famas Medium. Zur Theorie der Zeitung in Deutschland zwischen dem 17. und dem mittleren 19. Jahrhundert. Berlin: de Gruyter, 2012.

28 Julie A. Buckler spricht in diesem Zusammenhang von „ideologischen Präsentationslinien“ und benennt als zwei zentrale davon: die Darstellung der Flut als Antwort der Natur auf die überhebliche Situierung der Stadt durch Peter den Großen einerseits und die allegorische Verknüpfung der Katastrophe mit dem Aufstand der Dekabristen 1825 und den revolutionären Unruhen in Polen 1830 andererseits. Vgl. Julie A. Buckler: Mapping St. Petersburg. Imperial Text and Cityshape. Princeton/Oxford: Princeton Univ. Press, 2005, S. 232. – Stellvertretend für die Aufarbeitung des literarischen Motivs der Sturmflut in dem „Petersburger Text“ siehe Thomas Grob/Riccardo Nicolosi: Russland zwischen Chaos und Kosmos. Die Überschwemmung, der Petersburger Stadtmythos und

In den ersten Novembertagen 1824 kam in St. Petersburg ein heftiger Südweststurm auf; er erreichte am Morgen des 7. (19.) Novembers Orkanstärke. Der Sturm trieb die tobenden Wellen des Finnischen Meerbusens in die Newa, so dass diese vielerorts in St. Petersburg über die Ufer trat.²⁹ Die an Überschwemmungen gewöhnte Stadtbevölkerung – denn für das 18. Jahrhundert hielt die Überschwemmungschronik Petersburgs bereits 79 Fälle fest – wurde gleichwohl durch die Heftigkeit und Plötzlichkeit des Naturereignisses überrascht.³⁰ Am Nachmittag desselben

A.S. Puškins Verspoem „Der eherne Reiter“. In: Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Hg. v. Dieter Groh/Michael Kempe/Franz Mauelshagen. Tübingen: Narr, 2003, S. 367-394.

29 Zur Darstellung der hydrografischen Lage der Stadt und zur Chronik der Petersburger Überschwemmungen siehe Petr Karatygin: Letopis' peterburgskich navodnenij 1703–1879 gg. Sankt-Peterburg: Suvorin, 1889; Ruvim Nežichovskij: Reka Neva i Nevskaja guba. Leningrad: Gidrometeoizda, 1981; Kim Pomeranec: Tri veka peterburgskich navodnenij. Sankt-Peterburg: Iskusstvo, 2005; dies.: Art. „Navodnenija“. In: Tri veka Sankt-Peterburga. Ėnciklodedija v trech tomach. Bd. 2. Devjatanadcatyj vek. Teilbd. 4. Sankt-Peterburg: 2005, S. 388-391.

30 Diesen Moment des drastischen Umschlags hält die von dem kaiserlichen russischen Hofchauspieler Carl Friedrich Wilhelm Borck herausgegebene und 1826 in deutscher Sprache erschienene Schilderung des Ereignisses fest: „Die Mehrsten, denen der Todes-Engel noch vor der Abreise in die Ewigkeit ein kaltes Sturzbad bereitete, gehörten zu der Klasse der Neugierigen, unter denen sich auch meine Wenigkeit befand, die bei jedem seltenen Ereignisse, besonders bei ungewöhnlicher Wasserhöhe am Quai promeniren, die schöne Welt in Augenschein zu nehmen, bei der Gelegenheit Bekanntschaften anzuzetteln und Bestellun-

gen zu verliebten Abendtheuern zu besorgen, was bekanntlich in allen großen Städten zum guten Ton gehört, und an der Tagesordnung ist. / Hunderte von Equipagen fuhren an jenem Morgen vom Boulvoir des alten Schloßes dem Stückhofe zu, hin und her gleich einem Leichenzuge. Das breite Trottoir am Quai wimmelte von Menschen, die alle furchtlos und mit offenem Munde, wo schon die Newa mit Balken und Geräthschaften angefüllt war, die brausende, schreckenerregende Fluth angafften, ohne im mindesten die Möglichkeit zu ahnen, daß sie die hohe Granit Brustwehr, worauf viele der Gaffenden saßen, und die mehrsten sich hinlehnten, übersteigen könnte. / Selbst die Warnungszeichen, welche in der Residenz jederzeit bei gefahrvoller Wasserhöhe gegeben werden, konnten die Zuschauer nicht bewegen, sich zu entfernen, bis auf einmal ein Orkan, mit Blitzesschnelle, mächtig hohe Wellen gewaltsam vor sich hertrieb, in wenigen Secunden zur Berges-Höhe anschwellen, sich über die Brustwehr wälzten, und aller Gaffenden Waden in Anspruch nahmen, welches anfänglich ein ausgelassenes Gelächter verursachte, weil die sich dort befindlichen Frauen und Mädchen, wie auf Commando-Wort, die Röcke bis über die Knie aufgehoben hatten, und ohne sich von der Stelle zu bewegen, Eine die andere auslachten; sobald aber mehrere Wellen sich dorthin den Weg bahnten, entstand das zweite lächerliche Schauspiel, denn man erblickte lauter Doppel-Menschen, die mehrsten Männer wurden, in dem Augenblick von Mitleid, Liebe, Galanterie und Narrheit ergriffen, und nahmen so eine schöne Sündenlast auf den Arm, sie ins Trockene zu tragen, wobei ein Jubel und Gelächter erscholl, als sollten sie ins Brautbett getragen werden, nicht ahnend, daß sie diese Umarmung mit dem Leben bezahlen sollten. / Diejenigen, welche sich in der Gegend des Schloßes aufhielten, wurden, weil ihnen dort der Eintritt offen stand, gerettet, jene aber, die sich in der Gegend des Sommer-Gartens befanden, ver-

Tages drehte sich der Wind, wodurch bis zum Abend das Wasser wieder aus den Straßen in das Newabett zurücklief. Da es am Abend nach der Springflut zu frieren begann, war auch noch nach dem Abschwellen des Hochwassers die Gefahr nicht gebannt. Viele obdachlos gewordenen Stadtbewohner, die keine sichere Unterkunft finden konnten, überlebten die Nacht nicht oder erkrankten schwer.³¹ Trotz der kurzen Dauer hinterließ die Sturmflut in der zarischen Residenz ein Bild des Schreckens.³² (Kat. IV.13)

loren fast alle das Leben, weil die Pforten der dortigen Häuser gleich geschlossen wurden, und die sich schnell entfernenden Equipagen den Weg sperrten, wodurch den Fußgängern keine andere Wahl übrig blieb, als entweder mit geraden Gliedern, oder als Krüpel zu ertrinken. Zu diesen Wassertretern gehörte auch ich.“ Gefahren und Abenteuer, oder die Schreckenstage des Herrn Davidow während der französischen Occupation von Moskau im Jahr 1812 und der großen Ueberschwemmung in St. Petersburg im Jahr 1824. Nebst zwei, noch auf diese Ereignisse Bezug habende Beilagen. Hg. v. C.F.W. Borck. Leipzig: Glück, 1826, S. 107-110.

31 Vgl. Randall Dills: Cracks in the Granite: Paternal Care, the Imperial Façade, and the Limits of Authority in the 1824 St. Petersburg Flood. In: Journal of Urban History 40,3 (2014), S. 479-496; Randall Dills: The River Neva and the Imperial Façade: Culture and Environment in Nineteenth Century St. Petersburg Russia. Dissertation. University of Illinois at Urbana-Champaign, 2010. URL: <http://hdl.handle.net/2142/18391>, hier S. 5.

32 Eine der ersten ausführlichen russischen Beschreibungen der Überschwemmung erschien im November-Heft der Zeitschrift *Literaturnye listki. Žurnal npravov i slovesnosti* unter dem Titel *Pis'mo k prijatelju*. Diese Darstellung Faddej Bulgarins wurde zur Grundlage der nächsten umfassenden Schrift, die von Vasilij Berch 1826 in St. Petersburg veröffentlicht wurde: Vasilij Berch: *Podrobnoe istoričeskoe*

Ihren ersten Bericht von der Petersburger Flutkatastrophe brachte die *Prager Zeitung* in der Ausgabe vom 10. Dezember 1824. Der Korrespondenzartikel aus St. Petersburg war im Nachrichtenteil über dem Feuilletonstrich platziert und durch einen um sachliche Prägnanz bemühten Ton gekennzeichnet:

St. Petersburg, 20. Nov. Unsere Stadt hat gestern eine schreckliche Ueberschwemmung erlitten, wodurch namenloses Unglück und das Elend vieler Familien herbeigeführt worden. [...] – Der Schaden, den die Einwohner aller Classen erlitten, ist gar nicht zu berechnen, und wird man die allgemeine Verwirrung erst heute recht gewahr. Ganze Fahrzeuge, Barken, Boote, Häusertrümmer liegen mitten in den Straßen. Im Zoll liegt alles durch einander; an Waaren-Vorräthen ist ungeheurer Schaden erlitten, besonders an Zucker, der im geschmolzenen Zustande durch die Straßen floß.

Am 24. Nov. Mit jedem Tage übersieht man mehr und mehr die bejammernswerthen Wirkungen der furchtbaren Ueberschwemmung. Das traurigste ist,

izvestie o vseh navodneniach, byvsich v Sanktpeterburge. In: Zapiski admiraltejskogo departamenta 2 (1826), S. 59-72. Im gleichen Jahr erschien auch die Beschreibung von Samuil Aller: Opisanie navodnenija, byvsago v Sanktpeterburge 7 čisla nojabrja 1824 goda. St. Petersburg 1826. Legendär wurde schließlich die poetische Verarbeitung der Petersburger Sturmflut von 1824 durch Alexander Puschkin. Sein Poem *Der eherne Reiter* (*Mednyj vsadnik. Peterburgskaja povest'*) entstand 1833 und wurde erstmals 1834 in der Zeitschrift *Biblioteka dlja čtenija* veröffentlicht. Siehe Aleksandr Puškin: Peterburg. Otryvok iz poëmy. In: Biblioteka dlja čtenija 7, 12/1 (1834), S. 117-119; ders.: *Mednyj vsadnik*. Hg. v. N.V. Izmajlov. Leningrad: Nauka, 1978.

daß so viele Menschen dadurch ihr Leben verloren haben. Ganze Familien sind ein Raub der Fluthen geworden. Man rechnet, daß an 4000 Menschen umgekommen sind. – Der nach Geld zu berechnende Schaden wird auf 200 Millionen angeschlagen.³³

Zwei weitere Korrespondenzartikel aus Petersburg druckte die Zeitung in ihrer Ausgabe vom 14. Dezember ab, einen auf den 29. November datierten, der eine Spezifizierung der Schadensbilanz vornahm und dabei auch das Umland, insbesondere Kronstadt, einbezog. Eine weitere Korrespondenz vom 24. November befasste sich mit administrativen Maßnahmen der Katastrophenbewältigung wie der Bergung der Todesopfer und der Beseitigung der Trümmer.³⁴ Am 17. Dezember spiegelte das Blatt einen Korrespondenzartikel aus dem in Wien erscheinenden *Österreichischen Beobachter*, der nun stärker darauf zielte, beim Leser eine emotionale Betroffenheit herzustellen.³⁵

Einen versöhnlichen Schluss fand der Korrespondent, wenn er im Anschluss an die detaillierte Schilderung der tragischen, mitunter auch grotesk-komischen Ereignisse, die persönliche Betroffenheit und Menschenliebe des russischen Kaisers Alexander I. hervorhob. Da vieles von dem, was auf der Großen Newa und in der unmittelbaren Umgebung des Winterpalastes geschah, sich unmittelbar unter den Augen des Souveräns ereignete, sei dieser davon tief bewegt worden. In diesem Unglück habe sich Alexander I. „wirklich erhaben und groß“ gezeigt; von früh morgens bis zum Abend sehe man ihn „in den beschädigten Theilen der Stadt, in der Mitte der Unglücklichen, Hülfe spendend, Anordnungen treffend, und die Thätigkeit der Behörden, durch Seine Gegenwart belebend.“ In den Notunterkünften der Verunglückten befänden sich viele Kinder, die zu ihrer

33 Prager Zeitung 194 (10.12.1824), [S. 1f.] (Herv. im Orig.).

34 Prager Zeitung 196 (14.12.1824), [S. 2f.].

35 Prager Zeitung 198 (17.12.1824), [S. 3f.].

Nahrung unbedingt Milch bedürften. Der Kaiser habe deshalb, „Seine schönen englischen und Schweizerkühe aus Czarskojeselo dahin treiben lassen.“ Der Leser seiner Korrespondenz – so der Artikelschreiber – könne sich leicht denken, „welchen Enthusiasmus derlei schöne Züge erregen müssen.“³⁶ Diese Geste kaiserlicher Fürsorge war besonders wirkungsvoll in Szene gesetzt, weil der Verlust an Milchkühen, die in der Stadt gehalten wurden, äußerst hoch war.³⁷

Die Folgennummer der *Prager Zeitung* brachte erstmals einen umfassend recherchierten, auf verschiedene Quellen zurückgreifenden Beitrag über die Petersburger Überschwemmung im Feuilletonteil des Blattes. Die zu schildernden Details seien – so eröffnete der ungenannte Verfasser seinen Artikel – dermaßen schrecklich, dass nur ein religiöser und fester Sinn, wie ihn das russische Volk habe, „bei so gehäuften Elend noch der Standhaftigkeit und der Zuversicht Raum geben“ könne.³⁸ Unter Berufung auf Handelsbriefe vermeldete der Artikel eine Zahl von 5.000 Menschenleben, die das Unglück allein in der Stadt St. Petersburg gefordert habe. Mehrere Ortschaften um Petersburg seien ganz zerstört; von Kronstadt stehe nur noch ein kleiner Teil. Trotz der vielen großmütigen Handlungen seien die Verwirrung und das Elend noch immer sehr groß. Kälte, Mangel und Teuerung erwiesen sich als die größten der Übel, die ungeachtet der „edelsten Anstrengungen unsers erhabenen Monarchen“ die Bevölkerung noch lange und schmerzlich empfinden werde.³⁹ Der Gesamtschaden wurde laut diesem Korrespondenten für Petersburg allein vorläufig auf 80 Millionen Silberrubel geschätzt,

36 Prager Zeitung 198 (17.12.1824), [S. 4].

37 Die Politik der Fürsorgemaßnahmen nach der Überschwemmung analysiert Dills: Cracks in the Granite, S. 5-9, eingehend und zeigt auf, wie sie als Instrument der Festigung des paternalistisch geprägten Herrschaftsverständnisses eingesetzt wurde; speziell zum Milchmangel siehe ebd., S. 7f.

38 Prager Zeitung 199 (19.12.1824), [S. 1].

39 Ebd., [S. 2].

dabei seien die Schäden an den Gebäuden noch nicht mitgerechnet.

Die in der Presse veröffentlichten Nachrichten über die Schadensbilanzen der Sturmflut differierten zum Teil erheblich.⁴⁰ So sprach die in Nürnberg erscheinende *Allgemeine Handlungs-Zeitung*, die vermutlich über eigene kaufmännische Kommunikationswege nach St. Petersburg verfügte, von 4.000 bis 8.000 Todesopfern und von Eigentumsverlusten in Höhe von 100 Millionen Rubeln. Allein für eine Million Rubel Heringe seien weggeschwemmt worden, und Zucker im Wert von sechseinhalb Millionen Rubeln habe sich in den Fluten aufgelöst.⁴¹

40 Eine verlässliche Angabe über die Zahl der Todesopfer lässt sich bis heute schwer treffen, da bereits die zeitnah erfolgten Schätzungen zum Teil sehr stark schwankten. 1826 nannte Samuil Aller unter Berufung auf offizielle Verlautbarungen eine Zahl von 3625 Toten. Auf nicht weniger als 15000 Todesopfer bezifferte die Folgen der Petersburger Überschwemmung ein französischer Lexikonartikel aus dem Jahr 1831. Art. Pétersbourg. In: Dictionnaire géographique universel contenant la description de tous les lieux du globe intéressans sous le rapport de la géographie physique et politique, de l'histoire, de la statistique, du commerce, de l'industrie, etc. Bd. 8. Paris: A.J. Kilian, 1831, S. 60-67. Hier S. 67. So weit erkennbar, handelte es sich dabei um die höchsten in Umlauf gebrachten Zahlen. Moderne Studien gehen dagegen von nicht mehr als 700 Todesopfern aus, vgl. Dills: Cracks in the Granite, S. 5f. – Zur Relativierung der offiziellen Schadensbilanzen, die nach der Sturmflut in Russland veröffentlicht wurden siehe Andreas Guski: „Byla užasnaja pora“. Zur Kommunikation von Katastrophen in Russland. In: Welt der Slaven 53 (2008), S. 342-369. Hier S. 347-350.

41 Art. Petersburg, 27. Nov. In: *Allgemeine Handlungs-Zeitung* 151 (17.12.1824), S. 615. In einem weiteren Artikel wird die Zahl der von der Polizei angegebenen Toten mit 11000 angegeben. In: *Allgemeine Handlungs-Zeitung* 154

Den Katastrophenmeldungen folgten Nachrichten über Schadensbehebungen und Spendenaktionen. So kolportierte die Ausgabe der *Prager Zeitung* vom 21. Dezember, diesmal wieder im regulären Nachrichtenteil, eine Korrespondenz aus Hamburg: die über Memel eingetroffenen neuesten Nachrichten aus Russland versicherten u.a., dass eine Spendenaktion binnen weniger Tage einen Betrag von 11 Millionen Rubeln erbracht habe.⁴² Ergänzt wurden diese Neuigkeiten durch einen gespiegelten Artikel aus dem in Petersburg erscheinenden *Conservateur Impartial*, in dem die „seltene Hingebung“ geschildert wurde, mit der Generalleutnant Graf Aleksandr Benkendorff und Oberst von Germann – beide am Unglückstag die diensthabenden Adjutanten des Kaisers – dessen Befehl zur Rettung von Ertrinkenden ausgeführt haben sollen.⁴³

Einen stakkatohaft formulierten Katalog von privaten und administrativen Maßnahmen zur Katastrophenbewältigung brachte die Ausgabe vom 23. Dezember. Der Leserschaft wurde eine Liste von außerordentlich hohen Spenden unterbreitet, darunter eine des Prinzen von Oranien⁴⁴

(24.12.1824), S. 631. – Auch ein anderes Organ der deutschen Kaufmannschaft, nämlich die *Chronik des Hamburger See-Assekuranz-Geschäftes im Jahr 1824*, sah sich veranlasst, die durch die Stürme verursachte Verlustbilanz der Versicherungsbranche in einem darauf Bezug nehmenden Aufsatz eines Korrespondenten von der russischen Grenze zu illustrieren. Vgl. Von der Russischen Grenze im December 1824. In: *Chronik des Hamburger See-Assekuranz-Geschäftes im Jahr 1824*, S. 49-55. – Herausgegeben wurde die *Jahreschronik* laut dem Impressum auf der Titelseite des Organs von dem „Mit-Director und Bevollmächtigten der Versicherungs-Gesellschaft von 1823“ L.D.W. Tonnies.

42 Prager Zeitung 200 (21.12.1824), [S. 3].

43 Ebd.

44 Wilhelm Friedrich Georg Ludwig von Oranien-Nassau (1792–1849) war seit 1816 mit einer Schwester des russischen Kaisers Alexander I.,

(20.000 Rubel), der sich gerade zu Besuch in St. Petersburg aufhielt, und eine des Grafen Dmitrij Šeremet'ev⁴⁵ (50.000 Rubel). Abgedruckt wurde auch ein längerer Auszug aus einem offiziellen Bericht des Kronstädtischen Zollamtes an das Petersburger auswärtige Handels-Departement über die Flutschäden in Kronstadt. Diese Meldungen waren Bestandteil einer ganzen Reihe von Nachrichten über die Naturkatastrophen auch in anderen Teilen Europas, namentlich in Schweden und England. Der Feuilletonteil enthielt darüber hinaus einen Bericht aus Wien über die Witterung des Winteranfangs 1824. Zudem spiegelte er einen Beitrag aus dem in Wien erscheinenden Unterhaltungsblatt *Der Wanderer*, in dem es um Starkregenphänomene und Überschwemmungen in historischer Perspektive ging.⁴⁶

Unter der Überschrift *Miscellen aus Petersburg* versammelte die Ausgabe der *Prager Zeitung* vom Heiligen Abend eine aus der Petersburger Zeitung *Der russische Invalide* kompilierte Chronik der bedeutendsten Überschwemmungen, die sich in Petersburg seit seiner Gründung ereignet

der Großfürstin Anna Pavlovna (1795–1865) verheiratet.

45 Die Familie Šeremet'ev zählte bereits im 18. Jahrhundert zu den reichsten Adeligen im russischen Reich. Dmitrij Nikolaevič Šeremet'ev (1803–1871), der gegen Mitte des 19. Jahrhunderts über ca. 150 000 Leibeigene verfügte, widmete sich seit den 1820er Jahren verstärkt der sozialen Fürsorge und der Förderung von Bildungseinrichtungen. Sein Engagement, dessen berühmtestes Beispiel das Armenkrankenhaus in Moskau Strannopriimnyj Dom (heute Institut N.V. Sklifasofskogo) darstellt, brachte dem späteren Kammerherrn und Hofmeister noch zu Lebzeiten den Ruf eines der größten Wohltäter in Russland ein. Vgl. Art. Šeremet'ev, graf Dmitrij Nikolaevič. In: *Russkij biografičeskij slovar*. Hg. v. Aleksandr A. Polovcev. Bd. 23. Sankt-Peterburg: Tipografija Glafnogo upravlenija udelov, 1911, S. 164-166. Hier S. 164f.

46 Prager Zeitung 201 (23.12.1824), [S. 1-3].

hatten. Daran schloss sich eine Erzählung über die Standhaftigkeit eines Wachsoldaten an, der seinen Posten an einem der Gittertore des Sommergartens nicht verließ, obwohl ihm das Wasser schon bis über die Hüfte reichte.⁴⁷

Die erste Ausgabe nach der Feiertagspause brachte wieder eine ausführliche Aufstellung von Einzelmeldungen aus dem Katastrophengebiet an der Newa. Dieser Artikel unterschied sich aber von den früheren dadurch, dass er versuchte, die psycho-soziale Wirkung des traumatischen Katastrophenerlebnisses zu beschreiben. Außerdem kolportierte der Verfasser das Gerücht eines angeblich gleichzeitig mit der Sturmflut eingetretenen Erdbebens und entwarf damit das Szenario einer völlig aus den Fugen geratenen Natur.⁴⁸

Ein in der *Prager Zeitung* gespiegelter Artikel aus dem Petersburger *Conservateur Impartial*, eingedruckt in den Nachrichtenteil der Ausgabe vom 28. Dezember, widmete sich vornehmlich den Schäden und Verlusten, die der Kaufmannschaft der Stadt infolge des Hochwassers entstanden waren. In derselben Ausgabe kaprizierte sich das Feuilleton auf eine ausführliche Schilderung der vorher größten Überschwemmung Petersburgs im Jahre 1777.⁴⁹

Mit Beginn des Jahres 1825 erschien die *Prager Zeitung* unter der Redaktion von G.F. Rietsch, der das Journal mit einer moderneren Aufmachung versah. Bereits in der ersten von ihm verantworteten Ausgabe griff er die Thematik der Sturmflut an der Newa mit einer umfassenden Gesamtchau auf, deren „lebhaftere Darstellung“ es verdiene „zur Erinnerung an das furchtbare Naturereignis aufbewahrt zu werden“.⁵⁰ Damit ließ der neue Redakteur erkennen, dass er sich dezidiert als Journalist des neuen Typus des „Zeitschriftstellers“ begriff und seine Aufgabe darin sah, eine Geschichtsschreibung der Gegenwart im Medium der Tagespresse zu verankern.⁵¹ Dies schloss

allerdings nicht aus, dass die *Prager Zeitung* weiterhin Artikel zu den Folgen der Petersburger Überschwemmung aus anderen Blättern spiegelte. Auch eine Spendenliste und eine griffige Anekdote erschienen in den folgenden Nummern. Eine kleine politisch motivierte Kontroverse über den Schaden an der französischen Botschaft in St. Petersburg fand ebenfalls Eingang in das Blatt. Im Großen und Ganzen war das transnationale Medienereignis der Überschwemmung Petersburgs für die *Prager Zeitung* damit abgehandelt, zumal ab Februar 1825 ein neues elementares Großereignis das Medieninteresse beherrschen sollte: die Sturmflut an der Nordsee und die dadurch verursachte verheerende Überschwemmung Hamburgs. Die Kunde von dem Ereignis veranlasste den Zaren in St. Petersburg, eine vormalige Spende Hamburger Kaufleute nun seinerseits großzügig zu erwidern.⁵²

Neben den zahlreichen zeitnahen Korrespondenzartikeln in der Presse benutzten auch die der Unterhaltung gewidmeten Jahrbücher und

als Historiker. Zeitschriftsteller als neuer Autorentypus. In: Ders.: Die Erfindung der Zeitgeschichte. Geschichtsschreibung und Journalismus zwischen Aufklärung und Vormärz. Mit einer Edition von 93 Briefen von Friedrich Buchholz an Johann Friedrich Cotta und Johann Georg Cotta 1805–1833. Berlin: Akademie, 2013, S. 15-34.

- 52 Prager Zeitung 62 (21.04.1825), [S. 2]: „Hamburg, den 11. April. Einige hiesige Kaufleute, die in Handelsbeziehungen mit St. Petersburg stehen, hatten für die Opfer der Uiberschwemmung vom 19. November v. J. einen Beitrag übersandt. Auf die Nachricht, daß Hamburg am 4. Februar d. J. von einem ähnlichen Unglück heimgesucht worden, haben Se. Maj. der Kaiser den von ihm niedergesetzten Ausschuß befugt, diesen Beitrag durch das großmüthige Geschenk von 36 000 Rubeln zu erwidern, die durch den russischen Gesandten, Herrn v. Struve, der hiesigen Commission der Wasserschäden zugestellt worden sind.“ (Herv. im Orig.).

47 Prager Zeitung 202 (24.12.1824), [S. 3].

48 Prager Zeitung 203 (26.12.1824), [S. 2].

49 Prager Zeitung 204 (28.12.1824), [S. 2-3].

50 Prager Zeitung 1 (02.01.1825), [S. 2f.].

51 Vgl. Iwan-Michelangelo D'Aprile: Journalisten

Almanache das im Lauf des Jahres angefallene Nachrichtenmaterial, um zusammenfassende Überblicke über die Ereignisblöcke zu präsentieren. Im Falle der Petersburger Überschwemmung vom November 1824 tat dies ein von dem Prager Journalisten und Schriftsteller Karl Eduard Rainold (1779–1835) herausgegebenes, mit zahlreichen Kupfern, Karten und Musikalien ausgestattetes Jahrbuch mit dem Titel *Erinnerungen an merkwürdige Gegenstände und Begebenheiten verbunden mit erheiternden Erzählungen*. Rainold benutzte zunächst die gestiegene Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit für die Stadt St. Petersburg dazu, ein Stadtporträt samt zugehörigem Stadtplan zu publizieren. In einem zweiten Artikel fasste er dann die Ereignisse während der Sturmflut an der Newa zusammen. Um seine Prager Leserschaft in das Interesse an dieser Naturkatastrophe stärker einzubinden, fügte er einen weiteren Artikel über die im Frühjahr 1824 vorgefallene Prager Überschwemmung bei. Damit stellte er einen Zusammenhang zwischen den beiden Überflutungen her, der in der Tagesberichterstattung der *Prager Zeitung* keine Rolle gespielt hatte. Durch die Beigabe von Kupfern, die dramatische Katastrophenszenen in St. Petersburg und Prag darstellten, wurde die Parallelität der beiden Ereignisse auch visuell unterstrichen.⁵³ Es handelte sich dabei um Stiche nach großformatigen Gemälden des Prager Theatermalers Antonio Sacchetti, der diese zuvor in einer optischen Zimmer-

53 Die vergleichsweise harmlose Frühjahrsüberschwemmung des Jahres 1824 in Prag hatte nicht zuletzt deshalb ein breites Presse-Echo gefunden, weil sie das Besuchsprogramm des Kaisers Franz I. während eines ausgedehnten Pragaufenthaltes beeinträchtigte. Der als populärer Höhepunkt der Reise geplante Besuch des Regenten auf der Färberinsel und das erwartete Bad in der Menge der Prager Bevölkerung an diesem beliebten städtischen Vergnügungsort war durch den bedrohlich ansteigenden Wasserpegel der Moldau buchstäblich ins Wasser gefallen.

reise sowohl in Prag als auch in Wien vorgeführt hatte. (Kat. IV. 14 und IV. 15)

Der literarische Beitrag, der sich auf die Petersburger Überschwemmung bezog⁵⁴, begann mit einer Bilanz der durch die Fluten verursachten Schäden. Dann sprach der ungenannte Verfasser von 500 Toten und damit von einer weitaus niedrigeren Opferzahl, als sie in den meisten öffentlichen Blättern angegeben wurde. Als Ursache für den vergleichsweise geringen Personenschaden führte er die seit der Flut von 1777 vorgenommenen Sicherheitsmaßnahmen an. Pflichtschuldig wurde in diesem literarischen Beitrag auch die für die Textsorte obligatorische panegyrische Verbeugung vor dem russischen Kaiser geleistet, der „gleich einem wohlthätigen Genius in einem Nachen auf den tobenden Fluthen“ schwebte und, die eigene Gefahr nicht achtend, vielen Menschen angeblich das Leben rettete.⁵⁵ Darauf folgte die eigentliche Beschreibung des Sturmes von seiner Entstehung an der Nordsee und seiner Bewegung über die Ostsee bis zu seiner Ankunft an der Newa. Das Ansteigen des Flusses und sein dramatisches Aufbrausen wurden mit dem rhetorischen Arsenal der Ästhetik des Erhabenen und Schrecklichen vor Augen geführt.⁵⁶ Nach einer

54 Art. Die Ueberschwemmung in Petersburg. In: *Erinnerungen an merkwürdige Gegenstände und Begebenheiten verbunden mit erheiternden Erzählungen*. 5. Bde. Wien/Prag: Medau, 1825, S. 41-44.

55 Ebd., S. 42.

56 „Bei diesem plötzlichen unerwarteten Steigen des Wassers entstand eine Noth, die sich nur denken aber nicht beschreiben läßt; und man muß Ueberschwemmungen gesehen haben, um sich von dieser eine Vorstellung machen zu können. Als das Wasser seine größte Höhe erreicht hatte, wurde der Anblick furchtbar majestätisch. Der Orkan heulte grässlich, und peitschte das Wasser in hohen Wellen durch die Straßen, in denen Böte mit flüchtenden Menschen, Heubarken, zertrümmerte Häuser, Balken, tausende von Klaftern Holz aus den gestrandeten Holzschiffen und von den Holz-

Schilderung der Verwüstungen in verschiedenen Stadtteilen wandte sich der Autor den früheren Überschwemmungen Petersburgs zu und schloss diese mit meteorologischen Erläuterungen ab. Der Schlussteil des Beitrags befasste sich sodann damit, wie sich der Orkan im Februar des Jahres 1825 wieder zur Nordsee hin zurückzog. Am Ende des Artikels stand dann als Fazit die zur Beherzigung für die Leser empfohlene Erkenntnis, dass wichtige Naturereignisse in entfernten Gegenden entstehen oder in diese hineinwirken können. Damit brachte das unterhaltende Jahrbuch Rainolds ein sich wandelndes Verständnis von Nähe und Distanz zum Ausdruck, das sein Lesepublikum aus einem aktuellen Anlass dazu einlud, naturräumliche und klimatische Zusammenhänge über staatliche Grenzen hinweg zu imaginieren.⁵⁷ Der Blick auf die Darstellung der Petersburger Sturmflut von 1824 in der deutschsprachigen Prager Presse zeigt, dass es vordergründig um eine mehr oder weniger sachliche Darstellung des Verlaufs der Katastrophe und ihrer Konsequenzen für die betroffene Stadtbevölkerung ging. Gleichzeitig entfalteten die beteiligten Medien ihr Potenzial, Emotionen zu erregen und zu steuern. Seitens der Zeitungsmacher zielte diese Strategie auf eine Integration breiter Leserkreise ab, denn die medial erzeugte Neugier auf die Katastrophennachrichten und die intendierte emo-

plätzen weggeschwemmt, Wagen, Pferde und andere Haustiere, alle mögliche Sorten von Hausgeräte schwammen in fürchterlicher Verwirrung unter-, über- und nebeneinander herum. Die ausschweifendste Einbildungskraft hätte sich dieses 24 Stunden vorher nicht denken können.“ Ebd.

57 Mit den transnationalen Deutungen des Wettergeschehens im Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Auseinandersetzungen in der Meteorologie des 19. Jahrhundert beschäftigt sich in seiner Studie Fabien Locher: *Le savant et la tempête. Étudier l'atmosphère et prévoir le temps au XIXe siècle*. Rennes: Presses universitaires de Rennes, 2008 (für den Hinweis danken wir Marc Elie.)

tionale Betroffenheit versprach zunächst einmal hohe Auflagenzahlen. Über die eigentliche Katastrophe hinaus führte die Berichterstattung zu einer gesteigerten transnationalen Aufmerksamkeit auf die Stadt St. Petersburg.⁵⁸ Neben ihren geografischen, hydrologischen und meteorologischen Bedingungen wurden vor allem ihre stadtarchitektonische Verfasstheit und ihre gesellschaftliche Struktur sichtbar. Veranschaulicht wurde in diesem Zusammenhang der Umgang der höheren Gesellschaft Petersburgs mit der Vulnerabilität der Stadt und ihr enormer finanzieller Beitrag zur Katastrophenbewältigung.⁵⁹ In dieser Funktion führten die Petersburger geradezu ein Lehrstück auf, das für die Prager sogenannte „elegante Welt“⁶⁰ ein starkes Identifikationsangebot bereithielt und sie auf ihre Rolle als zukünftiger Krisenmanager ähnlicher Katastrophen vorbereitete.

58 In kleinerem Maßstab vollzog sich hier ein ähnlicher Prozess, wie er bereits 1812 aus Anlass des Brandes von Moskau stattgefunden hatte, als plötzlich ganz Europa sich für diese Stadt zu interessieren begann.

59 Diese Aspekte werden von Dills: *The River Neva and the Imperial Façade*, vorgestellt und erläutert, der vor allem das Aktenmaterial des Zentralen staatlichen historischen Archivs in St. Petersburg (CGIA SPb fond 19; fond 381; fond 792) ausgewertet hat.

60 So adressierte die erste moderne deutschsprachige Unterhaltungszeitung in ihrem Titel das neue Publikum. Die *Zeitung für die elegante Welt* erschien seit Januar 1801 im Leipziger Verlag Georg Voss, sie formulierte ein integratives Angebot auf der Grundlage eines Konzeptes freier Geselligkeit. Siehe dazu Anna Ananieva: *Der Leipziger Voss Verlag. Eine Kunst- und Buchhandlung um 1800*. In: *Auf der Schwelle zur Moderne. Szenarien von Unterhaltung in Deutschland zwischen 1780 und 1840. Vier Fallstudien*. 2 Bde. Hg. v. ders./Dorothea Böck/Hedwig Pompe. Bd. 2. Bielefeld: Aisthesis, 2015, S. 437-635.

ZEITUNGEN ALS STIMMUNGSMACHER

Stadtbrand im ungarischen Miskolc 1843 und die Berichterstattung in der deutschsprachigen Presse

Tabea Motika

Die Medien haben schon lange einen starken Einfluss auf das Leben der Menschen. Sie berichten vom Alltag, aber auch von Krieg und Frieden, von Tragödien oder Katastrophen. In den früheren Zeiten, als es noch kein Fernsehen und keine Smartphones gab, boten insbesondere die Printmedien, also Flugblätter, Zeitungen und Zeitschriften, eine Möglichkeit, aktiv am Weltgeschehen teilnehmen zu können.

Im 18. und 19. Jahrhundert entwickelte sich das Zeitungswesen sehr stark, nicht zuletzt angeschoben von den revolutionären Ereignissen in Frankreich und den Napoleonischen Kriegen. Auch wenn nach der Französischen Revolution in vielen europäischen Ländern zunächst das Statut der allgemeinen Pressefreiheit galt und viele Zeitungen frei berichten konnten, wurden doch bald von Staatsseite her deutliche Bemühungen um die entsprechenden Zensurvorschriften europaweit erkennbar. Durch die Zensurgesetze wurde nicht nur die Berichterstattung der Zeitungen kontrolliert, sondern auch die Politik von Staatsoberhäuptern wie Napoleon propagiert. Nach der Beendigung der Kriege folgte ein langer Streit um die Pressefreiheit, auch in deutschen Ländern. Vor diesem prekären Hintergrund entstanden Mitte des 19. Jahrhunderts die ersten großen Nachrichtenagenturen⁶¹ und es bildete sich der Beruf des Journalisten heraus, wie wir ihn heute kennen. Genauso schnell wie sich die Presse entwickelte, breitete sich in den europäischen Ländern ein dynamischer und moderner Lebensstil aus.⁶² Mit der neuen Presse entstand dabei ein

wirkungsmächtiges Mittel, mit dem die immer breiter werdende Leserschaft positiv aber auch negativ beeinflusst werden konnte.⁶³

Wie die Presse im 19. Jahrhundert ihre Wirkung entfaltete, soll in diesem Essay exemplarisch gezeigt werden. Aufgestellt wird dabei die These, dass bereits die Presse des 19. Jahrhunderts bewusst die Emotionen der Leserschaft beeinflusste und ihre Stimmungen steuerte. Untersucht wird sie anhand eines Beispiels: Im Juli 1843 brannte die ungarische Stadt Miskolc / Mischkolz fast vollständig ab. Im Hinblick auf den Brand in Miskolc ist die Tatsache interessant, dass heute zwar einiges über die Stadtgeschichte zu lesen ist. Aber kaum etwas, was mit dem verheerenden Brand vom Juli 1843 im Zusammenhang steht.⁶⁴

Laut den damaligen Presseberichten muss der Stadtbrand in Miskolc exorbitant gewesen sein. Zahlreiche Zeitungen der Habsburger Monarchie und Deutschlands beschäftigten sich intensiv

19. Jahrhunderts in Mittel- und Osteuropa. Hg. v. Istvan Fried / Hans Lemberg / Edith Rosenstrauch-Königsberg. Berlin: Camen, 1986; Hedvig Ujvári: Abriss der deutschsprachigen Presselandschaft in Ungarn im 18. und 19. Jahrhundert. In: Germanistische Studien VII (2005), S. 63-76; elektronische Ressource: http://nemet.ektf.hu/files/publ/gs_2009_ujvari_h.pdf (letzter Zugang: 09.09.2015).

63 Vgl. Kai Lückenmaier: Information als Verblendung, Die Geschichte der Presse und öffentlichen Meinung im 19. Jahrhundert. Stuttgart: Ibidem, 2001; Philomen Schönhagen: Die Mitarbeit der Leser. Ein erfolgreiches Zeitungskonzept des 19. Jahrhunderts. München: Fischer, 1995.

64 Es fällt auf, dass die spätere Geschichtsschreibung dieser Stadtzerstörung jedoch keine große Bedeutung zuschrieb. Anders verhielt es sich mit den großen Stadtzerstörungen in Ofen, Pest, Altofen im Jahr 1838 und in St. Petersburg 1824, die durch Überschwemmungen verursacht wurden. Siehe dazu den Beitrag von Anna Ananieva und Rolf Haaser in diesem Band.

61 Siehe Konrad Dussel: Deutsche Tagespresse im 19. und 20. Jahrhundert. Münster 2004, S. 69.

62 Vgl. Zeitschriften und Zeitungen des 18. und

mit diesem Vorfall.⁶⁵ Sehr ausführlich wurden der Brand und die Schäden, die dabei entstanden sind, dargestellt und erläutert. Ein Vergleich verschiedener historischer Zeitungen zeigt, dass die Schilderung des Brandschadens nahezu einhellig war. So wurden z.B. das Komitatshaus, eine Synagoge, die katholische und lutherische Kirche und Schulen zerstört.⁶⁶ Die Pester Zeitung *Der Ungar* berichtete sogar am 27. Juli 1843, dass der Brand die Hälfte der Stadt vernichtete.⁶⁷ Adolf Bäuerle schrieb in seinem im Folgenden noch näher zu betrachtenden Spendenaufruf von genau 1945 Häusern, die dem Brand zum Opfer fielen.⁶⁸ Der *Adler* aus Wien ist die einzige Zeitung, die bereits am 4. August 1843 über Maßnahmen der Stadtverwaltung in Miskolc berichtete, wie nach dem Brand vorgegangen werden sollte. So schrieb diese Wiener Zeitung, dass „sich die Stände des Komitates [versammelten], um sich über die zu treffenden Maßregeln und zweckmäßigsten Hilfsanstalten zu berathen“.⁶⁹

Die Zeitungen riefen außerdem zum Spenden für die Opfer auf und veröffentlichten Bekanntmachungen über Benefizveranstaltungen, die zugunsten der Brandopfer organisiert wurden. Im Jahr 1843 gingen reichlich Spenden für die Opfer des Stadtbrandes ein, wie u.a. die veröffentlichten Spendenlisten aus der Pester Zeitschrift *Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* bezeugen. Die starke Partizipation an dem Unglück der Stadtbewoh-

ner hing offensichtlich mit der Arbeit der Presse zusammen, die ihre Leser auf einer emotionalen Ebene ansprach und auf diese Weise ‚manipulierte‘.

Am 26. August 1843 rief Adolf Bäuerle (1786–1859) in der von ihm redigierten *Allgemeinen Theaterzeitung* zum Spenden für die Opfer des Brandes in Miskolc auf. Die *Theaterzeitung* aus Wien war ein weit verbreitetes Blatt in der österreich-ungarischen Monarchie und hatte eine große Lesertreue. Der Spendenaufruf erschien auf dem Titelblatt der Zeitung und ging über zwei Seiten. (Kat. III.12).

Adolf Bäuerle war ein erfolgreicher Theaterdichter und Zeitschriftenredakteur, der sich auch im Bereich der Wohltätigkeit auffällig stark engagierte.⁷⁰ Sein Aufruf wurde in vielen anderen Zeitungen, wie beispielsweise im Wiener *Wanderer*, abgedruckt und diente als ein Auslöser dafür, dass viele Leser für die Opfer des Stadtbrandes in Miskolc tatsächlich spendeten. Die Schilderung Bäuerles zeigt ganz eindrücklich, wie er als ein erfahrener Dramaturg mit den Emotionen der Leser spielte:

Wenn wieder alle, welche ein fühlendes Herz im Busen haben, zusammenwirken, wenn wieder in allen Zirkeln gesammelt wird [...], wenn wieder der Krieger wie der Bürger, der Adelige wie der Kaufmann [...] die milden Hände um wohlthägige Spenden ausstreck[en] [...]; wenn jeder, der nur von diesen Schreckensszenen hört, die geringste, ja die unbedeutendste Gabe darbringt [...]; wenn die Frauen, diese wahren Engel der Wohlthätigkeit, neuerdings ihre Fürbitte

65 Für diesen Essay wurden die Wiener und Pester Zeitungen diesbezüglich herangezogen und Zeitungsartikel aus den Blätter *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode*, die *Allgemeine Theaterzeitung*, sowie aus dem *Adler*, dem *Ungar* und dem *Wanderer* ausgewertet. Siehe die chronologische Übersicht am Ende des Essays.

66 Bäuerle: Der Brand von Miskolcz, S. 805.

67 [Anonym:] Aufruf. In: Der Ungar 172 (27.07.1843), S. 1. - Zur Zeitung „Der Ungar“ siehe den Beitrag von Mária Rózsa in diesem Band.

68 Bäuerle: Der Brand von Miskolcz, S. 805.

69 [Anonym:] Ueber den Brand von Miskolcz. In: Der Adler 181 (04.08.1843), S. 750.

70 Vgl. Art. Adolf Bäuerle. In: Constant von Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 1, Wien: Zamarski, 1856 (zit. nach: Deutsches Biographisches Archiv (DBA), Fichenummer:0048, S. 298-306).

für die Unglücklichen aussprechen [...], dann entsteht Miskolcz neu aus dem Schutte, und die Thränen werden alle getrocknet, die jetzt unaufhaltsam von drei und dreißig Tausend Unglücklichen, darunter von so vielen Witwen und Waisen, Kranken und Siechen, Obdachlosen und Hungernden fließen. [...] Darum gebt! Menschenfreunde gebt!⁷¹

Damit wurde der Brand in Miskolc nicht nur in Ungarn, sondern auch in Österreich bekannt. Immer mehr Zeitungen wurden auf diese Tragödie aufmerksam und begannen, in regelmäßigen Abständen von Spendenaufbringungen und Benefizveranstaltungen zugunsten der Opfer zu berichten.

Als Schriftsteller und Journalist besaß Bäuerle die Fähigkeiten, seine Leserschaft in den Bann zu ziehen und auch für diese Katastrophe Aufmerksamkeit zu erzeugen. Wie Bäuerle in seinem Aufruf ganz zu Anfang klarstellte, gab es vor ihm schon andere Zeitungen, die von diesem Stadtbrand berichteten.⁷² Eine der frühesten Schilderungen des Brandes erschien im *Spiegel* am 22. Juli 1843. *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* war eine der großen aufsteigenden Zeitungen in der Monarchie, die in Pest redigiert wurde.⁷³ Der Redakteur des *Spiegels*, Samuel Rosenthal, und der Redakteur der *Theaterzeitung*, Adolf Bäuerle,

hatten häufig Streitigkeiten, weshalb beide nicht gut aufeinander zu sprechen waren.

Die Schilderung des Brandes in Miskolc aus dem *Spiegel* war sehr knapp und ohne große Ausdruckskraft. So las der Leser nur kurz über die zweizeilige Nachricht hinweg und wurde somit nicht emotional in die Geschichte miteingebunden. Der Autor der Nachricht empfand den Brand wohl als nicht besonders erwähnenswert. Diese Form einer neutralen Kurznachricht durch die Redaktion beeinflusste die Wahrnehmung des Ereignisses insofern, dass der Brand in Miskolc das Publikum des *Spiegels* genauso wenig zu interessieren hatten.

Jedoch druckte der *Spiegel* an demselben Tag, als am 26. August 1843 in Wien Bäuerles Spendenaufruf erschien, eine erneute Schilderung des Brandes in Miskolc ab. Sie wirkte wie ein Echo auf den ‚bewegenden‘ Text von Bäuerle. Obwohl es sich wahrscheinlich um keine direkte Antwort auf Bäuerles Artikel handelte, kann man annehmen, dass Rosenthal seinen Zeitungstext so schrieb, um genauso emotional die Lage der Brandopfer anzusprechen, wie auch sein Wiener Kollege und Konkurrent es tat:

Wo liegt Miskolcz? Liegt es in Ungarn? Im Bereiche der österr. Monarchie? [...] Wenn man die beiden großen politischen Blätter Wiens liest, so sollte man sehr daran zweifeln. Während die Wiener Zeitung und der österreichische Beobachter schon Nachrichten aus Paris vom 12. August [...] brachten, theilen dieselben Blätter vom 20. und 21. August erst die funkelnelneue Nachricht von dem am 19. Juli erfolgten großen Brande in Miskolcz mit!⁷⁴

Es scheint, als wollte Rosenthal seine Leser wachrütteln und ihnen mitteilen, dass der *Spiegel* schon viel früher von diesem Brand berichtet

71 Adolf Bäuerle: Der Brand von Miskolcz. In: Allgemeine Theaterzeitung 204 (26.08.1843), S. 805.

72 Ebd.

73 Vgl. zur Zeitung *Der Spiegel* ausführlicher: Anna Ananieva/Rolf Haaser: Elegante Unterhaltung: Die Leipziger „Zeitung für die elegante Welt“ und ihre deutschsprachigen Nachfolger in Prag und Ofen-Pest. In: Literarische Öffentlichkeit im mittleren 19. Jahrhundert. Vergessene Konstellationen literarischer Kommunikation zwischen 1840 und 1885. Hg. v. Katja Mellmann und Jesko Reiling (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur). Berlin: De Gruyter 2016 (im Erscheinen).

74 [Anonym:] Lokalnotizen. In: Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode 68 (26.08.1843), S. 544.

hatte. Dennoch bekam Bäuerle die Lorbeeren; den kurzen Artikel im *Spiegel* konnte man leicht überlesen, denn er stand mitten in der Zeitung unter der Überschrift *Lokalnotizen* und nicht wie bei Bäuerle auf dem Titelblatt.

Bäuerles Aufruf war der Auslöser für die zahlreichen Spenden, denn er setzte auf das Mitleid und die Großzügigkeit der Leser. Die Zeitungen in Wien und Pest riefen einige Male zum Spenden auf⁷⁵ und auch andere Zeitungen, wie die *Pesther-Handlungszeitung*⁷⁶, tat es ihnen gleich. *Der Spiegel* berichtete am 6. September 1843 sogar von einer Zeitung in Frankfurt am Main, die Spendengelder für die Opfer sammelte.⁷⁷ Diese hatte fünf Jahre zuvor schon für die Überschwemmungsoffer in Pest gesammelt.⁷⁸ Die Anteilnahme für das Spenden ging also über die österreichisch-ungarische Monarchie hinaus. Doch wäre die starke Partizipation der Leser an den Spenden für die Opfer in Miskolc ohne die Presse nicht möglich gewesen. Die Zeitungen machten sich dafür stark, redeten ununterbrochen auf ihre Leserschaft ein und setzten auf das Mitleid ihrer Leser.

Gleichzeitig versuchten die Spendenaufrufe der Zeitungen alle gesellschaftlichen Schichten anzusprechen. Vor allem *Der Spiegel* beschrieb dutzende sehr unterschiedliche Benefizveranstaltungen, die zu Gunsten der Opfer des Brandes veranstaltet wurden, und berichtete bis zum 18. Oktober 1843 regelmäßig darüber. Im Mittelpunkt seiner Berichterstattung standen dabei die Opernaufführungen, die mit berühmter Besetzung stattfanden und deren Erlös für die Opfer des Stadtbrandes gespendet wurde. *Der Spiegel* war bekannt für seine regelmäßig erscheinenden

75 Vgl. [Anonym:] An alle Menschenfreunde. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 60 (29.07.184), S. 480.

76 Anton Benkert: Hilferuf. In: *Pesther-Handlungszeitung* 42 (05.07.1843), S. 195.

77 [Anonym:] Für die Abgebrannten in Miskolcz. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 71 (06.09.1843), S. 568.

78 Ebd.

Theaterkritiken⁷⁹ und traf mit den Artikeln über theatralische Benefizveranstaltungen genau die Interessen seiner Klientel. Diese sollten dann bei diesen Veranstaltungen bereitwillig spenden. Wer nicht daran teilnehmen konnte, las in einer späteren Ausgabe die ausführliche Kritik und konnte sich trotzdem ein Bild von Schauspielern, Sängern und Stücken machen. Die Benefizveranstaltungen waren eine Pflicht in den adeligen Kreisen und der wohlhabenden Mittelschicht. Aber es war auch eine lästige gesellschaftliche Verpflichtung. Man spendete hier einmal für ein Hospital und dort für ein Armenhaus. Es gab dabei Tanz, Musik sowie reichlich Speisen und Getränke.⁸⁰

Auch die Presse selbst versuchte ihren Vorteil aus diesen Veranstaltungen zu ziehen und verkündete in regelmäßigen Abständen nicht nur Spendenaufrufe, sondern druckte auch Ergebnisse von Spendenbällen und Spendeneinnahmen ab. Wer eine kleinere oder größere Summe spendete, hatte die Möglichkeit öffentlich mit Namen und der gespendeten Summe in der Zeitung zu erscheinen. Die Erwähnung brachte den Wohltätern mehr Bekanntheit und gesellschaftliches Ansehen. Mit der Teilnahme an den Wohltätigkeitspraktiken wurde versucht ein imaginäres Gesellschaftsgefühl zu erschaffen, dass alle dazu verleitete zu helfen. Gleichzeitig hatte der ärmere Teil der Bevölkerung die Möglichkeit zu spenden und, wenn auch nur indirekt, durch die Lektüre der Zeitung an solchen gesellschaftlich angese-

79 Theater bezeichnet hier nur den Ort an dem besprochene Aufführungen stattfanden.

80 Vgl. Ingrid Mittenzwei: *Zwischen Gestern und Morgen. Wiens frühe Bourgeoisie an der Wende vom 18. und 19. Jahrhundert.* (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie; VII). Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 1998; *Bürger zwischen Tradition und Modernität.* Hg. v. Robert Hoffmann (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie; VI). Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 1997; *Armut und Fürsorge in der Frühen Neuzeit.* Hg. v. Konrad Krimm/Dorothee Mussnug/Theodor Strohm. Ostfildern: Thorbecke, 2011.

henen Veranstaltungen zu partizipieren. Durch diese mediale Strategie vermittelte die Presse das Gefühl von Zugehörigkeit ohne gesellschaftliche Grenzen. Außerdem suggerierte sie, aktiv an einem Ereignis teilgenommen zu haben. Kurzum, die Presse beeinflusste ihre Leserschaft zum Mitleid, bewegte sie zur Teilnahme an den Spenden- und Benefizveranstaltungen und ‚manipulierte‘ so auch das Gefühl der Zugehörigkeit. Somit hätte ein hohes Ausmaß an Spenden, wie es eine Spendenliste vom *Spiegel* am 6. September 1843 mit einem Betrag von 44 Gulden und 32 Franken bewies,⁸¹ ohne die Presse gar nicht möglich werden können.

Zeitungen waren und sind bis heute auch wirtschaftliche Institutionen, die konstante Leserzahlen und einen regelmäßigen Gewinn zu erzielen versuchen. Daher wurde oft auch aus den kleinsten Ereignissen ein großes Spektakel gemacht. (Kat. III.14) Aus Naturkatastrophen wurden riesige Medienereignisse, um mehr Leser zu gewinnen und Zeitungen zu verkaufen.⁸² Ein entscheidender Faktor war die rasante Entwicklung in der Industrie und damit die schnellere Nachrichtenvermittlung. Immer mehr kam die Frage der Aktualität der Nachrichten auf und der damit verbundene Wettbewerb zwischen den verschiedenen Zeitungen setzte ein. Wer am Aktuellsten war und einen ständigen Strom an Nachrichten zu produzieren wusste, konnte sich gegen seine Konkurrenz behaupten. Daher waren Tragödien oder Natur- und Wirtschaftskatastrophen, die auf der Welt passierten, ein einfacher Weg,

viel Geld zu verdienen. Die Presse interessierte sich zunächst wenig, welche Schicksale dahinter steckten und welche Auswirkungen entstehen konnten. Sie überspitzten gerne ihre Fakten oder logen ihrer Leserschaft direkt ins Gesicht, um höhere Auflagen zu bekommen.

Aus der wirtschaftlichen Perspektive gesehen, war die Vorgehensweise der Zeitungen bei der Berichterstattung über den Stadtbrand in Miskolc durchaus interessant. Die Schilderung der Tragödie bewegte die Leserschaft dazu, Geld zu spenden und an den Benefizveranstaltungen teilzunehmen. Mit der Bekanntmachung der Spendenlisten und der der Schilderung der Spendenbälle und Benefizkonzerte wurde die Wohltätigkeit auch mit dem gesellschaftlichen Vergnügen verknüpft.

Am Beispiel der Reaktion der deutschsprachigen Zeitungen auf den Stadtbrand in Miskolc kann beobachtet werden, wie die Printmedien im 19. Jahrhundert als Stimmungsmacher fungierten und ihre Leserschaft beeinflussten. Der Aufruf Bäuerles in der *Allgemeinen Theaterzeitung* in Wien setzte auf das Mitleid seiner Leser. Es wurde ein Wir-Gefühl erschaffen, das das Lesepublikum dazu bewegte, den Stadtbewohnern im fernen Miskolc durch Spenden zu helfen. *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* aus Pest und Ofen setzte auf dasselbe Prinzip. Besonders die Benefizveranstaltungen vermittelten ein attraktives Bild von der Wohltätigkeit und verbanden das Spenden sogar mit dem gesellschaftlichen Vergnügen. Um ausreichend Geld zu sammeln, entbrannte in den Zeitungen ein Konkurrenzkampf. Jede Zeitung wollte besser sein als die andere. Besonders bei der Berichterstattung wurde dabei gerne auf Wahrheit verzichtet oder die faktischen Informationen wurden womöglich zurechtgebogen.⁸³ Es lässt sich also feststellen, dass die Zeitungen auch im 19. Jahrhundert bewusst mit den Emotionen der Leser spielten, um eine größere Leserschaft

81 [Anonym:], „Für die Abgebrannten in Miskolcz“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 71 (06.09.1843), S. 568.

82 Siehe dazu Anna Ananieva/Rolf Haaser: Wasserströme und Textfluten: Die Überschwemmungskatastrophen 1824 in St. Petersburg und 1838 in Ofen und Pesth als Medienereignisse in der deutschsprachigen Prager Presse. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 62,2 (2014), S. 180-214 (Themenheft: Katastrophen im östlichen Europa. Hg. v. Klaus Gestwa und Marc Elie).

83 Interessant wäre es zu erfahren, wie verheerend der Brand in Miskolc wirklich war. Ein Besuch des Stadtarchivs in Miskolc wäre dafür ausschlaggebend.

zu erlangen und somit mehr Erfolg und Gewinn zu erzielen.

Chronologische Übersicht der Zeitungsartikel zum Stadtbrand in Miskolc

Anton Benkert: „Hilferuf“. In: *Pesther-Handlungszeitung* 42 (05.07.1843), S. 195.

[Anonym:] „Etwas von Allem“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 58 (22.07.1843), S.460.

[Anonym:] „Aufruf“. In: *Der Ungar* 172 (27.07.1843), S. 1.

[Anonym:] „An alle Menschenfreunde“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 60 (29.07.184), S. 480.

[Anonym:] „Nationaltheater“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 61 (02.08.1843), S. 488.

[Anonym:] „Ueber den Brand von Miskolcz“. In: *Der Adler* 181 (04.08.1843), S.750.

[Anonym:] „Nationaltheater“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 63 (09.08.1843), S.503.

[Anonym:] „Für die Abgebrannten in Miskolcz.“ In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 64 (12.08.1843), S. 512.

Adolf Bäuerle: „Der Brand von Miskolcz“. In: *Allgemeine Theaterzeitung* 204 (26.08.1843), S. 805.

[Anonym:] „Lokalnotizen“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 68 (26.08.1843), S. 544.

[Anonym:] „Etwas von Allem“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 69 (30.08.1843), S. 549.

[Anonym:] „Nationaltheater“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 69 (30.08.184), S. 551-552.

[Anonym:] „Nationaltheater“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 70 (02.09.1843), S. 559.

Adolf Bäuerle: „Der Brand von Miskolcz“. In: *Der Wanderer* 210 (04.09.1843), S. 837.

[Anonym:] „Nationaltheater.“ In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 71 (06.09.1843), S. 567.

[Anonym:] „Etwas von Allem“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 71 (06.09.1843), S. 566.

[Anonym:] „Für die Abgebrannten in Miskolcz“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 71 (06.09.1843), S. 568.

[Anonym:] „Nationaltheater“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 72 (09.09.1843), S. 576.

Adolph v. Frankenburg: „Oeffentlichen Dank“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 75 (20.09.1843), S. 600.

[Anonym:] „Wohltätigkeits-Konzert“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 80 (07.10.1843), S. 640.

[Anonym:] „Etwas von Allem“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 82 (11.10.1843), S. 654.

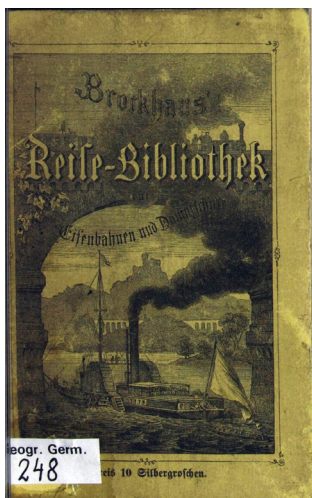
[Anonym:] „Wohltätigkeits-Konzert“. In: *Der Spiegel für Kunst, Eleganz und Mode* 83 (18.10.1843), S. 663.

Exponate der Abteilung Glück und Unglück



IV.1 „Dampfbootfahrt auf der Donau von Michael J. Quin“, 1836

Zwei Bände, brauner Umschlag, Papier, bedruckt
Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
Inv. Nr. DZM 08817; DZM 08818



IV.2 Titelbild der Brockhaus Reise-Bibliothek, um 1857

Aus: Friedrich Arnold Brockhaus: Reise-Bibliothek. Eisenbahnen und Dampfschiffe. Leipzig 1855-1861.
Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, Signatur: Georg. Germ 248



IV.3 Bericht über die Donaudampfschiffahrt, 1896

Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld: Die Donau als Völkerweg, Schifffahrtsstraße und Reiseroute. Wien/Pest/Leipzig: 1896, S. 422f.

Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Tübingen, Inv. Nr. 13 B 89



IV.4 Nachbau einer Ulmer Schachtel, 2015

Bedruckter Pappkarton, Schreiber-Bogen 72434, Maßstab 1:60

Privatbesitz

Ulmer Schachteln waren einfach konstruiert, in der Mitte des Decks befand sich ein Hausaufbau, der als Wetterschutz für die Passagiere oder Lagerraum fungierte. Sie waren bis zu 30 Meter lang, verfügten über keinen Eigenantrieb, sondern trieben, mit Stangen gelenkt, lediglich flussabwärts. (LF)



IV.5 Nachbau des Raddampfers „Leipzig“ (Baujahr 1926), 2015

Bedruckter Pappkarton, Schreiber-Bogen 696, Maßstab 1:1000

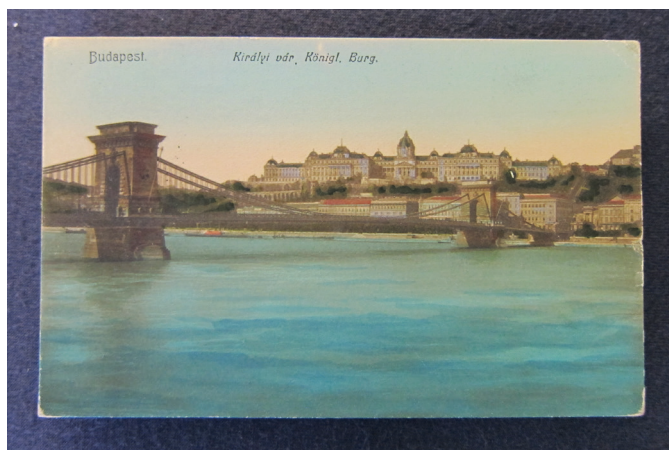
Privatbesitz

Da der Bau von Eisenbahnlinien nur langsam voranschritt, schrieb der damals regierende habsburgische Kaiser Franz I. ein Hofdekret aus, das dem Erfinder eines mit mechanischer Kraft stromaufwärts getriebenen Schiffes ein ausschließliches Privileg versprach. Dieses erwarben die beiden Briten John Andrews und Joseph Pritchard, die schon einige Erfahrungen mit dampfbetriebenen Schiffen gemacht hatten. Durch ihre Schiffe konnte die Donau nicht mehr nur flussabwärts, sondern auch flussaufwärts befahren werden. Dadurch avancierten größere Donaustädte wie Pest und Ofen (später Budapest) zu bedeutenden Zentren des Verkehrs, Handels und der Politik. (LF)

IV.6 Zeichnung von Budapest, 1894

Aus: Illustrierter Führer auf der Donau von Regensburg bis Sulina. Hg. v. Alexander Hecksch. Wien/Pest/Leipzig 1894, Abb. zw. S. 78-79.

Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, Inv. Nr. 14 A 77



IV.7 Postkarte „Buda látképe a hajóhíddal a pesti Duna-partról“, 1819

Zeichnung von Gottl Egon; Ansicht der Pester Uferpromenade sowie der Donau mit Schiffsbrücke, dahinter die königliche Burg auf Budaer Seite

Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, Inv. Nr. U Budapest 84

Im Jahre 1767 wurde die Schiffsbrücke zwischen Buda und Pest in Betrieb genommen und bestand aus 47 großen Booten, die durch eine Kette zusammengehalten wurden. Im Winter, wenn die Donau mächtige Eisblöcke herantrieb, musste die Brücke allerdings entfernt werden, so dass eine Zeitlang der Verkehr zwischen Buda und Pest zum Stocken kam. (LF)

IV.8 Postkarte „Budapest, királyi vár, Königl. Burg“, 1910

Ansicht der Donau mit Kettenbrücke sowie der königlichen Burg auf Budaer Seite

Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, Inv. Nr. U Budapest 123

Die Kettenbrücke war die erste feste Verbindung zwischen Buda und Pest. Sie wurde zwischen den Jahren 1839 und 1849 erbaut und gilt bis heute als eines der schönsten und zugleich kolossalsten Bauwerke Budapests. (LF)



IV.9 Schlüsselanhänger und Flaschenöffner „Kettenbrücke“, ca. 2014

Aluguss
Privatbesitz

IV.10 Heft „BUDAPEST“ mit 10 heraus-trennbaren Ansichtskarten von Budapest, vor 1938

Verschiedene Stadtansichten mit Beschriftungen in ungarischer, deutscher, englischer und französischer Sprache
Papier, bedruckt
Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
Inv. Nr. DZM 13698



IV.11 Ansichtskartenleprello „Budapest“, 1. Hälfte 20. Jhd.

2 Postkartenleprellos mit jeweils 16 fotografischen Abbildungen von Budapest. Jedes Leporello enthält andere Abbildungen. Aufschrift „Budapest“ „Magyar fénynyomdai r.t. Bpest.“
Papier, bedruckt
Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
Inv. Nr. DZM 10688-01; DZM 10688-02

IV.12 Karte mit schematischer Darstellung der Überschwemmung im März 1838

in Ofen, Altofen und Pest, 1938
Aus: A Pest-Budai árvíz 1838-ban [Die Überschwemmung von Pest-Ofen im Jahr 1838]. Hg. v. Károly Némethy. Budapest: Budapest székesfőváros közönsége, 1938
Exemplar in Privatbesitz

IV.13 Stadtplan von St. Petersburg mit schematischer Darstellung der Überschwemmungen des Flusses Newa

Aus: Ënciklopedičeskij slovar' Brokgauza i Efrona, Sankt-Peterburg: Brokgauz i Efron, 1907.
Exemplar der UB Tübingen, Institut für Ost-europäische Geschichte und Landeskunde, Signatur A1 1-Dopol,4
Der äußerste Rand der hellblauen Markierungen entspricht dem höchsten Stand der Überschwemmung im November 1824.

IV. 14 „Überschwemmung von Sct. Petersburg, den 19.t November 1824“, 1825

Aus: Erinnerungen an merkwürdige Gegenstände und Begebenheiten verbunden mit erheiternden Erzählungen. Hg. v. K.E. Rainold. Wien/Prag: Bellmann, 1825, S. 64 (Faksimile)
Digitalisat: Wikimedia Commons



IV.15 „Überschwemmung von Prag, den 26. Juny 1824“, 1825

Aus: Erinnerungen an merkwürdige Gegenstände und Begebenheiten verbunden mit erheiternden Erzählungen. Hg. v. K.E. Rainold. Wien/Prag: Bellmann, 1825, S. 96 (Faksimile)
Digitalisat: Wikimedia Commons



IV.16 Grigorij G. Čerencov (1802–1865): „7. November 1824. Überschwemmung in Sankt Petersburg. Gezeichnet vor Ort von G.G. Čerencov“, 1824

Bleistift, Aquarell (Faksimile)
Das Staatliche Museum Eremitage, St. Petersburg

IV.17 Carl Schwindt/Domokos Perlaska: „Ansicht des Theater Platzes, am 14t Mz. 1838 in den Tagen der Gefährlichen Überschwemmung in Pest“, 1838

Aquatinta (Faksimile)
19,6 x 28,5 cm
BTM – Budapesti Történeti Múzeum, Inv. 14774.1



IV.18 Eduard Gurk (1801–1841): „Rossau, Schmidgasse am 2. März 1830“, 1830

(Franz II./I. besichtigt den Schaden in der Rossau während der Überschwemmung der Wiener Vorstädte im Frühjahr 1830)

Aquarell (Faksimile)

35,3 x 53,7 cm

Wien Museum

Digitalisat: Wikimedia Commons

Einen festen Bestandteil in der Ikonografie von Hauptstadtüberschwemmungen im 19. Jahrhundert machten als Drucke verbreitete Illustrationen aus, die den jeweiligen Regenten als aktiven Beteiligten der Rettungsaktionen abbildeten. Beispiele solcher hagiografischen Herrscherporträts finden sich auch für Alexander I. (Überschwemmung von Petersburg 1824) und – in Vertretung seines kränklichen Vaters – Erzherzog Stephan (Überschwemmung Ofen-Altöfen-Pesth 1838).

Auch dieses Aquarell des Wiener Hofkammermalers Eduard Gurk diente als Vorlage für eine Aquatinta-Radierung. Das Motiv gehörte somit zu einer Serie von mehreren Tableaux mit Überschwemmungsszenen des Künstlers, die unter dem Titel DENKMAHL EDLER HOCHHERZIGER GESINNUNGEN UND HANDLUNGEN IN DEN TAGEN DER GEFAHRVOLLEN ÜBERSCHWEMMUNG VOM 1. MÄRZ 1830 IN WIEN erschienen ist. (AA)



IV.19 Fürst István Forray: „Rettungsszene während der Donau-Überschwemmung in Pesth im März 1838“, 19. Jhd.

Aquarell (Faksimile)

Budapesti Történeti Múzeum [Historisches Museum Budapest]

Aus: A Pest-Budai árvíz 1838-ban [Die Überschwemmung von Pest-Ofen im Jahr 1838].

Hg. v. Károly Némethy. Budapest: Verlag, 1938, Tafel 3.



IV.20 Spendenaufruf in der „Wiener Theater-Zeitung“ vom 24. März 1838

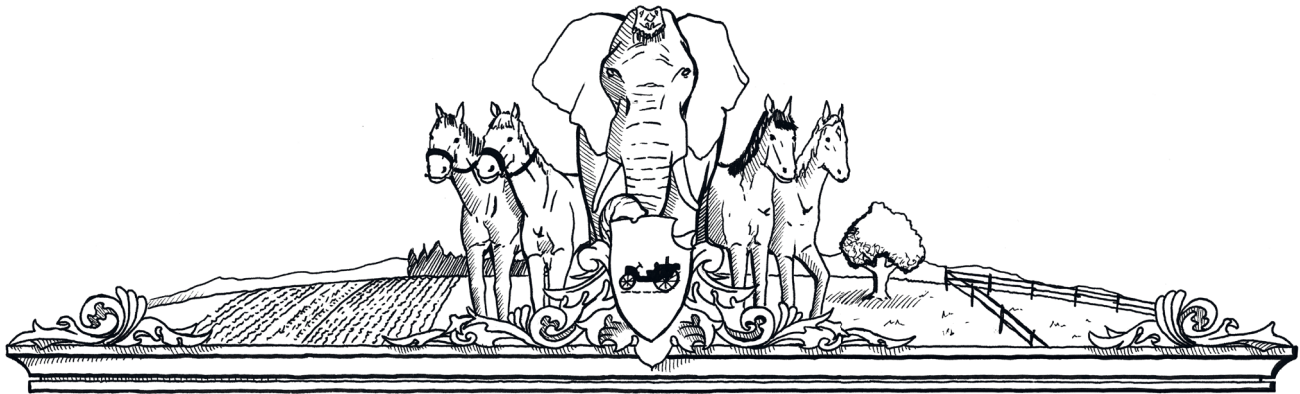
Faksimile
 Als wahrer Meister im Verfassen von Spendenaufrufen entpuppte sich der Redakteur der Wiener Theater-Zeitung Adolph Bäuerle. Als einer der ersten Herausgeber von Unterhaltungszeitschriften erkannte und nutzte er ausgiebig die publizistischen Chancen, die in der Berichterstattung über Katastrophen lagen. Für seine wirkungsvolle Hilfe bei der Bewältigung der Überschwemmung von Pesth, Ofen und Altöfen im Jahr 1838 wurde ihm die Ehrenbürgerschaft der zerstörten Städte verliehen. (RH)

IV.21 John Thomson: „Sufferers from the Floods“ (aus der Serie „Street Life in London“, 1877-1878)

Fotografie
 11,5 x 9 cm
 Die bibliophilen Taschenbücher. Dortmund: Harrenberg, 1981
 Privatbesitz
 In den 1870er Jahren dokumentierte der schottische Fotograf John Thomson das Straßenleben der britischen Metropole. Die 36 Fotografien des Woodburytypes wurden zuerst 1876 in wöchentlichen Lieferungen veröffentlicht. Jedes Bildmotiv begleitete ein Textblatt, für das der Journalist Adolphe Schmith verantwortlich zeichnete. Die gesamte Serie wurde ein Jahr später auch in Buchform veröffentlicht. (AA)

IV.22 Adolphe Smith: „Street Floods in Lambeth“

Aus: John Thomson/Adolphe Smith: Street Life in London. Part 1. London: Sampson Low, Marston, Searle and Rivington, 1877



Mensch und Tier

Kuratoren der Abteilung: Julian Windmüller und Rolf Haaser

Die Beziehung zwischen Mensch und Tier ist vielschichtig: Biologisch ist der Mensch ein Säugetier, viele Religionen sehen ihn als Herrscher über das Tierreich, Tiere wurden und werden in den unterschiedlichsten Lebensbereichen genutzt, stets waren sie Projektionsflächen menschlicher Sehnsüchte und Spiegel seiner eigenen Moral.



La Esmeralda. Gemälde von Charles Steuben (1788 - 1856), 1839. Musée des Beaux-Arts de Nantes, France © RMN-Grand Palais / Gérard Blot

Im 19. Jahrhundert wurde die Beziehung zwischen Mensch und Tier neu ausgelotet. Dabei war die Epoche nicht nur vom Forschergeist getrieben, sondern verzeichnete gleichzeitig einen neuen Aufschwung fürs Kuriose und Mysteriöse. In der Abteilung „Mensch und Tier“ wird das facettenreiche Verhältnis anhand von drei Aspekten thematisiert: Faszination – Nutzen – Bewahrung.

Faszination

Wilde Tiere repräsentierten die ungezähmte Natur, das Rohe, nicht durch Sitten und Normen überzeichnete – selbst wenn sie im Zoo hinter Gitterstäben bestaunt wurden oder im Zirkus den



Vor dem Affenhaus im Berliner Zoo. Gemälde von Jean Lulves (1833–1889), um 1880. Digitalisiert: Wikimedia Commons

lebendige Szenen: Ein gequältes Pferd „rächt“ sich an seinem Peiniger und ein sterbender Elefant „ruft“ das Mitleid der umstehenden Menschen „an“. Tiere faszinierten, weil sich der Mensch in ihnen wiederfand.

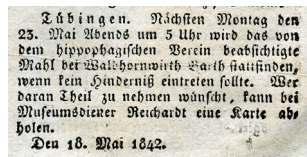
Nutzen

Von Landwirtschaft über Bergbau bis zum Transportwesen: Tiere erleichterten dem Menschen die Arbeit in vielen Bereichen. Industrialisierung und Urbanisierung veränderten dies grundlegend: Pferdestärken wurden mit der Zeit durch Dampfkraft ersetzt. Das Pferd, einst das Reise-, Transport- und Arbeitstier schlechthin, wurde zunehmend „arbeitslos“.

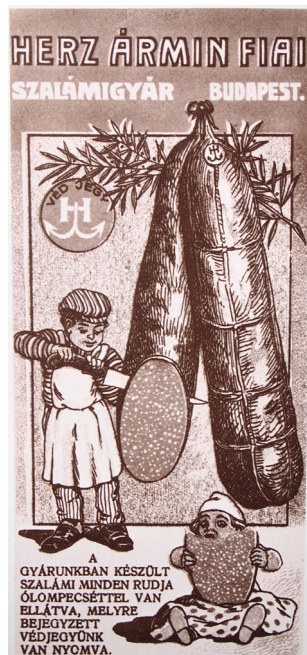
Befehlen des Dompteurs gehorchten. Sie halfen bei der Selbstvergewisserung: der Mensch war ein Kulturwesen. Tiere faszinierten, weil sich der Mensch durch sie abgrenzen konnte.

Gleichzeitig sah er in ihnen mehr als nur „das andere“ und übertrug auf sie menschliche Gedanken und Gefühle. Zeittungen präsentierten

Insbesondere Tierrechtler begannen sich für die Hippophagie, das Essen von Pferdefleisch, einzusetzen. Statt noch im hohen Alter schwere Arbeiten verrichten zu müssen, sollten Pferde „auf die natürlichste Art“ sterben, das hieß: verzehrt werden. Nicht nur erlöste man die Tiere so von ihren Qualen, auch das Versorgungsproblem der ärmeren Schichten könnte auf diese Weise gelöst werden. Vielerorts entstanden „Hippophagenvereine“, die Fortschrittliche, Bedürftige und Neugierige anlockten. Auch in Tübingen gründete sich ein Verein, der es sogar bis in eine Realenzyklopädie von 1847 und das Pariser Satireblatt *Le Charivari* schaffte.



Ankündigung des Treffens des Hippophagischen Vereins in Tübingen. *Intelligenz-Blatt für die Oberamts-Bezirke Tübingen und Rottenburg* (1842) S. 210. Stadtarchiv Tübingen



Werbeanzeige der „Salamifabrik Herz Armin Söhne, Budapest“, um 1900

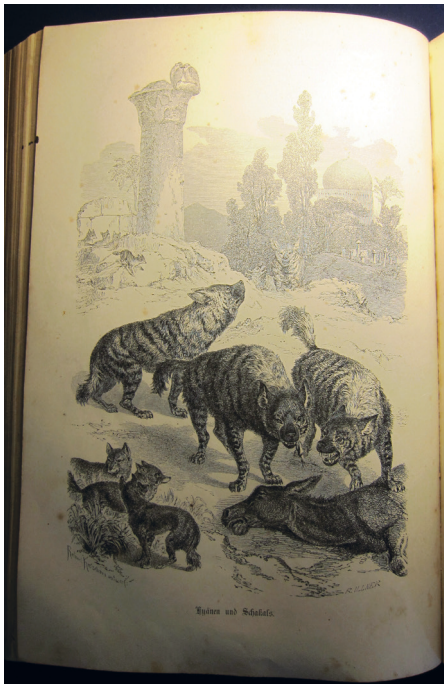
standen wissen. Tierquälerei wurde unter Strafe gestellt, damit Jugendliche nicht „durch mutwilliges Martern und Peinigen der Thiere ihr Herz [...] verhärten und dadurch selbst ihr Gefühl gegen die Leiden der Menschheit ab[...]stumpfen.“ Letztlich ging es auch wieder um den Menschen: Tierquälerei verdarb seine Moral, wo er doch sittsam zu leben hatte.

Bewahrung

Aufklärer, Humanisten und Christen verstanden Tiere zunehmend als „Mitgeschöpfe“, denen eine „humanere“ Behandlung zuteilwerden sollte. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand eine Vielzahl von Vereinen gegen Tierquälerei: Nürnberg 1839, Dresden 1840, Berlin 1841, Leipzig 1842 und weitere. Unnötiges Quälen sollte bestraft werden. Hausväter und Behördenleiter hätten Kindern, Knechten und Mägden durch gutes Verhalten als Vorbild zu dienen.

Die Bemühungen zeigten Erfolg: Auch die Landesherren wollten sich als moderne Christen ver-

Exponate der Abteilung Mensch und Tier



V.1 Alfred Edmund Brehm: Illustriertes Thierleben, Band 1, 1864

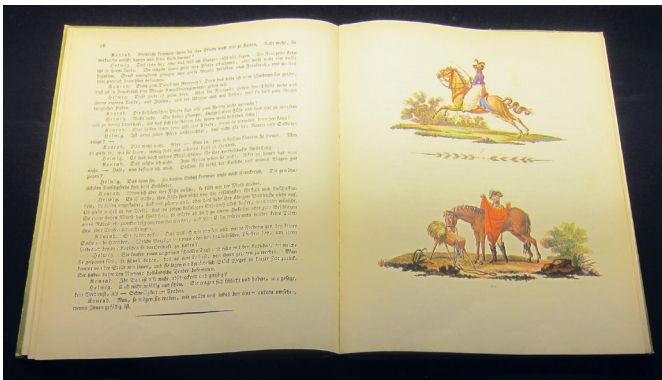
Hildburghausen: Bibliographisches Institut
Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur Bh
372-1

Der Pfarrerssohn Alfred Brehm (1829–1884) veröffentlichte ab den 1850er Jahren eine Fülle populärwissenschaftlicher Beiträge über Tiere. Seine Berichte beruhen auf zahlreichen Reisen im In- und Ausland und erfreuten sich besonders im Bürgertum großer Beliebtheit. Ab 1863 erschien das zehnbändige Illustriertes Thierleben. Seine bis heute bekannten lebhaften Tiercharakterisierungen, wie „der stolze Löwe“, brachten ihm früh Kritik ein, taten seiner Beliebtheit jedoch keinen Abbruch. Er schaffte es eindrucksvoll, die Faszination für die fremde Tierwelt in den Gefühlen und Gedanken zu beschreiben, die seine Mitmenschen verstanden. (JW)



V.2 Joseph Carl Burde: „Fanny Carrito als Esmeralda mit Ziege“, zw. 1844-1848

Farblithografie (Reproduktion)
 Fanny Carrito tanzte 1844 am Her Majesty's Theatre, London, die Hauptrolle in Jules Perrots Ballett La Esmeralda, nach Motiven aus Victor Hugos Der Glöckner von Notre-Dame. Die Darstellung betont Esmeraldas exotisch-fremden Charakter anhand zahlreicher Details wie dem Kleid, der Karten auf dem Boden und insbesondere der Ziege. Ziegen galten im Volksglauben als unrein und böse. So erscheint der Teufel in bildlichen Darstellungen oft als Mischwesen mit Ziegenhufen und -schwanz. Ihre sprichwörtlich gewordene „Bockigkeit“ betont die Eigen- und Andersartigkeit ihrer Herrin. Die Ziege als Begleiterin verstärkt die Wahrnehmung der Esmeralda als exotisch-selbstbewusste „femme fatale“. (RH/JW)



V.3 [Karl Gottlob Hausius:] Der kleine Pferdeliebhaber, ein Lesebuch für Knaben. Mit 12 ausgemahlten Kupfertafeln Velinpapier. 4°. Leipzig: Voss & Compagnie, 1800

Nachdruck: Leipzig: Ed. Leipzig, 1981 (Nachwort Sabine Knopf).
 Privatbesitz



V.4 Pferdestriegel aus Gertianosch (Banat), 20. Jhd.

Holz, Leder, Haar
 Höhe 3,5 cm; Breite 21,5 cm; Tiefe 13 cm
 Donaueschinger Zentralmuseum Ulm,
 Inv. DZM 12497



V.5 Reitstiefelanzieher aus Tübingen, um 1940

Eisenlegierung

11 x 8 cm

Stadtmuseum Tübingen, Inv. 06453/1-2



V.6 Pferdetransen aus Großsanktnikolaus (Banat), erste Hälfte 20. Jhd.

Eisen, vernickelt

25 x 19 cm

Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,

Inv. DZM 01156 a-b

Zweigliedrige Transen mit drei Ringen zum Einhängen des Halfters. Unter dem Maul wird eine Kette geführt. (RH)

V.7 Pferdegeschirr, um 1935

Leder, Metall

Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,

Inv.Nr. DZM 13368



V.8 Eseldecke mit seitlichen Taschen aus der Nähe von Neusatz / Novi Sad (Serbien), erste Hälfte 20. Jhd.

Hanf; 50 x 127 cm
 Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
 Inv. DZM 12984



V.9 Schlachtmesser aus Batsch (Vojvodina, Serbien), 1. Hälfte 20. Jhd.

Metall, Holz
 Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
 Inv.Nr. DZM 06211

Tiere dienen vielen Menschen als Nahrungsquelle. In Europa sind dies bis heute in erster Linie Rind, Schwein, Schaf und Geflügel. Das Foto zeigt Männer, Frauen und Kinder Anfang des 20. Jahrhunderts bei einer Schweineschlachtung im Banat, Rumänien. Das Tier wird mit einem Schlachtmesser, dem sogenannten „Abstechmesser“ getötet, anschließend an einem Gerüst aufgehängt, gehäutet, die Innereien herausgenommen (Ausweidung) und das Fleisch portioniert. Die Fleischstücke werden danach mithilfe von Haken gehangen und zur Haltbarmachung entweder mit Salz (Pökeln) oder Rauch (Räuchern) bearbeitet. Tiefkühlung, wie wir sie heute kennen, existiert erst seit den 1950er Jahren. (JW)



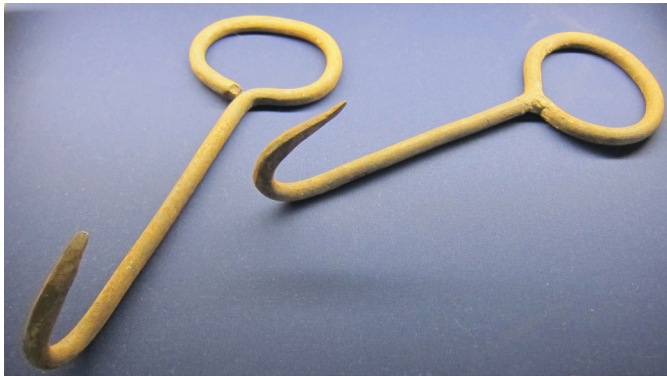
V.10 Wurstspritze aus Kischker / Backo Dobro Polje, erste Hälfte 20. Jhd.

Vojvodina, Serbien, Metall; Holz; Länge 54 cm;
 Durchmesser 10 cm
 Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
 Inv. DZM 06845-01, 06845--02



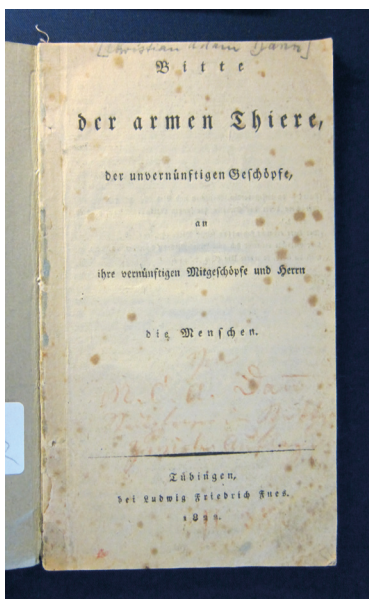
V.11 Schweineschlachtung in Guttenbrunn (Banat, Rumänien), 1910

Fotografie
 Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
 Inv. Nr. DZM 09652



V.12 Haken mit Griff aus dem Banat (Rumänien), 1. Hälfte 20. Jhd.

Eisen, geschmiedet
 Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm,
 Inv. Nr. DZM 01990



V.13 Christian Adam Dann: Bitte der armen Thiere, der unvernünftigen Geschöpfe, an ihre vernünftigen Mitgeschöpfe und Herrn, die Menschen, 1822

Tübingen: Verlag Ludwig Friedrich Fues
 Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur Bh
 230

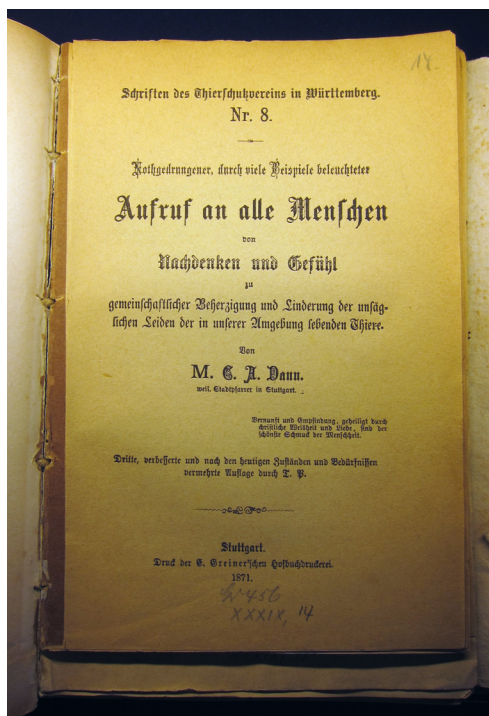
* * *

Ein Thierquäler und sein Lohn. Unlängst trieb ein Bewohner von Wylroy (Provinz Antwerpen), Namens De-groff, sein Pferd mit ungeheuern Peitschenhieben vor sich hin. Plötzlich dreht das Pferd sich gegen seinen Führer um, zerbeißt ihm das Gesicht und seine beiden Hände, die er zur Vertheidigung aufgehoben hatte, wirft ihn zur Erde und zerstampft ihn mit der größten Wut. Ungeachtet des Geschrei's der Leute, die dem Unglücklichen zu Hilfe eilten, hörte das Thier nicht auf zu wüthen, und als man endlich seiner Reißer wurde, hatte der Thierquäler bereits aufgehört zu leben.

* * *

V.14 Ein Thierquäler und sein Lohn, 1842

Nachricht aus: Jurende's mährischer Wanderer. Geschäfts- und Unterhaltungsbuch für alle Provinzen des österreichischen Kaiserstaates; allen Freunden der Kultur aus dem Lehr-, Wehr- und Nährstande, vorzüglich allen Natur- und Vaterlands-Freunden geweiht. Brünn: Winike
Reproduktion



V.15 Christian Adam Dann: Nothgedrungen, durch viele Beispiele beleuchteter Aufruf an alle Menschen von Nachdenken und Gefühl zu gemeinschaftlicher Beherrigung und Linderung der unsäglichen Leiden der in unserer Umgebung lebenden Thiere, 1871

Stuttgart: Greiner
Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur Gd 456-39
Christian Adam Dann (1758–1837) gilt als Pionier der Tierschutzbewegung in Deutschland. Seine Bitte der armen Thiere schrieb er 1822 während seiner Zeit als Geistlicher in Mössingen. In ihr argumentiert er anhand von Bibelstellen nicht nur gegen die Tierquälerei, sondern auch gegen Tierversuche. Einen Freund von Dann, den Pfarrer Alfred Knapp, beeinflussten die Werke so sehr, dass er 1837 den ersten deutschen Tierschutzverein gründete. (JW)



V.16 Stoll-Trautwein: „Waldhörnle bei Tübingen“ (heute Sudhaus), 1830–1840

Gouache

27,5 x 33 cm

Stadtmuseum Tübingen, Inv. 10530

Das von der zeittypischen romantischen Landschaftsmalerei beeinflusste Gemälde zeigt rechts vorne zwei Menschen und zwei Kühe, im Hintergrund eine hügelige Landschaft. Bei dem in der Bildmitte befindlichen Gebäude mit Wasserrad handelt es sich um das beliebte Derendinger Ausflugslokal Waldhörnle (später „Sudhaus“), das am 23. Mai 1842 das denkwürdige Pferdefleischesessen des Tübinger hippophagischen Vereins beherbergte.

Das allein stehende Wirtshaus im Steinlachtal an der Straße nach Hechingen bot „durch geschickte Benützung des unmittelbar bei dem Haus und Garten gelegenen Waldes und seiner verschiedenen Erhöhungen und Vertiefungen [...] für zahlreiche kleinere und größere Gesellschaften anmuthige Plätzchen“. (Max Eifert: Geschichte und Beschreibung der Stadt Tübingen. Tübingen. Fues, 1849, S. 252.) (RH)

Bestanden, der mit den Ergänzungsklassen
beiden der Klassen beauftragten Geometer
über mangelnde Vermarkung der Gärten
des veränderten Grundbesitzes, werden die
Güterbesitzer, bei denen solche Veränderungen
im Grundeigenthum eingetreten sind, der Ver-
antwortung aufgeführt, die fehlenden
Marken soseich auf zuverlässige Weise zu
ergänzen und mit ihren Namen deutlich zu
bezeichnen.

Den 14. Mai 1842.

Stadttrath.
Dornach. Bei der Heiligenspflege
dahier können 200 fl. zu 5 Procent und
gegen gesetzliche Sicherheit soseich abgege-
ben werden.

Den 17. Mai 1842.

Heiligenspfleger
Schultheiß Heiligenspfleger
Wauer. Pader.
Hiltensburg. Bei der Stiftungspflege
dahier sind zum Ausleihen gegen gesetzliche
Bürgschaft 370 fl. soseich zu haben.

Den 16. Mai 1842.

Stiftungspfleger
Mayer.

Militärische Gegenstände.
Tübingen. (Lotterie der Stiftung
für Veteranen.) Da im Laufe des näch-
sten Monats die Ziehung der Lotterie zu
der Stiftung für arme Veteranen statt fin-
den wird, so werden alle diejenigen Per-
sonen, welche Lose zum Beschuß erhalten
haben, ersucht, den Betrag dafür noch im
Laufe dieses Monats einzulösen und die
etwa noch nicht verlosenen Lose zurück-
zugeben.

Auch werden diejenigen, die noch Gaben
zugeführt haben, um deren Uebernahme
gebeten.

Der Tag der öffentlichen Ausstellung
und der Ziehung wird später bekannt
gemacht werden.

Den 17. Mai 1842.

Die Stiftungs-Commissen.
Derendingen. (Hagel-Versiche-
rung.) Zu dem Zeitpunkte dieses gemein-
schaftlichen Vereins für das laufende Jahr,
zu welchem nun auch aus Staats-Mitteln
ein Beitrag von 15000 fl. allerbüchst vers-

willigt wurde, lade ich hiemit alle Gütere-
besitzer des Oberamts unter den früheren
Bedingungen wieder ein, wiewohl für
Grünten jeder Art auf 100 fl. Ertrags-
Schätzung 1 fl., für Wein, Flach, Hanf,
Dank u. dergl. aber 1 fl. 30 kr. Einlage festgesetzt
sind.

Schultheiß und Verwaltungsrath
Aktuar Koch.

Tübingen. (Ankündigung.) Auf
die in No. 32. enthaltene Anzeige der
Gläubiger des Verstorbenen aus Welsches-
din, erklärt der Vater, daß er einen jeden
von denen, welche seinen Sohn eingeklagt
haben, bis auf den 1. Juli d. J. anstatt
der ganzen Summe, die Hälfte bezahlen
wolle; nur wer sich nicht darauf einzulassen
wünscht, wolle über die Gründe dieses
Verfahrens, innerhalb 3 Tagen bei mir
Näheres einsehen.

Den 20. Mai 1842.

Luz, Sattlermeister.
Tübingen. (Güterverkauf.) Mit
Unterzeichnetem können Käufe auf Het und
seit über folgende Güterschätze abgeschlossen
werden, als: Acker, 2 1/2 Morgen schneifrei,
zählt nichts als 1 fl. 12 kr. Staatssteuer,
unweit des Hebrückerhofes, wovon 1 Morgen
mit Korn, 1 Morgen mit Weizen, das
Uebrige mit ewigen Alee angepflanzt ist,
auch befinden sich etlich und zwanzig junge
tragbare Bäume auf demselben; ferner etwa
5 Weist. unweit des Gullenthauses auf Saff-
nauer Markung mit Korn angepflanzt. Wier-
sen etwa 3 Morgen am linken Dellerberg
und beim Greißlerle etwa 1 Morgen.

Diese Güterschätze werden im Ganzen
über theilweise und wenn hinfällige Ver-
sicherung in Gütern statthuet, auch ohne
Angebot abgegeben.

Friedrich Kurz, Traiteur.

Tübingen. Nächsten Montag den
23. Mai Abends um 5 Uhr wird das von
dem Hippophagen-Verein beabsichtigte
Mahl der Waldhornwirthe Statt finden,
wenn kein Hinderniß eintreten sollte. Wer
daran Theil zu nehmen wünscht, kann bei
Museumsdirektor Reschardt eine Karte ab-
holen.

Den 18. Mai 1842.

V.17 Hippophagischer Verein in Tübingen: Ankündigung des Treffens im Gasthof „Waldhörnle“ (heute „Sudhaus“) am 23. Mai 1842

Intelligenz-Blatt für die Oberamts-Bezirke Tü-
bingen und RottenWaldhburg (1842), S. 210.
Exemplar des Stadtarchivs Tübingen, Sig-
natur: QB 1842 (20), Digitalisat: Stadtarchiv
Tübingen

Das Derendinger Pferdefleischessen avan-
cierte umgehend zu einem international
beachteten „Event“. Zahlreiche Zeitungen
und Zeitschriften des In- und Auslandes
berichteten über das Medienereignis, wobei
es an ironischen Seitenhieben und Witzeleien
selten mangelte. (RH)

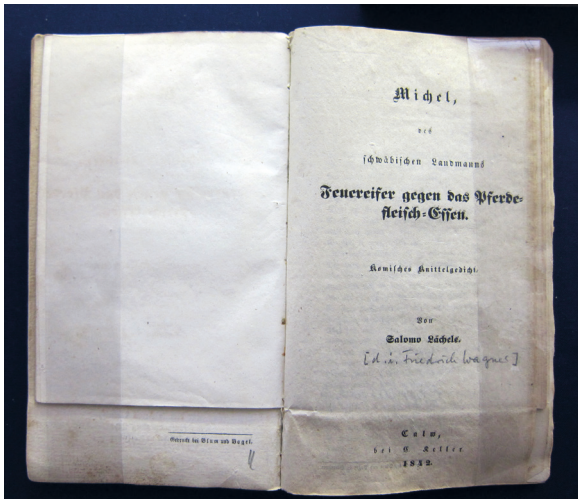
Regensburger Zeitung 148 (1.6.1842), S. 591:
„Tübingen 24. Mai. Gestern Abends war ein
Essen des Hippophagen-Vereins im Saale des
Waldhorns, an dem mehrere Professoren,
Privatdozenten und eine Menge Studenten
Theil nahmen. Man erhielt Fleischsuppe (von
Pferdfleischbrühe), Pferd- (Rind-) Fleisch,
cheval à la mode mit Kartoffeln, horsesteaks,
Knackwürste, Leberklöße, Leber und Zunge.
Der Geschmack des verschiedenartig zuberei-
teten Pferdefleisches war wenig vom Ochsen-
fleisch verschieden.“

Bohemia, ein Unterhaltungsblatt (Prag), Nr. 67
(5.6.1842):

„Auch in Tübingen hat sich ein Hippophagen-
(Pferdefleischesser-) Verein gebildet, und am
23. Mai ein Festmal gehalten. Aufgetragen
wurden: Pferdefleischsuppe, Pferdefleisch,
cheval à la mode mit Kartoffeln, horsesteaks,
Pferdeknackwürste, Pferdeleberklöße, Pferds-
leber und Pferdszunge.“

Journal de La Haye, Nr. 133 (5.6.1842), Titel-
seite:

„La Société des Hippophages a donné à Tu-
bingue, le 23 mai, un repas auquel ont assisté
plusieurs professeurs et une foule d'étudiants.
On a servi de la soupe faite avec du bouillon
de viande de cheval; du bouilli de cheval; du
cheval à la mode avec des pommes de terre;
du cheval rôti; du saucisson de cheval fumé;
du foie et de la langue de cheval. Le goût de
cette viande de cheval, préparée de différen-
tes manieres, a été trouvé peu différent de
celui de la viande de bœuf. »



V.18 Salomo Lächele [Friedrich Wagner]: Michel, des schwäbischen Landmanns Feureifer gegen das Pferdefleisch-Essen: komisches Knittelgedicht.

Calw: Keller, 1842.

Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur: L XIV 22

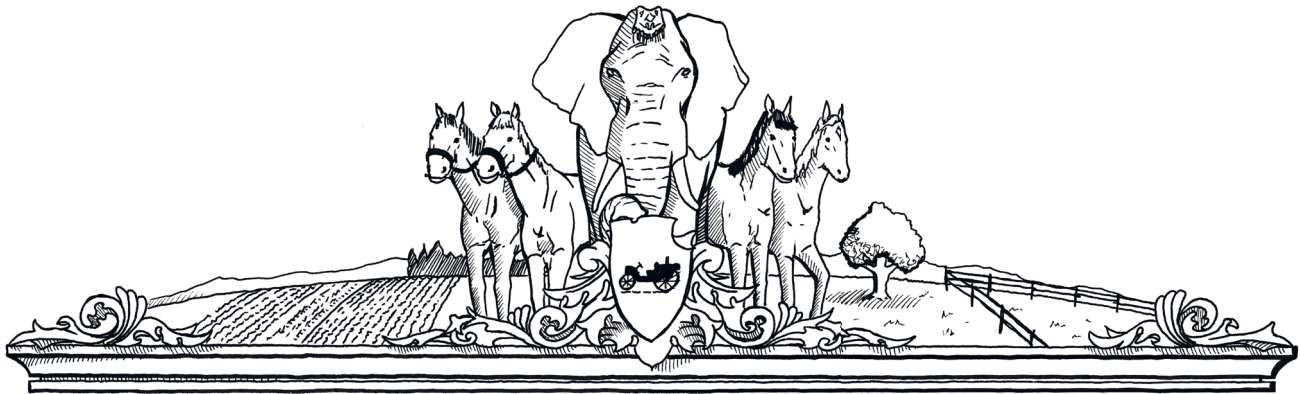
V.19 Samuel Pfefferkorn [Friedrich Wagner]: Über die Schweinezucht, ihre Wichtigkeit und die Hindernisse, die ihr im Wege stehen: humoristischer Vortrag, gehalten den 25. März 1843 in der Central-Versammlung des Landwirthschaftlichen Vereines des Oberamtsbezirkes Böblingen und sämtlichen landwirthschaftlichen Vereinen.

Stuttgart: Levi [1843].

Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur: L X 67

V.20 Banderole „Pferdewurst. Feuerross, extrascharf“, Ungarn, frühes 21. Jhd.

Hersteller: Pásztor-Hús Kft.[Schäfer-Fleisch GmbH], Eger.
Privatbesitz



Gestern und Morgen

Kurator: Mate Eichenseher, Abteilungsteam: Christoph Schmitt und Daniel Teibrich

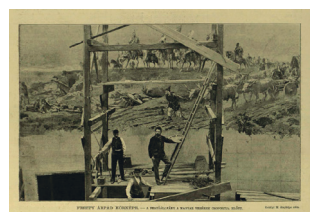
Die Budapester Millenniumsausstellung – zwischen Anachronismus und Fortschritt

Die tausendjährige Geschichte des Ungarntums beginnt mit der Landnahme im Karpatenbecken



Ausschnitt aus dem Rundgemälde „Einzug der Magyaren in das Voluczer-Thal“ von Árpád Feszty (1894). Die Anführer der Magyaren um den Fürsten Árpád
Digitalisat: Feszty-Panorama, Wikipedia

durch die Magyaren Ende des 9. Jahrhunderts. Anlässlich der Tausendjahrfeier der Landnahme findet 1896 die Budapester Millenniumsausstellung statt. Beflügelt durch den bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung des Landes und besonders seiner Hauptstadt, präsentiert sich Budapest Ende des 19.



„Das Rundgemälde von Árpád Feszty. Das Malgerüst vor der Gruppe der Anführer“ (Feszty rechts im Gerüst stehend)

Aus: Vasárnapi Újság [Sonntagszeitung], 19. Szám [Nr. 19], 1894, Budapest, Május 13. [13. Mai], 41. Évfolyam [Jg. 41], S. 316

Jahrhunderts als ebenso fortschrittlich wie geschichtsbewusst.

Auch die Öffentlichkeit und die breite Masse – die Landesausstellung zählt mehr als fünf Millionen Besucher – nehmen Anteil an den Geschehnissen. Die Tageszeitung Pester Lloyd informiert in Sonderbeilagen zur Ausstellung täglich von allerlei Sehenswertem und den verschiedenen Neuigkeiten.

Die Zahl der Besucher und Arbeitskräfte, die täglich durch die Stadt befördert werden, steigt stetig an. Das bereits überlastete Transportsystem wird durch den Bau einer Untergrundbahn erwei-

Schönste Sehenswürdigkeit der Hauptstadt.
Budapest, am Ende der Andrassystrasse:

Riesen-RUNDGEMÄLDE
des Malers
Árpád Feszty.

Die Anfertigung des Bildes dauerte 3 Jahre und ist das grösste der ungar. Kunstmalerei. Es veranschaulicht den Einzug der Magyaren in das Voluczer-Thal und ist Leinwand in einer Fläche von 15000 q Meter gemalt und in einem runden, eigens für diesen Zweck erbauten Gebäude untergebracht.

Die bemerkenswertesten Theile des Bildes sind:

1. Árpád und die Heldenführer.
2. Kampf mit dem Riesen der slav. Streitmacht.
3. Leiten und die gefangenen Slaven.
4. Einzug der Helden in das ungar. Fesseln aufschneidenden.
5. Feindesarmee.
6. Das Opfer des weisen Propheten der heidnischen Magyaren.
7. Zusammenkunft der Magyaren.

Im Hintergrunde die Berge Ebnas, Levácska, der Postenberg, in Hunkas, der Latorfalva und Istvánfalva, Pálbegy und Szarabegy.

Geöffnet täglich von 9 Uhr Früh bis in die Nacht.
Abends bei elektrischer Beleuchtung.

HUZELLA M.
Lager von Jagdgewehren und Jagd-Utensilien.
Budapest, IV. Váci utca 1.
Alle Utensilien für Reiter, Fischer und Nacht Ausgehungen, Reiss- und Jagdgeschosse, Tische, Stühle und Spielzeug. Jagd-Kaschott-Mantel und alle Arten verschiedener Waren.
Spezialitäten für alle Sportarten. — Spezialität ganz neu bei uns da sports.
Lieferant des »Stenante-Yacht-Club«.

HOTEL NATIONAL
den Eilmund Balogh.
Budapest, IV. Váci utca 1.
In der Mitte der besten Stadt. — Residenz-Eigentum und bekanntes Hotel. — Restaurant und alle Prudenzen. — Elegante eingerichtete Zimmer und Salons. Das Restaurant in einer Sehenswürdigkeit der Stadt. — Unvergleichliche Speisekarte. — Billige Preise. — Gute Küche. — Abends Musik in den Speisezellen.

Ausgerüstet in Betrieb mit goldener Mobille und Eisenplatten.
Geöffnet 1878. Geöffnet 1878.

Zur Beschaffung von Artikeln zur Krankenpflege, echt franz. Crani-Spezialitäten, Handagen u. chirurgischen Instrumenten empfehlen wir die bestrenommierte Fabrik und Handlung von

J. KELETI
Budapest, IV. Koronaherzog utca 17.
Grosser illustrirter Preisverzeichnisse gratis und franco.

Werbung „Schönste Sehenswürdigkeit der Hauptstadt. Budapest, am Ende der Andrassystrasse: Riesen Rundgemälde des Malers Árpád Feszty. [...] Einzug der Magyaren in das Voluczer-Thal“

Aus: Alex F. Heksch: Hartleben's illustrierter Führer. Handbuch für Touristen und Geschäfts-Reisende. Wien, Leipzig 1880-1909



Die Millenniumsuntergrundbahn beim Heldenplatz. Zeitungsabbildung, um 1896. Digitalisat: Wikipedia

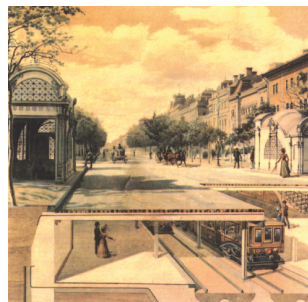
tert. Dieses Transportmittel revolutioniert das Stadtleben und weitere Bereiche des Alltags grundlegend. Es ist ein gigantisches Bauvorhaben und ein wahres Novum des technischen Fortschritts, das zuvor nur einmal in London realisiert wurde. Auch dieses Projekt findet

in den Zeitungen, den zentralen Kommunikationsmedien der Zeit, seinen Anklang.

Nach nur zwei Jahren Bauzeit wird die Bahn am 8. Mai 1896 rechtzeitig zur Landesausstellung vollendet und mit der Fahrt Franz Josefs von Österreich-Ungarn in Betrieb genommen. Diese erste Fahrt – in einem extra für den Regenten erbauten Wagen – endet an der Haltestelle *Aréna út* (heute: Heldenplatz).

Im dahinter liegenden Stadtwaldchen findet die Millenniumsausstellung statt. Ein Höhepunkt der Ausstellung ist das noch heute erhaltene Panoramagemälde *Der Einzug der Ungarn* von Árpád Feszty. Die

schon zu Beginn des Jahrhunderts in London, Paris und Berlin populäre Form des Rundbildes und seiner Präsentation in Rundbauten revolutionierte die Seh-Erfahrung der Menschen und wird erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts durch das Kino abgelöst. Das Panorama thematisiert die Landnahme der Ungarn im 9. Jahrhundert und wird vor dem Hintergrund der Millenniumsausstellung angefertigt. Das Werk wurde ebenso in den Zeitungen kommentiert wie die Untergrundbahn und etabliert sich zum Publikumsmagneten. Es ist



Die Millenniumsuntergrundbahn unter der Andrassy-Straße (*A Millenniumi Földalatti Vasút az Andrassy út alatt*) Querschnittsbild. Lithografie 1896. Digitalisat: Wikipedia

für die breite Öffentlichkeit konzipiert und festigt den Gründungsmythos Ungarns um Fürst Ápád und seine Reiter.

FÖLDALATTI UND TUBE

Die Umwälzungen des Verkehrsnetzes als Teil der Urbanisierung Budapests und Londons

Christoph Schmitt

Betrachtet man das 19. Jahrhundert, so stellt man mehrere Phänomene fest, welche für die aufkommende Moderne und die Herausbildung einer neuen Öffentlichkeit besonders charakteristisch sind. So erfahren die Wissenschaften eine breite Auffächerung ihrer Teilbereiche, die Idee einer Nation verstärkt sich und die Modernisierung technischer Errungenschaften schreitet schnell voran. Mit einer um sich greifenden Urbanisierung und dem Wachstum der Städte in Europa ging die nächste Entwicklung einher.¹ Die Lenkung einer steigenden Anzahl von Personen in die Stadt hinein und wieder heraus musste organisiert werden. Da der Wohnraum innerhalb der Stadt – oder deren nächster Umgebung – bald nicht mehr ausreichte, mussten immer mehr Menschen immer größere Strecken zwischen Lebens, Freizeit und Arbeitsraum zurücklegen. Die Problematik des Transportsystems war, dass die herkömmlichen Transportmittel wie Pferdeomnibusse oder Kutschen und die Infrastruktur bereits überlastet waren. Des Weiteren verursachten die, bis dahin noch sehr gebräuchlichen, durch die Tiere angetriebenen Transportmittel auf den Straßen Unrat. Um dem steigenden Bedarf an neuen und effektiveren Verkehrsmitteln Rechnung zu tragen, wurde nun über ein System nachgedacht, welches dazu geeignet war, große Massen auf möglichst noch ungenutzter Infrastruktur zu transportieren.

1 Zu sozialen Folgen dieser Prozesse am Beispiel Wiens siehe den Essay von Moritz Visel in diesem Band.

Eine Bahn unterhalb der Erde konnte hierbei alle Vorzüge in sich vereinen.

In den Zusammenhang der allgemeinen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts ist auch die Entwicklung der Zeitung zum Massenphänomen einzubeziehen. Die Zeitungen öffneten Kommunikationsräume, in denen wichtige Innovationsdiskurse angesiedelt werden konnten. Technische Entwicklungen stießen hierbei auf reges Interesse. So ist es nicht verwunderlich, dass sich ein spezifischer technischer Prozess, wie die Entwicklung der Budapester Untergrundbahn (U-Bahn, ungarisch: Földalatti), in den Massenmedien gespiegelt wiederfindet. Im weiteren Verlauf des Essays soll die Entstehung und der Diskurs der U-Bahn in Budapest thematisiert werden. Hierbei wird kurz die vorangegangene Situation erläutert. Dieser Bau soll im Kontext der ungarischen Millenniumsfeierlichkeiten im Jahre 1896 betrachtet werden.² Zum besseren Verständnis und zur Einordnung in einen gesamteuropäischen Rahmen soll die Londoner U-Bahn als Referenzobjekt herangezogen werden. Die Einbettung des Budapester Falls in den Londoner Diskurshorizont bietet sich nicht zuletzt deshalb als Verfahren an, weil beide Bereiche strukturelle Ähnlichkeiten aufweisen. Dabei soll inhaltlich die Frage im Mittelpunkt stehen, in welcher Weise die ungarische Untergrundbahn als ein Projekt der Modernisierung betrachtet und ihre Inbetriebnahme als Indikator der Urbanisierung Budapests verstanden werden kann.

In London als einem Zentrum der Industrialisierung und Modernisierung war die Notwendigkeit eines neuen Transportwesens von eminenter Bedeutung. Dies umso mehr, als der Londoner Hafen einer der größten Stadthäfen war, und die Verkehrsströme durch Verstopfung der Zufahrtswege ständig zu kollabieren drohten. Also dachte man über alternative Transportwege nach, die unterirdisch verlaufen könnten. In Folge wurde am 10. Januar 1863 die Londoner Untergrundbahn in Betrieb genommen; die Strecke Paddington–Farringdon Street war die erste Untergrund-

2 Zur Budapester Millenniumsfeier siehe auch den Essay von Daniel Teibrich in diesem Band.

bahn der Welt. Anfangs noch angetrieben durch Dampfkraft, wurden die Wägen ab 1890 mittels Elektrizität betrieben – ebenfalls ein Novum in der Technikgeschichte.³ Die Erforderlichkeit eines modernen Transportsystems in einer Stadt mit diesen Dimensionen ist in den Zeiten der Industrialisierung unabdingbar. Jedoch ist jede Neuerung im öffentlichen Raum einer Diskussion um ihre Vorteile und Gefahren ausgesetzt. So schrieb die *Times* 1862 in Bezug auf die Bauarbeiten unterhalb der Erde es sei „eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes“⁴ sich eine solche Form von Transportwesen zuzulegen. Trotz des durchaus kontrovers geführten Diskurses innerhalb Londons diene die Verkehrsentwicklung der Stadt auch als Vorbild für andere Städte. (Kat. VI.8)

Insbesondere die Stadtplaner von Budapest benutzten sie gewissermaßen als Blaupause für die eigenen Infrastrukturpläne. Die Stadt an der Donau war zu der damaligen Zeit eine der Städte auf dem europäischen Kontinent, die über das rasanteste Wachstum verfügte. Die Verkehrswege und Zubringer waren enorm überlastet und konnten nur noch unter gewaltigen Anstrengungen den Massen an Passagieren gerecht werden. Die Omnibusse waren rettungslos überfüllt, die für den Verkehr wichtige Andrassy-Allee war lediglich für den Verkehr mit Landauern (eine im 18. und 19. Jahrhundert populäre Kutsche) und Omnibussen geöffnet. Die anderen Pferdewägen und die schweren Straßenbahnen durften sie nicht passieren, obwohl diese Verkehrsmittel das Gros an Personen beförderten. (Abb. 1)

Eine Verschärfung des Problems zeichnete sich

3 Vgl. Peter Ackroyd: *London Under*. London: Vintage Books, 2012; John Christopher: *Brunel in London*. Gloucestershire: Amberley Publishing, 2014.

4 Im Original: „[...] insult to common sense“. In: *The Times* (London, England) (10.01.1863). Übersetzung durch Christoph Schmitt. Ebenso zit. in: Christopher Hibbert/Matthew Weinreb: *The London Encyclopaedia*. London: Macmillan, 2008, S. 545.



Abb. 1: Ansicht von Budapest nach einer Fotografie aus dem 19. Jhd. Postkarte, 20. Jhd., Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen

ab, als die Stadt 1894 mit der Planung einer großen Veranstaltung begann. Anlässlich des Jahrestages zur magyarischen Landnahme sollte in Budapest eine große Millenniumsfeier 1896 stattfinden. Um innerhalb Budapests die zahlreichen erwarteten Besucher befördern zu können, sollte nach Londoner Vorbild auf eine neue Form des Transportmittels zurückgegriffen werden. Hierbei kam der Lösungsvorschlag von Seiten der *Budapester Städtische Elektrische Eisenbahn* (Budapesti Villamos Városi Vasút, BVVV). Diese hatte sich in den vorangegangenen Jahren vergeblich um eine Konzession bemüht, oberirdisch über die Andrássy-Allee Schienen zu verlegen. Die Liegenschaften an dieser Allee befanden sich nahezu ausnahmslos im Besitz von Mitgliedern der wohlhabenden und politisch einflussreichen städtischen Oberschicht, die eine solche Streckenführung vehement ablehnte. Das alternative Konzept einer Untergrundbahn fand dagegen Zustimmung. Unter der Auflage, dass sie rechtzeitig zur Millenniumsfeier fertig zu sein habe, wurde der BVVV der Auftrag erteilt. Im Gegenzug versprach das Unternehmen, eine moderne Metro zu bauen, welche das Ansehen der Stadt als moderne Metropole weiter vergrößern würde. Bei den Überlegungen zum Bau orientierte man sich stark am Londoner Vorbild. Der Name des neuen Verkehrsmittels – Földalatti – weist bereits darauf hin. „Föld“ bezeichnet im ungarischen den Boden, und „alatt“ steht für „unter“. Eine Reminis-

zenz an die Londoner „tube“ ist unverkennbar. (Kat. VI.6)

Die Planungen zur Untergrundbahn sahen den Bau von elf Stationen vor. Beginnend bei Gizella tér (heute: Vörösmarty tér), über die Haltestelle Opera, Vörösmarty utca und der Station Aréna út (heute: Hősök tere). Hier war der Ausstieg zum Stadtwäldchen, dem Ort der Landausstellung. Der Endhaltepunkt war Artézi fürdő (heute: Széchenyi fürdő). Die projektierte Strecke maß ungefähr 3,6 Kilometer, wobei schätzungsweise 3,2 Kilometer unterhalb der Erde verliefen. Bedingt durch den engen Zeitrahmen, wurde diese Baumaßnahme als diejenige genehmigt, die man von allen eingereichten Vorschlägen für die am schnellsten umsetzbare hielt. Nach ca. fünf Monaten konnte mit den Planungen und dem Bau begonnen werden. Die Bauarbeiten begannen am 29. Dezember 1894, am 2. Mai 1896 konnte wie versprochen die Bahn in Betrieb genommen werden.

Diese kurze Bauphase ist jedoch im Licht ihrer günstigen Faktoren zu sehen. So war die Bodenbeschaffenheit für ein solches Unternehmen ideal, die Tunnelstrecke konnte verhältnismäßig einfach ausgeschachtet werden. Des Weiteren gab es einen enormen Zustrom an Arbeitern. Dies berichtet auch die *Millenniumszeitung*, ein mit der Ausstellung einhergehendes Sonderjournal, und auch die Behörden zeigten sich sehr kooperativ. (Abb. 2) Lediglich eine weitere Forderung eher



Abb. 2: Illustrierter Bericht über die Bauarbeiten an der Untergrundbahn in Budapest. In: *Vasárnapi Újság* [Sonntagszeitung] 41,19 (26. April 1894), S. 260-261

konstruktiven Charakters von Seiten der Stadt bezüglich der Baumaßnahmen kam auf. Im Zuge der Repräsentation sollten nämlich dekorative Elemente in den Stationen angebracht werden. Auf der gesamten Strecke der Bahn wurden an den Haltestellen Gaslampen im Jugendstil installiert. Sowohl die Eingänge zu den Stationen, als auch die Treppen mit ausgestalteten Gittern aus Gusseisen und die Wände wurden mit komplexen Mustern aus weißen und braunen Glaselementen geschmückt. Farbliche Abstimmungen des gesamten Interieurs wurden angestrebt. Sogar die Farbe der Geländer wurde auf die Kacheln abgestimmt. Die Kassenschalter wurden mit verzierten Holzrahmen verkleidet. Die Wagen jedoch waren eher schlicht ausgestaltet. Sie waren holzverkleidet und mit einfachen Sitzbänken versehen. Alle Wägen, bis auf einen.

Der Wagen Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef von Österreich-Ungarn hob sich von den durchschnittlichen Transportmitteln der neuen unterirdischen Bahn ab. Anlässlich seines Besuches der Landausstellung am 8. Mai 1896 wurde ein spezieller Wagen konstruiert, der mit Glasfenstern aus Belgien und gepolsterten Sitzen ausgestattet war. Mit diesem Wagen fuhr der Kaiser die komplette Strecke ab. An der Endstation seiner Reise konnte der Monarch die Budapester Millenniumsausstellung besuchen. Unter anderem war dort das berühmte Feszty-Panorama zu sehen, welches die magyrische Landnahme thematisierte.⁵

Nach der Fahrt mit der U-Bahn erlaubte Franz Josef, dass die Nummer Eins der modernen Verkehrsmittel, die erste Metro des Kontinents, auch seinen kaiserlich-königlichen Namen führen dürfe. Daraufhin änderte auch die Betreibergesellschaft ihren Namen in *Elektrische Untergrundbahn Franz Josef* (Ferencz József Földalatti Villamos Vasút) um.

Gut drei Jahrzehnte zuvor, nämlich im Jahr 1862, hatte die englische *Times* die unterirdischen Baumaßnahmen in London als „Beleidigung des ge-

sunden Menschenverstandes“⁶ genannt. In ihrem bereits angesprochenen Artikel polemisierte die Zeitung nicht etwa gegen ein noch in dem Planungsstadium begriffenes Projekt. Bereits 1854 hatte die Metropolitan Railway Company den Zuschlag für die Strecke von Paddington zur Farringdon Street erhalten. Der Initiator – Charles Pearson, ein Anwalt aus London – wollte damit die Lebensbedingungen der Arbeiterschaft optimieren. Auf Grund von Ressentiments auf Seiten möglicher Investoren und bedingt durch den Krim-Krieg (1853–1856) verzögerte sich der Baustart allerdings bis zum Jahre 1860. Tragischerweise wurden die Baumaßnahmen immer wieder von Unglücksfällen, wie dem Entgleisen von Zügen oder einstürzenden Tunnelschächten, begleitet. Dies mag die Hauptursache für die negative Haltung, sowohl der *Times*, als auch der Bevölkerung, gewesen sein. Trotz aller Bedenken war der Andrang am ersten Tag der Inbetriebnahme gewaltig. Nach drei Jahren und 1,3 Millionen Pfund – 300.000 über dem angesetzten Budget – nutzten ungefähr 30.000 Personen das Angebot. Der Verfechter des Projektes, Charles Pearson, erlebte dies nicht, da er im Vorjahr verstarb. Die Eröffnung fand auch ohne den Premierminister Lord Palmerston statt, der die Ansicht vertrat, lieber solange wie möglich noch die Zeit über dem Erdboden zu verbringen.

Die damalige Haltung gegenüber der Untergrundbahn in der Bevölkerung als auch in der Presse kann jedoch als wankelmütig beschrieben werden. Kaum zwei Jahre nach der zitierten kritischen Ablehnung, also kurz nach der Öffnung der Bahn für die Allgemeinheit, wurde diese Entwicklung im selben Blatt als „größter technischer Triumph der Zeit“ gehandelt. Kurz danach wandelte sich das Bild abermals. Die Wagen ohne Fenster, tief unter der Erde Londons, vermittelten den Fahrgästen ein klaustrophobisches Gefühl. Somit kann es nicht verwundern, wenn die Wagen als „gepolsterte Zellen“ titulierte wurden, und die gesamte Linie im Volksmund den Beinamen

5 Zum Feszty-Panorama siehe den Essay von Daniel Teibrich in diesem Band.

6 Vgl. Hibbert/Weinreb: London Encyclopaedia, S. 545.

„Elendslinie“ (misery line) bekam. Jedoch wurde im Laufe der Zeit klar, dass es zu dieser Form des Verkehrswesens keine Alternative gab. Und so wurden die Linien in London nach und nach ausgebaut.

Betrachtet man nun die Entwicklung des Verkehrswesens in Budapest und vergleicht sie mit dem Beispiel Londons, so kann man feststellen, dass die Gründe dafür, dass gerade diese Entwicklung sich durchsetzte, vielschichtig sind. Die Auswirkungen der Modernisierung des 19. Jahrhunderts, respektive der Urbanisierung, stellten klar, dass man sich auch im Transportwesen auf die Veränderungen der Zeit einstellen musste, wenn man keinen Zusammenbruch in den wachsten städtischen Räumen provozieren wollte. Des Weiteren konnte man die Lebensqualität der Bevölkerung verbessern, indem man einen schnellen Transport zwischen den beiden Lebensmittelpunkten von Arbeit und Leben garantierte.

Einer der relevantesten Punkte war zudem die Frage des städtischen Renommees und patriotischen Prestiges. Dies galt sogar in mehrfacher Hinsicht. Zum einen konnte man allein schon durch die Existenz einer modernen Untergrundbahn den Schulterschluss zu den wichtigen Zentren der Moderne, wie London und Paris, suchen. Damit einhergehend wirkte sich die Abgrenzung zu anderen ‚nicht-modernen‘ Städten und eine Art von Überlegenheitsgefühl aus. Außerdem war die technische Leistung, eine funktionierende Bahn „unter Tage“ betreiben zu können, in hohem Maße prestigeträchtig.

Bei der Frage nach der Außenwirkung einer solchen Entwicklung darf nicht vergessen werden, dass somit auch neue „Bühnen“ und „Schauplätze“ entstehen, die von Stadtbehörden, Unternehmen und privaten Geldgebern zur Selbstdarstellung und Unterstreichung ihrer Fähigkeiten benutzt werden konnten. Als ein Beispiel sind hier die aufwendigen Ausgestaltungen der U-Bahn Stationen in Budapest zu nennen. Hierbei war es ja eine konkrete Vorgabe der Stadt an den Betreiber, die Stationen kunstvoll auszuschnürcen. Es diente also auch der Repräsentation. An dieser Stelle soll die eingangs gestellte Frage aufgegrif-

fen werden, in Bezug auf die Földalatti als ein Projekt der Modernisierung und ihre Inbetriebnahme als Indikator der Urbanisierung Budapests. Dies ist eindeutig zu bejahen. Sowohl kann der Wunsch nach einer Untergrundbahn und deren Umsetzung als Zeichen einer Urbanisierung in Folge der Modernisierung gesehen werden, als auch deren Ausprägung und Gestaltung. Jedoch ist festzuhalten, dass die Földalatti nur ein Anzeichen der Modernisierung sein kann, eingebunden in die gesamten Veränderungen der Zeit. Sie kann nur einen Teil dieser umfassenden Prozesse repräsentieren. Abschließend sei bemerkt, dass durch den vermehrten Raum unterhalb der Erde nun die Plakatkunst die Möglichkeit erlangte, neue Wege und Darstellungsformen zu finden, und sich mehr und mehr zu etablieren.

ÁRPÁD FESZTYS *DER EINZUG DER UNGARN*

Das Panoramagemälde im östlichen Europa des 19. Jahrhunderts als kommerzielles Kunsterlebnis und nationale Weihestätte

Daniel Teibrich

Das Panorama als Massenmedium und Massenunterhaltung hatte im 19. Jahrhundert, ausgehend von London über Paris und Berlin, auch in vielen weiteren osteuropäischen Ballungszentren und Metropolen Aufsehen erregt. Die in eigens errichteten Rundbauten (Rotunde oder Cyklorama) ausgestellten, umlaufenden Monumentalbilder gehörten nicht nur zu den populärsten visuellen Medien der damaligen Zeit, sondern haben die Seherfahrung der Massen durch einen 360 Grad umfassenden Rundumblick geradezu revolutioniert.⁷ Das Rundgemälde als zunehmend ge-

7 Arnold Bartetzky: Das Panorama als kommerzieller Vergnügungsort und nationale Weihestätte. In: Geschichte im Rundumblick: Panoramabilder im östlichen Europa. Hg. v. dems./Rudolf Jaworski. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2014, S. 13-26. Hier S. 14. Siehe dazu

winnorientierte Kunstunternehmung erlebte verschiedene örtliche und thematische Blütephasen, bevor es zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Film und Kino vollständig verdrängt wurde. *Der Einzug der Ungarn* (A magyarok bejövetele) von dem ungarischen Maler Árpád Feszty (1856–1914) und weiteren Malerkollegen ist eines der wenigen gut erhaltenen Panoramagemälde aus dem 19. Jahrhundert und nimmt innerhalb der Gattung eine besondere Stellung ein. Es thematisiert die Ende des 9. Jahrhunderts erfolgte Landnahme der Ungarn und wurde anlässlich der Budapester Millenniumsausstellung 1896 angefertigt, wo es als eines der größten Attraktionen der Schau Bewunderung fand. (Kat. VI.9)

Der vorliegende Essay setzt sich mit dem inszenierten Bildinhalt des Panoramas, dem historisierten Gründungsmythos Ungarns, vor dem modernen politisch-kulturellen Hintergrund der Landesausstellung und Ungarns nationalem Gedanken auseinander. Besonderes Augenmerk gilt dabei dem Kunstwerk ‚Panorama‘ als kommerziellem Vergnügungsort der breiten Massen und eindrucksvoller, patriotischer Weihestätte.

Die tausendjährige Geschichte des Ungarntums beginnt mit der Landnahme und dem Sesshaftwerden im Karpatenbecken nach einer im Dunkeln liegenden und mit Mythen verwobenen Vorgeschichte nomadischer Vergangenheit.⁸ Das

auch: Sehnsucht. Das Panorama als Massenunterhaltung des 19. Jahrhunderts. Ausst.-Kat. Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, 28.05.-10.10.1993. Basel/Frankfurt am Main: Strömfeld/Roter Stern, 1993.

8 Siehe dazu: Ilona Sárány-Parsons: Ungarns Millenniumsjahr 1896. In: Emil Brix: Der Kampf um das Gedächtnis: öffentliche Gedenktage in Mitteleuropa. Wien [u.a.]: Böhlau, 1997; Tímea Galambos: Magyarisches Millennium 1896. Glanz- und Schattenseiten der ungarischen Tausendjahrfeier. Diplomarbeit, Universität Wien, 2008, S. 1. URL: <https://fedora.phaidra.univie.ac.at/fedora/get/o:35047/bdef:Content/get> (letzter Zugriff am 15.10.2015)

„Magyarische Millennium 1896“ oder die „Budapester Millenniumsausstellung 1896“ war eine aus Anlass der Tausendjahrfeier der magyarischen Landnahme durchgeführte Landesausstellung, die vom 2. Mai 1896 bis zum 31. Oktober 1896 im Budapester Stadtwaldchen (ungarisch Városliget) geöffnet war und etwa 5,2 Millionen Besucher anzog.⁹ Neben dem historischen Gründungsmythos galten die Feierlichkeiten im gleichen Maße dem nach 1867 geschlossenen Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn, mit dem der Habsburgerstaat zur Doppelmonarchie wurde.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die ungarische Bevölkerung von einem Optimismus der Modernisierung geleitet, dem die Verwirklichung einer Vielzahl von Reformen und allgemeiner Prozesse zugrunde lag. Eine sich blühend entwickelnde Wirtschaft, dynamisch wachsende Städte, im Besonderen die Urbanisierung Budapests, und die Entstehung neuer sozialer Schichten sorgten für einen grundlegenden Wandel der Gesellschaft und eine erstarkte nationale Bewusstwerdung der ungarischen Nationalitäten. Die Tausendjahrfeier markierte den Höhepunkt des nationalen Gedankens am Ende des 19. Jahrhunderts.¹⁰

Das Panorama *Der Einzug der Ungarn* wurde am 13. Mai 1894 in Budapest der Öffentlichkeit vorgestellt und in den Printmedien ausführlich kommentiert. In der Ausgabe der Budapester Tageszeitung *Pester Lloyd* vom 9. Mai 1894 wurde berichtet, das „große Rundgemälde“ Árpád Feszty's „geht seiner Vollendung entgegen; jetzt werden die letzten Pinselstriche an der großen Leinwand gemacht, dabei wird an der Verfertigung des plastischen Vordergrundes eifrig gearbeitet.“¹¹ Das Rundgemälde Feszty's wurde zum Publikumsmagnet und zum erfolgreichsten Vertreter seiner Gattung in Ungarn. Dortzulande kam ein Interesse für verschiedene Formen

9 Ebd., S. 59. Siehe dazu auch den Essay von Christoph Schmitt in diesem Band.

10 Ebd., S. 1.

11 Zur Zeitung *Pester Lloyd* siehe den Beitrag von Hedvig Ujvári in diesem Band.

illusionistischer Bildwiedergaben, wie die Dioramen und die Panoramen, um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf. Diese Begeisterung stand in einem Zusammenhang mit den Begriffen der Moderne, der Urbanität und gleichzeitig auch einer Demokratisierung der Kunstwahrnehmung. In Budapest wurde zwischen 1885 und 1899 eine ganze Reihe von Rundbildern ausgestellt. Die thematische Vielfalt war weitreichend, es wurden Landschaften und Stadtansichten präsentiert und klassische Texte der Weltliteratur wie Dantes *Inferno* oder biblische Szenen illustriert. Ansichten von Ofen und Pest im Mittelalter, historische Umzüge oder Schlachten weisen einen klaren nationalen und regionalen Bezug auf.

Árpád Feszty, der an den Kunstakademien in München (1874) und Wien (1880–1881) studierte, sah bei einem Aufenthalt in Paris 1890 das von den Schlachtenmalern Edouard Detaille und Alphonse de Neuville geschaffene Panorama der *Schlacht von Rezonville* und auch das *Panorama du siècle*, welche mit dem 1883 in Berlin eröffneten *Sedan-Panorama* zu den bekanntesten Schlachtenpanoramen des ausgehenden 19. Jahrhunderts zählten. Auf Betreiben des ungarischen Nationaldichters Mór Jókai (1825–1904), einer exponierten Figur im öffentlichen Leben Ungarns, folgte die Festlegung auf das Thema der ungarischen Landnahme. Feszty orientierte sich an der literarischen Vorlage Arnold Ipolyis *Magyar Mythológia* von 1854 und weiteren zusammengetragenen Erzählungen Jókais. Die Entscheidung hinsichtlich der Thematik folgte in klarer Weise den seit 1882 auf Regierungsebene geführten Diskussionen hinsichtlich der Feierlichkeiten aus Anlass der Tausendjahrfeier der Landnahme. Ein Gremium der Ungarischen Akademie der Wissenschaften datierte im Auftrag des Religions- und Kulturministers Ágost Trefort 1882 den Zeitpunkt der Landnahme zwischen 888 und 900. Aus praktischen, organisatorischen Gründen legte man sich auf das Jahr 1896 fest und machte 1896 per Gesetz zum Jahr der Landnahme.¹² Das nun auch

in der Presse immer öfter erwähnte Projekt sollte – wohl in Anlehnung an den sensationellen Erfolg der Pariser Weltausstellung – zunächst als Weltausstellung gedacht gewesen sein, bevor man sich schließlich doch einigte, den Feierlichkeiten einen nationalen Charakter zu verleihen.¹³ Die *Ausstellungs-Zeitung des Pester Lloyd*, eine Beilage zur Tageszeitung *Pester Lloyd*, stimmte in ihrer ersten Nummer am 3. Mai 1896 eine Lobrede auf Nation und Monarchie an. (Abb. 1) Es heißt hier:

Und wenn alle im patriotischen Geiste und voller Uebereinstimmung zum Wohle der ganzen Nation zusammenwirken werden und „die Einheit, Königstreue, Freiheit und staatliche Ordnung“ ruhend auf der unverwüsthlichen Vaterlandsliebe, auf unsere Nachkommen übergehen wird, dann wird der Jubel zur zweiten Millenniumsfeier der Besitzergreifung noch kräftiger als heute das Vaterland durchbrausen.

Neben den Errungenschaften der Modernen auf dem Gebiet der Industrie und Technik, der Landwirtschaft und dem Bildungs- und Gesundheitswesens trug die Jubiläumsveranstaltung ein klar geprägtes Geschichtsbild zur Schau. In den zahlreichen auch außerhalb der Hauptstadt errichteten Denkmälern lag eine eindeutige symbolische Aussagekraft. Sie vermittelte die Idee einer staatlichen Tradition seit dem 9. Jahrhundert; der politisch-ideologische Perspektivwechsel favorisierte nunmehr die militärische Eroberung unter der Führung von Árpád (zwischen etwa 845 und 907) gegenüber der Krönung Stephans I. (969–1038) im Jahr 1000. Die frühen Ungarn wurden als stolze Reiterkrieger beschrieben. Die Stimmung in den Geisteswissenschaften war, gleich der in

12 Robert Born/Orsolya Heinrich-Tamáská: „Der Einzug der Ungarn“ von Árpád Feszty. In: Ge-

schichte im Rundumblick: Panoramabilder im östlichen Europa. Hg. v. Arnold Bartetzky/Rudolf Jaworski. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 65-90. Hier S. 70f.

13 Ebd., S. 70f.

1892 in das Tal von Volóc, an den Ort, wo laut der Überlieferung der Einzug in Karpatenbecken stattgefunden haben soll, um Landschaftsstudien anzufertigen. Auch die Kleider und der Schmuck gehen auf Bestände der Ural-Altai-Abteilung der ethnografischen Landessammlung zurück, auch wenn diese kaum durch wissenschaftliche Anhaltspunkte gesichert sind. In der Bekleidung und der Körperlichkeit der Figuren spiegelt sich jedoch die Haltung der erhabenen Sieger und der elenden Unterlegenen wider: Árpád sitzt hoch auf einem weißen Ross, das prachtvoll in Gold geschmückt ist, wie auch seine Waffen und Kleidung. (Kat. VI.10) Die Stammesfürsten flankieren ihn und sind bereits etwas kleiner dargestellt. Das Bild der Slawen steht ihnen gegenüber im Kontrast. Sie sind als Barbaren mit teils nacktem Oberkörper oder in Fellen und Leder in dunklen Erdfarben abgebildet. Einzelne Motive, etwa das des frontal auf den Betrachter zusteuern den Wagens können in Anlehnung an die großformatigen Gemälde *Viergespann* von Józef Chełmoński von 1881 und *Circusrennen* von Alexander von Wagner von 1882 gesehen werden. Der Prachtwagen der Fürstin erinnert durch seinen reichen Schmuck an eine Quadriga, wodurch die Szene wie ein antiker Triumphzug wirkt. (Kat. VI.14) Anstelle von Pferden wird das Gefährt jedoch von langgehörnten Rindern gezogen, die einen motivischen Verweis auf die ungarische Tiefebene – in der Kunst der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Chiffre für den Raum der Nationen – bildet. Links vor dem Prachtwagen ist ein Altar mit Resten eines Skeletts zu sehen, wodurch angedeutet werden soll, dass bei den Slawen Menschenopfergang und Gabe gewesen seien. Die Szene des Árpád auf einem weißen Pferd, umgeben von sechs anderen Stammesfürsten auf einer Anhöhe, ist die am Häufigsten reproduzierte. Schon 1893 – und wohl auch Inspirationsquelle für Feszty – hatte Mihály Minkácsy in seinem im Auftrag für das ungarische Parlament realisierten Gemälde die gleiche Szene gemalt. In den folgenden Jahren setzte dann eine Popularisierung der historischen Erzählung des Landnahmepanoramas ein,

beispielsweise in Form von Faltbüchern oder illustrierten Kalendern.

Doch nur im Panorama selbst hatte der Besucher das Gefühl, mitten im Geschehen zu sein. Die detailversessene Malerei erzeugt eine lebensechte Täuschung, durch die plastische Landschaftsnachbildung und das Requisitenarrangement des *faux terrain* wird die Illusion zu allen Seiten perfekt. Diese Simulation von Realität erwartet den Besucher, nachdem er die zentrale Plattform über einen abgedunkelten Gang erreicht hat. Durch den Kontrast zwischen dunkler Enge des Raumes des tunnelartigen Zugangs und der Weite der überwältigenden Ansicht des Rundgemäldes wurde der Überraschungseffekt gesteigert und die Emotionalisierung des Seherlebnisses bewirkt. Bei aller Themenvielfalt spielt die politisch-propagandistische Funktion der Panoramen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Osteuropa eine wichtige Rolle. Dementsprechend dominierten zu jener Zeit historische Sujets, vor allem Schlachtendarstellungen. Das Panorama wendete sich als ein neues Medium nicht nur an Bildungsbürgertum und Adel wie bisherige, traditionelle Gemäldemalerei (in den Tageszeitungen ist immer wieder von bekannten Persönlichkeiten die Rede, die das Feszty-Panorama auf der Millenniumsausstellung besuchen), sondern an breite Bevölkerungsschichten, an Arbeiter und Bauern. Im Unterschied zu Westeuropa, wo der Betrieb und Unterhalt der Panoramen oft seitens privat-unternehmerischer Initiative erfolgte (und durch Aktiengesellschaften finanziert wurde), entstanden die größten und bekanntesten Panoramen Osteuropas im Auftrag der nationalen Regierungen. Ganz im Sinne der offiziellen Stellen und Kommissionen dienten sie speziell seit den 1870ern auch der Formung kollektiver Geschichtsbilder und der nationalen Bewusstseinsbildung.¹⁶

Zu den wichtigsten Osteuropäischen Panoramen gehören auch die Raclawice-Rotunde von Jan Stykla und Wojciech Kossak von 1893/94 in Lemberg und die *Schlacht bei Lipany* von Ludek Marold von

16 Bartetzky: Panorama, S. 19.

1898 in Prag. Sie sind, interessanterweise, ebenso im Zusammenhang mit großen Ausstellungen entstanden: Lemberger Landesausstellung 1894 und Prager Ausstellung der Architektur und des Ingenieurwesens 1898. So waren den Panoramen von vorneherein große Aufmerksamkeit und viele Besucher sicher.¹⁷

Die Geschichte der Panoramen ist immer auch eine Geschichte ihres Bedeutungsverlustes. Bemerkenswerterweise sind, während im westlichen Europa beinahe alle Panoramen verloren gingen, gerade die drei wichtigsten osteuropäischen Panoramen erhalten geblieben. Der Erfolg der Historienpanoramen im Kunstbetrieb war im westlichen wie auch im östlichen Europa von ideologischen Funktionen durchdrungen und ist von einer übergeordneten Geschichtssymbolik im Rahmen nationaler Großereignisse beherrscht. Eine zeitliche Verschiebung in der Entwicklung und Bedeutung des Panoramas innerhalb Europas kann in Verbindung mit der Bildung des Bürgertums und der Verschärfung der Nationalenfrage gesehen werden, die im östlichen, imperial geprägten, Europa etwas später einsetzten.

PERSPEKTIVEN AUF DIE BUDAPESTER KETTENBRÜCKE

Sinnggebung zwischen National- und Transnationalität

Julian Windmüller

Welcher Bauwerkstyp stellt schon eine bessere Metapher für ‚Verbinden‘ dar als die Brücke? In der Literatur, den Medien, bis hin zu wissenschaftlichen Beiträgen: Die Brücke ist das Symbol für Zusammenwachsen, Einswerden, Grenzen überwinden, ‚Brückenbauen‘. Es ist daher nicht

17 Rudolf Jaworski: Historische Panoramen in den Geschichtskulturen Ostmitteleuropas. In: Geschichte im Rundumblick: Panoramabilder im östlichen Europa. Hg. v. Arnold Bartetzky/Rudolf Jaworski. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 27-44. Hier S. 35f.

verwunderlich, dass die aktuelle Werbekampagne zum Netzausbau der Telekom auf das Bild der Budapester Kettenbrücke zurückgreift. Ihr Motto: „Erleben, was verbindet“.¹⁸

Auch die Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts nahmen die Kettenbrücke bereits als ein solches Symbol wahr. Während der Unabhängigkeitsbestrebungen 1848/49 verordnete der ungarische Ministerpräsident Bertalan Szemere:

Nachdem die Kettenbrücke binnen kurzem fertiggestellt und damit das materielle Hindernis beseitigt sein wird, das die Vereinigung und geistige Verschmelzung der beiden bisher als getrennte Munizipien lebenden und bestehenden Schwester-Hauptstädte erschwert hat, [...] nachdem die Hauptstadt nur dann mächtig sein wird, wenn es in ihr eine leitende Obrigkeit gibt, nur dann eine Blütezeit erleben wird, wenn die getrennten Interessen in einem gemeinsamen Interesse aufgehen [...] verordne ich [...]: Die Zusammenlegung der Verwaltungen von Buda, Pest und Óbuda [Alt-Buda] wird hiermit angeordnet und die beiden Schwester-Hauptstädte hiermit als Budapest miteinander vereinigt.¹⁹

Nach der Niederschlagung des Unabhängigkeitskampfes wurde die Verordnung vom habsburgischen Herrscherhaus widerrufen. Administra-

18 In dem Werbebild sind bekannte europäische Baudenkmäler arrangiert. Getrennt werden sie durch einen Fluss, der von einer Brücke mit dem eingefügten Logo der Telekom überspannt wird. Die abgebildete Brücke variiert zielgruppenspezifisch je nach Land, auf das die Werbung ausgerichtet ist. Die ungarische Werbung zeigt die Budapester Kettenbrücke. Vgl. www.telekom.com/europa (letzter Zugriff 10.11.2015).

19 Zitiert nach Ágnes Ságvári: Budapest. Geschichte einer Hauptstadt. Budapest: Corvina, 1974, S. 99f.

tiv fanden die sich gegenüberliegenden Städte Buda und Pest erst 1873 zusammen.²⁰ Szemeres Äußerung zeigt aber, dass sich mit dem Bau der Brücke bereits die Wahrnehmung der Städte änderte. Die Kettenbrücke war zudem die erste dauerhafte Verbindung Westungarns mit der ungarischen Tiefebene. Das nationale Narrativ lautet: Buda-Pest wuchs zusammen und auch der Staat, dessen Hauptstadt es werden sollte.

Perspektive vom Burgberg: Nationswerden

Blickt man von der Fischerbastei am Burgberg auf der Budaer Seite in Richtung Donau hinab, liegt die Kettenbrücke rechterhand. Der Betrachter steht an ihren sandburgartigen Zinnen, hinter ihm thront der ungarische Nationalheilige Stephan I. auf seinem Pferd. Je nach Tages- und Jahreszeit ist man umzingelt von Touristen, die, wie man selbst, das städtebauliche Panorama genießen oder einfach nur ein paar Fotos machen wollen. Der Blick schweift auf die Pester Seite zum neogotischen Parlamentsgebäude am Lajos Kosuth Platz und der Kuppel der St.-Stephans-Basilika. Man wird von einem nationalträchtigen Symbol zum anderen geleitet. In diesem Ensemble ist die Kettenbrücke das Bauwerk, das Burg und Parlament, Stephan I. auf seinem Pferd und die ihm geweihte Kathedrale verbindet. Sie ist das, was die ungarische Nation vereint. (Abb. 1)

Die Händler, die aus dem Budaer Bergland kommend zwischen Gellért- und Burgberg ans Ufer der Donau gelangten, mussten vor dem Bau der Kettenbrücke mit der Fähre den Fluss überqueren, um ihre Reise in Pest fortsetzen zu können.

20 Um Verwirrung vorzubeugen, werden in diesem Beitrag stets die Bezeichnungen Buda, Pest und Alt-Buda verwendet, statt der ebenfalls gebräuchlichen Varianten Ofen, Pesth und Óbuda. Buda-Pest wird verwendet, wenn die gesamte Agglomeration vor dem offiziellen Zusammenschluss der Städte gemeint ist, Budapest nur, wenn es sich auf die vereinte Stadt ab 1873 bezieht.



Abb. 1: Blick vom Gellértberg nach Norden auf die Kettenbrücke. Links: Der Budaer Burgberg. Rechts: Pest. Stahlstich von William Bartlett, 1844. Aus: Michael W. Weithmann: *Die Donau. Geschichte eines europäischen Flusses*. Regensburg: Friedrich Pustet, 2012, S. 17

1767 wurde zur Erleichterung des Verkehrs eine Schiffsbrücke errichtet: 47 große Boote wurden Seite an Seite aneinander gekettet und mit einer Bretterkonstruktion belegt. Bei Bedarf konnten Boote aus der Brücke genommen werden, um einen Durchlass für den Schiffsverkehr zu schaffen. Doch die Konstruktion hatte weiterhin einen Nachteil: Sobald der Winter nahte und die ersten Eisblöcke die Donau heruntertrieben, musste die Brücke abgebrochen und bald darauf auch der Fährverkehr eingestellt werden. Ansonsten drohte, dass die Schiffe durch Treibeis Schaden nahmen. Erst wenn die Donau zugefroren war, konnte der Handel seinen Verkehr über das Eis wieder aufnehmen.²¹ Die Idee einer permanenten Brücke über die Donau stand daher zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereits lange im Raum und beflügelte die Träume und Visionen der Menschen, die an ihren Ufern lebten.

Zahlreiche Planungsvorhaben um die Jahrhundertwende belegen die mitunter kühnen Ideen der Brückenbauer. Die technischen Neuerungen im Zeitalter der Industrialisierung verhießen die Träume endlich Wirklichkeit werden zu lassen. 1786 schlug der Kartograf Sándor Török den Bau einer sechsbogigen Steinbrücke vor. 1811 ging der Vorschlag ein, eine Brücke in nur einem Bo-

21 Siehe zur besonderen Situation der Stadt am Fluss und der Schifffahrt an der Donau den Essay von Lisa Fleischer in diesem Band.

gen über die Donau zu spannen. György Baritz war 1823 der erste, der eine Hängebrücke mit einem Eisenoberbau entwarf. Keiner dieser Pläne wurde verwirklicht. Entweder gab es finanzielle Probleme, Bedenken gegenüber der Konstruktionsweise, oder der politische Wille fehlte.

1832 änderte sich dies. In diesem Jahr wurde ein Brückenverein gegründet.²² Er sollte sich nicht nur um die Finanzierung des angestrebten Brückenbauprojektes kümmern, sondern schaffte es erfolgreich breite Unterstützung in der Bevölkerung zu generieren. 1839 konnte mit dem Bau begonnen werden und nach zehn Jahren wurde die neue Brücke am 21. November 1849 offiziell eingeweiht. 375 m lang, ca. 16 m breit, getragen von zwei 48 m hohen klassizistischen Pfeilern, an deren Füßen Löwen auf Postamenten ruhen, jede der vier Ketten über 470 m lang und zusammen mit einem Gewicht von 2.000 t – die erste Kettenbrücke Ungarns und erste dauerhafte Brücke, die Buda und Pest miteinander verband. (Abb. 2)

Gegründet und gefördert wurde der Brückenver-



Abb. 2: Ansicht der Kettenbrücke von der Budaer Seite aus. Postkarte nach einer kolorierten Fotografie, frühes 20. Jhd., Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen

22 Für technische Daten und einen Überblick zur Baugeschichte der Kettenbrücke siehe Csaba Szabó: Brücken über die Donau zwischen Ofen und Pest: Kettenbrücke, Margaretenbrücke, Franz-Joseph-Brücke, Elisabethbrücke. In: Budapest und Wien. Technischer Fortschritt und urbaner Aufschwung im 19. Jahrhundert. Hg. v. Peter Csendes/András Sipos. Budapest/Wien: Deuticke, 2003, S. 89-99.

ein auf Initiative von Graf István Széchenyi (1791–1860), laut Revolutionsführer Lajos Kossuth dem „größten Ungarn“. Er war Spross einer reichen Adelsfamilie und, wie bereits sein Vater, engagierter Förderer ungarischer Reformbestrebungen und Bauprojekte. Nicht nur finanzierte er die erste ungarische Lokomotivschienenverbindung und die erste dampfbetriebene Walzenmühle Pests, sondern auch die Gründung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, die als treibende Kraft der ‚Sprachmodernisierung‘ maßgeblich an der Konstruktion einer ungarischen Nationalidentität beteiligt war. Ihm zu Ehren trägt die Brücke heute seinen Namen: Széchenyi Kettenbrücke. Er selbst konnte ihre Fertigstellung nicht miterleben. Im September 1848 hatte er einen psychischen Zusammenbruch und verbrachte den Rest seines Lebens in einer Nervenklinik in Döbling bei Wien, wo er sich 1860 das Leben nahm. Um sein Engagement für die Brücke ranken sich zahlreiche Geschichten. Eine besagt, er habe den Brückenbau nur initiiert, um seine Liebesbeziehung mit der auf der anderen Donauseite in Buda lebenden Gräfin Seilern pflegen zu können, die er später auch heiratete.

Bereits durch die tragisch-faszinierende Persönlichkeit Széchenyis wurde der Budapester Kettenbrücke nationales Interpretationspotential eingeschrieben. Doch auch ihre Baugeschichte trägt zu dieser Perspektive bei. Im Revolutionsjahr 1848 erhoben sich auch in Ungarn nationale Kräfte und strebten nach Unabhängigkeit von der Habsburgermonarchie. Im Rahmen der Kampfhandlungen in Buda und Pest versuchten österreichische Truppen vergeblich die weitgehend fertiggestellte, aber noch nicht eingeweihte Kettenbrücke zu sprengen. Auf diese Weise wurde die Brücke zu einem Symbol des Widerstandes gegen die österreichische Zentralgewalt und ein Wahrzeichen des Unabhängigkeitskampfes.

Erfolgreich gesprengt wurde die Brücke gegen Ende des Zweiten Weltkrieges von der sich zurückziehenden Wehrmacht. Bereits am 21. November 1948, genau 100 Jahre nach ihrer Eröffnung, wurde sie symbolträchtig wieder für den Verkehr freigegeben. Die Budapester Kettenbrü-

cke ist somit bis heute eines der zentralen identitätsstiftenden Nationalsymbole Ungarns. Sie ist jedoch nicht nur Symbol, sondern auch Symptom der tiefgreifenden Veränderungen, die das 19. Jahrhundert gekennzeichnet haben. Dadurch ist sie weder ein genuines Budapester Phänomen, noch ein exklusiv ungarisches Bauwerk.

Perspektive vom Adam Clark Platz: Transnationalität

Begibt man sich den Burgberg hinab und auf den Adam Clark Platz am Brückenkopf der Kettenbrücke, ist man plötzlich mitten im geschäftigen Verkehr der Stadt angekommen. Fußgänger und vor allem zahlreiche Autos und Busse kommen von allen Seiten auf den Platz, um sich in seinem großen Kreisverkehr zu mischen und anschließend wieder in alle Himmelsrichtungen zu zerstreuen. Das naheliegende Burgbergensemble ist von hier unten nicht sehr gut einsehbar und auch Parlament und Basilika verschwinden hinter den Fassaden der umliegenden Gebäude und den Pfeilern der Kettenbrücke. Hier ist die Kettenbrücke vor allem eine Infrastrukturmaßnahme, in der unterschiedliche Straßen und Personen zusammenlaufen und sich wieder trennen.

Wie viele heutige Großstädte in Europa verdankt Budapest sein rasantes Wachstum und auch sein Zusammenwachsen der Industrialisierung und Urbanisierung ab dem Ende des 18. Jahrhunderts. Zahlreiche Betriebe entstanden, vor allem im Maschinen- und Schiffbau. Analog zu anderen aufstrebenden Städten in den multiethnischen Imperien führte die rasante Urbanisierung auch zu einer weitgehenden ethnischen Homogenisierung. Während zu Beginn des 19. Jahrhunderts die deutsch-bürgerliche Bevölkerung in Buda-Pest die Mehrheit stellte, machte sie um 1900 nicht einmal mehr ein Viertel aus. Der Anteil der ungarischen Bevölkerung, die auf Arbeitssuche vom Umland in die Stadt zog, betrug dahingegen bereits 80 %.

Mit der Industrialisierung ging in der Regel eine umfassende Gestaltung des umgebenden Naturraumes einher, was im Falle Buda-Pests insbe-

sondere die Donau betraf. Der Eisgang im Winter und die wiederkehrenden Überschwemmungen hatten in der Vergangenheit vor allem das weniger geschützt liegende Pest in Mitleidenschaft gezogen. Zunächst wurden allerdings nur kleinere Maßnahmen umgesetzt. Erst das verheerende Hochwasser von 1838 machte die Dringlichkeit einer Donauregulierung augenscheinlich. In der Folgezeit wurden der Bau der Kettenbrücke und die Anlage der Uferbefestigungen aufeinander abgestimmt. Kettenbrücken stellten die modisch-moderne Variante im Brückenbau dar. Wien hatte bereits seit 1828 mit der Carls-Brücke eine Kettenbrücke. Auch die mittelalterliche Karlsbrücke in Prag konnte das wachsende Verkehrsaufkommen nicht mehr alleine stemmen und bekam mit der (Kaiser) Franzensbrücke 1841 eine neue Nachbarin, ebenfalls eine Kettenbrücke. Konzeption, Ausführung und Nutzung der neuen Brücken wurden oft in die sich ausbildenden Narrative der Nationalstaatswerdung eingeschrieben. Doch waren sie meist mitnichten rein nationale Projekte.

Entworfen wurde die Budapester Kettenbrücke von William Tierney Clark (1783–1852), einem englischen Brückenbauingenieur. Clark war ein Vorreiter in der Konstruktion von Kettenbrücken. Einige der frühesten Kettenbrücken über die Themse stammen aus seiner Hand, u.a. die Hammersmith-Brücke im gleichnamigen Londoner Stadtteil (1827), und die Kettenbrücke in Marlow, Buckinghamshire (1832). (Abb. 3) Széchenyi befand sich seit 1814 auf einer Auslandsreise, um das in seinen Augen fortschrittlichere Großbritannien zu studieren. Auf dieser Reise dokumentierte er zahlreiche Brückenkonstruktionen, die er zurück in Buda-Pest den Planungsbehörden vorstellte. Neben William Tierney Clark war auch dessen früherer Lehrmeister John Rennie senior (1761–1821) im Gespräch, ein schottischer Ingenieur. Auch in der Lombardei, seit 1815 unter Habsburgerherrschaft, machte man sich Gedanken zum Brückenbau in Buda-Pest: Friedrich Scotti, oberster Wasserbauinspekteur, verfasste dort eine Studie zum Projekt Kettenbrücke. Clark griff jedoch auf seine eigenen Erfahrungen zurück. Er



Abb. 3: Kettenbrücke in Marlow, Buckinghamshire. Fotografie von Christopher J. Wood, 2004. URL: <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?title=File:Uk-marlow-bridge.jpg&oldid=151252453&uselang=de>

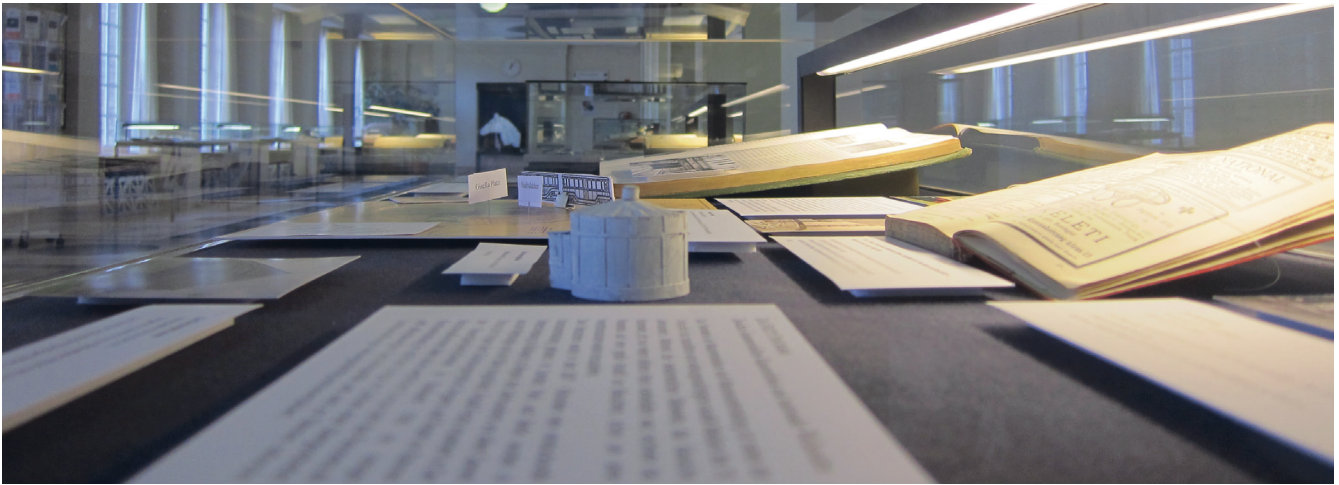
nahm seine Kettenbrücke in Marlow als Prototyp für das Buda-Pester Projekt. Indem er ihre Konstruktionsverhältnisse hochskalierte, wurde die Budapester Kettenbrücke zu einer großen Tochter der Marlow Brücke. Es handelte sich daher um einen gezielten transnationalen Wissenstransfer. Auch der ausführende Bauleiter war ein Brite: Adam Clark (1811–1866), schottischer Namensvetter des Ingenieurs, jedoch nicht mit ihm verwandt. Er war es, der die Sprengung der Kettenbrücke während des ungarischen Aufstandes 1848/49 durch das Fluten der Ankerkammern und Zerstören der Pumpen verhinderte. So konnten die österreichischen Truppen die Sprengfässer nur auf der Brücke selbst platzieren, wo sie nur geringen Schaden anrichteten. Auch bei den Arbeitskräften scheint man teilweise auf britische Fachkräfte zurückgegriffen zu haben.²³ Adam Clark entwarf ebenso die Pläne für den Budaer Tunnel, der ab 1857 vom Kopf der Kettenbrücke ausgehend den Verkehr unter dem Burgberg hindurch ohne Umwege in die Christinavorstadt leitete. 1870 wurde das Ensemble ergänzt durch eine der ältesten Standseilbahnen der Welt, die eine direkte Verbindung vom Brückenplatz auf den Burgberg herstellte. William Tierney und Adam Clark finden zwar in den meisten Darstellungen zur Kettenbrücke Er-

wähnung, treten aber hinter ein großes Nationalnarrativ mit Széchenyi in der Hauptrolle zurück. Die Geschichte der Budapester Kettenbrücke bietet jedoch das Potential, Aspekte wie diese aus ihrem Dasein als Beiwerk herauszuheben und eine transnationale Geschichte der Brücke zu schreiben.

Die Kettenbrücke ist ein Bauwerk, in das viele Narrative eingeschrieben werden können. Sie kann nicht nur ein Symbol für das Nationswerden Ungarns sein, sondern auch für die Zirkulation von Wissen, das sich in ihrem Bau manifestiert.

23 Vgl. [Anonym:] Bridge at Pesth. In: Mechanics' Magazine 797 (17.11.1838), S. 112.

Exponate der Abteilung Gestern und Morgen



DIE FÖLDALATTI

Umwälzung des Verkehrsnetzes als Indikator der Modernisierung?

Die Földalatti, die Untergrundbahn Budapests, war das neue Transportmedium, das die Menschen der Stadt bewegte. Das 19. Jahrhundert ist, wie kein anderes vor ihm, von massiven Umwälzungen in vielen Bereichen des Lebens betroffen. Da der Wohnraum innerhalb der Stadt oder der nächsten Umgebung bald nicht mehr ausreichte, mussten die Bewohner immer größere Strecken zwischen Lebens- und Arbeitsraum zurücklegen.

Die Industrialisierung breitete sich aus, auf dem Gebiet technischer Neuerungen wurden wegweisende Entwicklungen verzeichnet und die Städte wuchsen auf bis dahin ungekannte Dimensionen an. Althergebrachte Transportmittel konnten dies nicht mehr bewältigen, war schon die bestehende Situation ein Problem. Die Lösung hierbei fand sich in einem System, welches große Massen auf möglichst noch ungenutzter Infrastruktur transportieren konnte. Eine Bahn unter der Erde stellte sich hierbei als ideale Lösung heraus.

In Budapest wurde diese im Rahmen der Millenniumsausstellung in Rekordzeit erbaut. Die Untergrundbahn erfüllte hierbei mehrere Funktionen, sie repräsentierte die aufsteigende Stadt und die Leistungsfähigkeit ihrer Bürger. Der Bau der Földalatti ist sowohl ein Spezifikum, als auch ein Symbol der Urbanisierung. (CSch)

VI. 1 Vasárnapi Újság, 19. Szám, 1894, Budapest, Május 13., 41. Évfolyam [Sonntagszeitung, 41. Jg., Nr. 19 (13. Mai 1894)]

Die Millenniumsausstellung besprechen Tageszeitungen und Extraausgaben mit ausführlichen Beiträgen und Bildern vom Entstehungsprozess. (ME)

VI.3 Ezeréves Kiállítási Emlék: Budapest 1896, Ős Budavár [Erinnerung an die Millenniumsausstellung, Budapest 1896, Burg Altofen]

Postkartenleporello, 1896
Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, o.Nr.
Als Souvenir konnten die Besucher der Tausendjahrfeierlichkeiten unter anderem eine in Leporelloform gebrachte Postkartensammlung erwerben. Die Fotografien in dem Leporello zeigen die unterschiedlichen Gebäude des Vergnügungsviertels, das eigens für die Feierlichkeiten erbaut wurde. (ME)

VI.2 Alex F. Heksch: Hartleben's illustrirter Führer. Handbuch für Touristen und Geschäfts-Reisende. Wien/Leipzig: Hartleben, 1880–1909

Der Reiseführer für die Stadt Budapest bewarb das Rundgemälde Árpád Fesztys als die „schönste Sehenswürdigkeit der Stadt“. Werbung als Medium des Wissenstransfers war gegen Ende des 19. Jahrhunderts bereits verbreitet. Wie heute Popups, erschienen damals Werbeanzeigen auch in Reiseführern. (ME)

VI.4 Budapest in Wort und Bild. Unter Mitwirkung der hervorragendsten ungarischen Celebritäten, Schriftsteller und Künstler. Hg. v. Oskar von Krücken. Berlin: Internat. Allg. Verl.-Ges., 1899

Titelblatt des Kapitels „Verkehrswesen“ von Julius Mátrai
Die Beschreibung und Illustration der Untergrundbahn von Budapest erhält in der großen Beschreibung Budapests drei ganze Seiten. Das Kapitel Verkehrswesen widmet sich neben der Untergrundbahn auch der Eisenbahn und der Schifffahrt. (ME)



VI.5 „Fortschritt anno 1896“ Wagon der Budapester Untergrundbahn, der Földalatti, im Jahre 1896

Fotografie (Faksimile)
Wikimedia Commons



VI.6 Der Gisellaplatz

Fotografie (Reproduktion)
Aus: Vasárnapi Újság, 17. Szám, 1896, Budapest, Aprilis 26., 43. Évfolyam
[Sonntagszeitung, 43. Jg., Nr. 17, (26. Mai 1896)]

Baustelle der Untergrundbahn am Gisellaplatz, heute Vörösmarty tér, 1896. Hier befindet sich bis heute die westliche Endhaltestelle der Földalatti. (CSch)



VI.7 Die Tunnelausfahrt der Untergrundbahn

Fotografie (Reproduktion)
Aus: Oskar von Krücken: Budapest in Wort und Bild. Berlin: Internat. Allg. Verl.-Ges., 1899, S. 275

Am östlichen Ende der Strecke im Stadtwäldchen, unweit der Rotunde, in der das Panoramagemälde Árpád Fesztys gezeigt wurde, kommt die Untergrundbahn ans Tageslicht. (CSch)



VI.8 „Auf und unter der Erde in London. Originalzeichnung unsers Londoner Specialartisten“

Illustration zum Artikel „Bilder aus dem Londoner Verkehrsleben“ in: Die Gartenlaube 39 (1864), S. 613

Digitalisat: GoogleBooks

„Doch pst! Da schnaubt das Wunder der Wunder heran, aus der geräumigsten untersten Canalschicht, dem weiten Tunnelgewölbe heraus: der Wagenzug der unterirdischen Eisenbahn mit seinen beiden purpurglühenden Augen, das Ganze ein completes Rembrandt'sches Nachtstück mit prächtigen Licht- und Schatteneffekten. Im oberirdischen London war der Verkehr zu bedrohlichen Dimensionen angewachsen und wuchs und wuchs Tag für Tag in's Riesigere hinaus, und Niemand sah ein Ende des Anschwellens ab. Immer häufiger wurden die Stauungen der Verkehrsfluth auf den Straßen, immer lebensgefährlicher die Bewegung für Mensch und Thier, und die völlige Stagnation der Circulation stand, zumal in einzelnen Gegenden der City, bevor. Dem mußte Abhülfe gebracht, es mußte auf Ableitung dieses Stroms gesonnen, Raum geschafft werden für Röhren und Regen.

Das Kind dieses dringenden Bedürfnisses wurde bekanntlich unsere unterirdische Eisenbahn, der Metropolitan oder Underground Railway, wie sie officiell getauft worden ist.“

Auszug aus einer dreiteiligen Artikelfolge „Bilder aus dem Londoner Verkehrsleben“ in: Die Gartenlaube 39 (1864), S. 616

DAS FESZTY PANORAMA

Zwischen kommerziellem Kunsterlebnis und nationaler Weihestätte

Das Panorama als Massenmedium und Massenunterhaltung ist neben der Fotografie das populärste und wirkungsmächtigste visuelle Medium des 19. Jahrhunderts. Während die herkömmlichen Bildwerke, das klassische Kunstwerk, oft nur einem elitären Kreis vorbehalten war, rechnete das Panorama auf eine große Anzahl an Besuchern, schon um seine Investitionskosten wieder einzuspielen, Den Betrachtern wurde in den 360°-Rotunden eine eindrucksvolle Kunstunterhaltung geboten. In London, Paris und Berlin wurden in Unterscheidung zu Budapest zu Beginn des Jahrhunderts vor allem Szenen aus der Mythologie und der Bibel abgebildet. Árpád Feszty inszeniert in Der Einzug der Ungarn den Gründungsmythos Ungarns und findet im Rahmen der Tausendjahrfeierlichkeiten in Budapest 1896 ein riesiges Besucheraufkommen. Mehr als im westlichen Europa steht das Panorama als Kunstunterhaltung im östlichen Europa im Zeichen einer übergeordneten und nationsbewegten Geschichtspolitik und wird im Rahmen nationaler Landesausstellungen wirkungsmächtig instrumentalisiert. (DT)



VI.9 Der Einzug der Ungarn (Rundgemälde von Árpád Feszty, 1896)

Im Original: Öl auf Leinwand. Digitalisat: Wikimedia Commons (verkleinerte Reproduktion) 300 x 100 cm

Das Panoramabild, das im Original 120 m lang und 15 m hoch ist, ermöglicht seinen Besuchern, mithilfe der modernen 360°-Darstellung, durch die Vergangenheit zu wandeln. Die Einwanderung der Ungarn in das Karpatenbecken stellte Feszty in mehreren aneinandergereihten Szenen dar: Opferung des weißen Pferdes durch heidnische Magyaren, Angriff der Reiter, gefangene Slaven, Fürst Árpád und die Stammesfürsten, Einzug der Gattin Árpáds und der ungarischen Frauen auf Ochsenwagen sowie die Frauenentführung. (DT)

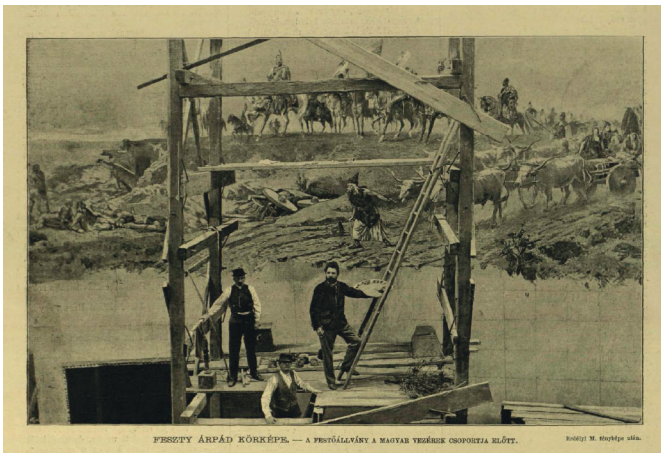


VI.10 Die Anführer der Ungarn (Ausschnitt aus dem Rundgemälde Der Einzug der Ungarn)

Fotografie (Reproduktion)

Digitalisat: <https://de.wikipedia.org/wiki/Feszty-Panorama>

Die Fürsten und ihre Fahnen Träger mit Árpád befinden sich im Vordergrund.



VI.11 Malen auf Schienen

Fotografie (Reproduktion)
 Ungarische elektronische Bibliothek: <http://mek.oszk.hu/01500/01591/html/erdekes.htm>
 Das auf Schienen rollende Malgerüst Árpád Fesztys bei der Herstellung des Rundgemäldes.

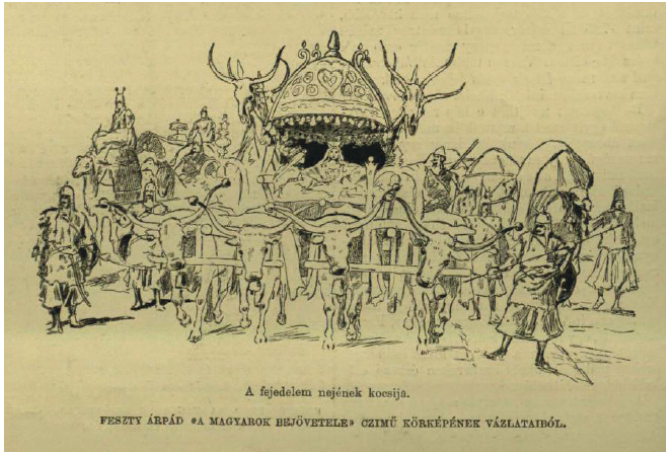
VI.12 Skizze eines Fahnenträgers zum Panoramabild

Im Original: Zeichnung, Kohle auf Papier (Reproduktion)
 Aus: Vasárnapi Újság, 19. Szám, 1894, Budapest, Május 13., 41. Évfolyam
 [Sonntagszeitung, 41. Jg., Nr. 19 (13. Mai 1894)]



VI.13 Zeichnung eines Gepäck tragenden Büffels für das Rundgemälde Árpád Fesztys

Im Original: Zeichnung, Kohle auf Papier (Reproduktion)
 Aus: Vasárnapi Újság, 19. Szám, 1894, Budapest, Május 13., 41. Évfolyam
 [Sonntagszeitung, 41. Jg., Nr. 19 (13. Mai 1894)]



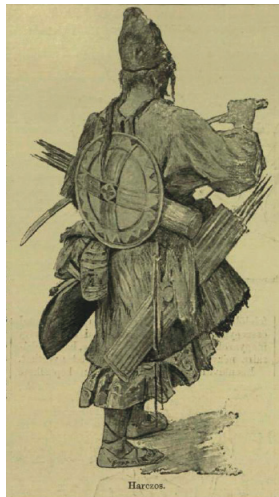
VI.14 Der Wagen der Gattin Àrpáds

Zeichnung aus den Entwürfen zum Rundgemälde Der Einzug der Ungarn von Árpád Feszty

Im Original: Zeichnung, Kohle auf Papier (Reproduktion)

Vasárnapi Újság, 19. Szám, 1894, Budapest, Május 13., 41. Évfolyam

[Sonntagszeitung, 41. Jg., Nr. 19 (13. Mai 1894)]



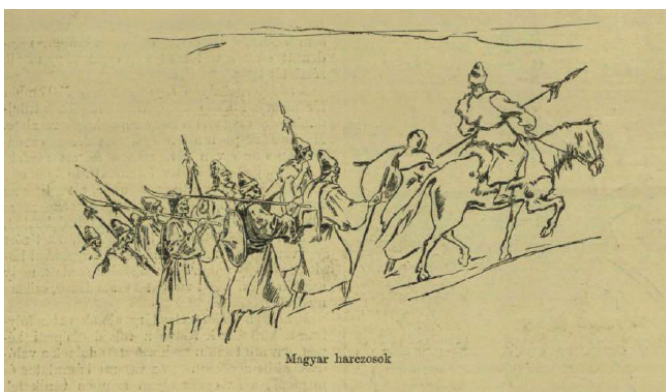
VI.15 Ungarische Krieger

Skizze aus den Entwürfen zum Rundgemälde Der Einzug der Ungarn von Árpád Feszty

Im Original: Zeichnung, Kohle auf Papier (Reproduktion)

Aus: Vasárnapi Újság, 19. Szám, 1894, Budapest, Május 13., 41. Évfolyam

[Sonntagszeitung, 41. Jg., Nr. 19 (13. Mai 1894)]



VI.16 Ein Krieger

Skizze aus den Entwürfen zum Rundgemälde Der Einzug der Ungarn von Árpád Feszty

Im Original: Zeichnung, Kohle auf Papier (Reproduktion)

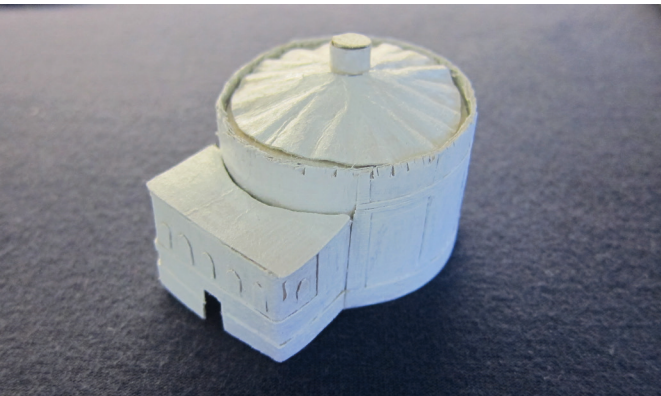
Aus: Vasárnapi Újság, 19. Szám, 1894, Budapest, Május 13., 41. Évfolyam

[Sonntagszeitung, 41. Jg., Nr. 19 (13. Mai 1894)]



VI.17 Die Rotunde

Fotografie, 1896 (Reproduktion)
Digitalisat: Wikimedia Commons
Die Rotunde, das Gebäude, in dem das Rundgemälde Der Einzug der Ungarn im Jahre 1896 präsentiert wurde. An dieser Stelle befindet sich heute das Museum der Schönen Künste. (DT)



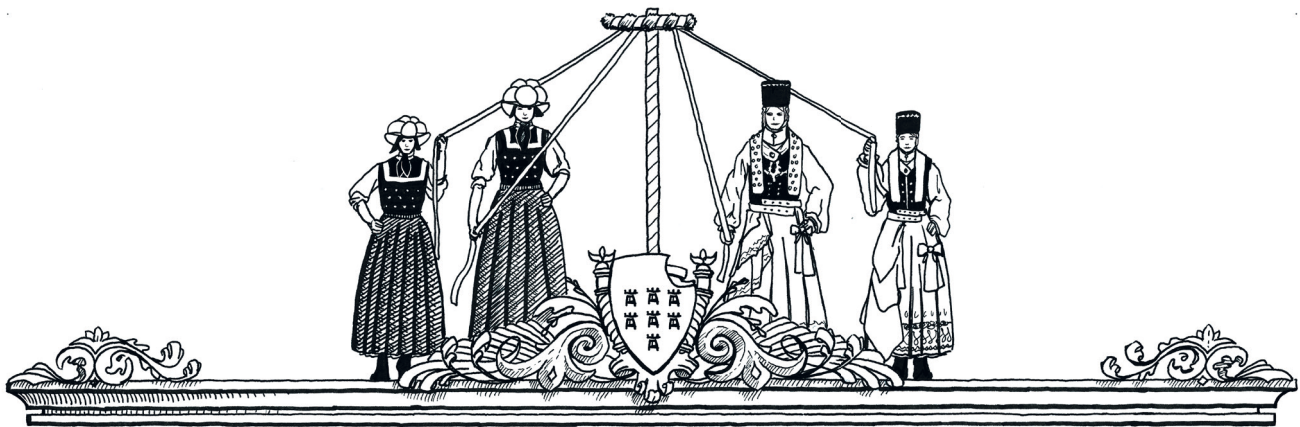
VI.18 Daniel Teibrich: Die Rotunde. Miniaturmodell des Panoramagebäudes, 2015

Pappe und weiße Farbe
6,5 x 5 x 5 cm
Privatbesitz



VI.19 Die Rotunde heute

Fotografie, 20. Jhd. (Reproduktion)
Ungarische elektronische Bibliothek: <http://mek.oszk.hu/01500/01591/html/erdekes.htm>
Das heutige Gebäude des Rundgemäldes wurde 1995 in Ópusztaszer eröffnet. (DT)



Nähe und Ferne

Kurator: Frank Bauer, Abteilungsteam: Svenja Heißner und Dominik Haga

Imagination

Hinter den Begriffen Nähe und Ferne verbirgt sich mehr als nur die ungenaue Angabe von Entfernungen. Etwas kann ‚nah‘ und vertraut sein, obwohl es sich weit entfernt befindet oder etwas kann ‚fern‘ und fremd sein, obwohl es in sich in der unmittelbaren Nähe befindet. Städte, Regionen und Landschaften können so in verschiedene Relationen zueinander stehen. Neben diesem Aspekt können Nähe und Ferne auch zeitliche Einordnungen ausdrücken. Zeitliche Epochen, Gegenwart oder Vergangenheit und auch Begriffe wie „morgen“ oder „gestern“ können so beschrieben werden. Zudem haben Nähe und Ferne eine imaginäre Ebene. Sie beeinflussen unser Denken und Fühlen, und können Zugehörigkeit und Abgrenzung bzw. die Inszenierung des ‚Eigenen‘ und ‚Fremden‘ deutlich machen. Auf ihren unterschiedlichen Ebenen spielen sie auch im 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle. Diese Abteilung greift anhand der Region Sieben-



„Ansicht aus Hermannstadt“, Postkarte nach einem Gemälde von Heinrich Trenk, Muzeul de istoria naturalia Sibiu. IdGL Tübingen

bürgen die genannten Ebenen dieser Begriffe auf und illustriert sie am Beispiel der Reiseberichte.

Siebenbürger Sachsen



„Siebenbürgisch-sächsische Volkstrachten. Hans Retzlaff: Bauer aus Klein-Scheuern“, Postkarte, Verlag für das Deutschtum im Ausland. IdGL Tübingen

Siebenbürgen, im Rumänischen Transsylvanien genannt, bildete eine der östlichen Peripherien des ungarischen Königreichs. Das seit 1867 mit dem Königreich vereinte Großherzogtum besaß eine multikonfessionelle und multiethnische Gesellschaft, in der spezifische Akteure vielfältige kollektive Hoffnungen und Ängste entwarfen. Zu jenen Akteuren ge-

hörten auch die Eliten der Siebenbürger Sachsen. Trotz der großen räumlichen Distanz zum deutschsprachigen Kulturraum inszenierten diese eine kulturelle Nähe zu Deutschland. Sie symbolisierten das ultimative Eigene.

Reiseberichte

Deutschsprachige Reisende, die nach Siebenbürgen kamen, beobachteten die Umgebung unter

der doppelten Perspektive von Nähe und Ferne. Räumlich gesehen waren Reisende stets weit entfernt von ihrer Heimat. Sie zogen los um das Fremde und Ferne zu entdecken. Mal fanden sich vollkommen andere Bauarten und Situationen, mal bekannte Architektur. So rückten weit entfernte Städte ganz nah und anders herum. Reiseberichte in Zeiten von Umbruch und Neuerung lassen uns die zeitliche Ebene dieser Begriffe erkennen. Vergangene Zeiten, die einem lieb und teuer waren, wurden wieder belebt. Sie schienen näher zu sein als die Gegenwart, während diese in ihrem Ganzen in die Ferne rückte. An fremden Orten wurden neben unbekanntem auch neue Gewohnheiten und Traditionen erlebbar. Reiseberichte waren als vermittelndes Medium zwischen den Welten dabei stets subjektiv geprägt. Sie transportierten unterschiedlichste Vorstellungen von Städten, Gegenden und den Menschen, die sie bewohnten.

„Zigeuner“

Die Bevölkerungsgruppe der Roma stellt den exotischen Gegenentwurf zum Eigenen dar. Unter dem Etikett der „Zigeuner“ wurden sie als unzivilisiert und barbarisch beschrieben. Von ihrer Kleidung, über ihre Gebräuche bis hin zu ihren Essgewohnheiten repräsentierten sie Unkultiviertheit. Diese Konstruktion des Fremden verstärkte den Effekt der inszenierten Kultur der Siebenbürger Sachsen und diente somit als Abgrenzungsmerkmal. Das Eigene trat in Differenz zum Fremden stärker hervor und wurde leichter erkennbar und konstruierbar.

NÄHE UND FERNE IN DER FREMDE

Hermannstädter Reiseberichte und was wir aus ihnen lernen können

Svenja Heißner

Traditionsreiche Welten, bunt bestickte Trachten, schillernde Gassen, Gaukler und prasselnde Kaminfeuer sind prägende Eindrücke in der Litera-

tur der Romantik. Ihre Gedichte, Kurzgeschichten und Romane lassen eine alte, heile Welt aufleben. Das Mittelalter gilt in dieser langen Epoche als Idealvorstellung; Schattenseiten und Grausamkeiten dieser Jahrhunderte weichen einem Zeitalter, das aus Tanz, Gesang und Tradition bestand. Ferne und vergangene Zeiten werden so in der Gegenwart wiederbelebt und rücken in unseren Gedanken, Vorstellungen und Gefühlen ganz nah. Nähe und Ferne lassen sich sowohl als zeitliche, wie auch als räumliche Begriffe definieren. Sie besitzen aber auch eine weitere Dimension: als relative Begriffe bewegen sie sich im Bereich des Imaginären. Sie bestimmen die Vorstellungen von Räumen, Zeiten und Gemeinschaften. In den Reiseberichten des 19. Jahrhunderts spielen sie auf all ihren Bedeutungsebenen eine wichtige Rolle. Neugier und Reiselust der Menschen fand in diesen Quellen über fremde Länder Befriedigung. Handelte es sich um glaubwürdige Berichte und authentische Erzählungen? Oder wanderten die Reiseschriftsteller im Raum ihrer eigenen Imagination? Am Beispiel von Ernst Anton Quitzmans *Deutsche Briefe über den Orient* (1848)¹ und Bernhard Schwarz' *Aus dem Osten* (1876)² wird diese Frage im Folgenden erörtert. Beide Autoren durchreisten Siebenbürgen und machten Halt in Hermannstadt (rumänisch: Sibiu, ungarisch: Nagyszeben) und Umgebung. (Kat. VII.11) Bernhard Schwarz reiste 1875 nach Hermannstadt.³ Ihm zufolge fand er die Stadt im deut-

1 Ernst Anton Quitzmans: *Deutsche Briefe über den Orient*. Stuttgart: Müller, 1848. Digitalisat: Bayerische Staatsbibliothek München, URL: <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467840-5> (letzter Zugriff 20.12.2015).

2 Bernhard Wilhelm Schwarz: *Aus dem Osten, Reisebriefe aus Ungarn, Siebenbürgen, der Walachei, Türkei und Kleinasien*. Chemnitz: O. May, 1876.

3 Bernhard Schwarz wurde 1844 geboren und war Theologe und Religionswissenschaftler. Als Reisender und Entdecker hielt er sich vor

schen Teil Siebenbürgens.⁴ Deutsche seien hier zwar nicht die Mehrheit der Bevölkerung, hätten jedoch die Oberhand. Es war ihm wichtig, die Siebenbürger Sachsen, die er mit den Deutschen gleichsetzte, in einer herausragenden Stellung zu beschreiben. Diese Gleichsetzung lässt Rückschlüsse auf die Intention des Autors zu. Schon hier vermittelte Schwarz einen ganz bestimmten Wertekodex und machte die vermeintliche Zugehörigkeit der Siebenbürger Sachsen zum deutschsprachigen Kulturraum deutlich. Möglicherweise wies er hier auf ihre Präsenz im Alltag hin oder bezeichnete eine seit jeher gewachsene gesellschaftliche Dynamik. Denn Regierung und Verwaltung lagen seit 1868 offiziell in den Händen der Ungarn und auch die Amtssprache war schon einige Jahre Ungarisch.⁵ Weiterhin merkte er an, dass der Anteil der Siebenbürger Sachsen an der Bevölkerung immer weiter schrumpfte. Die rechtliche Gleichstellung der Rumänen und auch die politische Führung durch Ungarn begünstigten ein stetiges Anwachsen anderer Ethnien. Zeichen und Vorzeichen des deutschen Stellenverlustes gab es somit genug. Schwarz gab jedoch eine andere Erklärung für diese Beobachtung ab. Das Zweikindersystem war seiner Meinung nach mitschuldig: Hätte der deutsche Bauer mehr Kinder, müsse er sein Erbe in zu viele, kleine Stücke teilen und hätte somit einen großen Wertverlust zu tragen. Seinem Bericht zufolge hielten es daher gute Deutsche seit jeher so, nicht mehr als zwei Kinder

allem in Kamerun auf, kam jedoch 1875 auch durch Siebenbürgen. Er starb 1889.

4 Wenn im Folgenden von deutsch / Deutsch die Rede ist, ist hier nicht Deutschland, sondern der deutschsprachige Kulturraum gemeint. Ebenso ist nicht die deutsche Nationalität gemeint, sondern die Zuschreibung des typisch Deutschen, in Form von Werten und Traditionen der bekannten Stereotype. So ist das hier als Deutsch bezeichnete nicht mit dem heute als Deutsch verstandenen Deutschland oder der deutschen Nationalität gleichzusetzen.

5 Siehe dazu den Essay von Dominik Haga in diesem Band.

zu bekommen. Wenn auch der dadurch entstandene Verlust der deutschen Werte zu beklagen sei. Hier klingt die Kritik von Bernhard Schwarz an diesem System an. Dennoch versucht er Charakterzüge wie Sparsamkeit und den Drang zur Bewahrung als Erklärung für die Beibehaltung des Systems anzuführen. Er konstruierte eine Tradition, die das Verhalten rechtfertigte. Politische Veränderungen oder Entwicklungen innerhalb der Bevölkerung bezog er nicht mit ein, obwohl er zugab, den genauen Grund für den rückläufigen Bevölkerungsanteil nicht zu kennen.

In seiner Reisebeschreibung kündigte Schwarz Hermannstadt als die deutsche Stadt an; als Wiege der Tradition und Hüterin von Sitte und Kultur. Außerhalb der Stadtgrenzen herrsche – seiner Einschätzung nach – Barbarei und Unzivilisiertheit vor. Schwarz ging in dieser Darstellung bis auf die Zeit der Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen zurück.

Die ersten Orte wurden in der Hermannstädter Gegend gegründet. 1875 lebten Deutsche, Rumänen, Ungarn und Juden schon lange Jahre in Hermannstadt nebeneinander und miteinander. (Kat. VII.2) Andere Kulturen wurden nicht nur akzeptiert, es fand auch ein kultureller Austausch statt. Vorstädte wurden immer größer und wichtiger. Diese wurden hauptsächlich von Nicht-Deutschen – wie es im Bericht von Schwarz heißt – bewohnt. Die zahlreichen Konfessionen konnten in Koexistenz bestehen. Zudem ließ sich feststellen, dass die katholische Gemeinde zunehmend zweisprachig wurde: Ungarisch und Deutsch.⁶

Als nächsten Schritt betrachtete Schwarz den Vorgang der Ansiedlung der Deutschen. Die Ungarn hätten das starke deutsche Geschlecht in ihr Land geholt, um ein traditionelles und verlässliches Wertesystem als Gegengewicht zu den rohen Sitten ihrer eigenen Landsleute zu etablieren. Schwarz nannte die heute als deutsch anmutenden, bürgerlichen Werte und Tugenden wie Fleiß, Kraft und Sittlichkeit. Auch eine hohe

6 Vgl. Harald Roth: Hermannstadt: Kleine Geschichte einer Stadt in Siebenbürgen. Köln: Böhlau, 2007.

Intelligenz sei den Deutschen eigen. Schwarz untermauerte so seine Behauptung, dass erst die Deutschen Zivilisierung in das Land der Ungarn gebracht hätten. Eine Anwerbung der Deutschen hat tatsächlich stattgefunden, vor allem von Bauern und Handwerkern. Schwarz konstruierte jedoch eine Vorstellung, in der die Deutschen als Retter vor Verrohung und die Ungarn als wildes Volk erschienen.⁷ Er nahm damit Bezug auf den damals weit verbreiteten ‚Mythos der deutschen Kulturträger‘. Demnach brachten erst die Deutschen eine Kultur in den Osten. Damit ist vor allem auch das handwerkliche Geschick gemeint. Eine schon vorgefestigte Meinung wurde so weiter ausgebaut und konnte sich in den Gedanken und im Alltag der Menschen manifestieren. Zu erwähnen ist hier, dass sich nicht nur Menschen aus dem deutschsprachigen Raum ansiedelten, sondern aus gesamt West- und Mitteleuropa. Ihre eigentliche Aufgabe war nicht die ‚Zivilisierung‘ Ungarns, sondern vielmehr die Grenzbefestigung und ihre Sicherung. Hieran anknüpfend nutzte Schwarz die Gelegenheit, um die Situation der Siebenbürger Sachsen im Jahre seiner Reise deutlich zu machen.

In der Gegenwart, die er betrachtete, wurden seiner Meinung nach deutsche Werte verschmäht und unterdrückt. Dies sei durch den Verlust der Sonderstellung Hermannstadts seit 1848 geschehen. Und vielmehr noch mit dem Verlust der Nationsuniversität, eines politischen Selbstverwaltungsorgans der Siebenbürger Sachsen, im Jahr 1875. Zudem nannte Schwarz die erzwungene Duldung anderer Kulturen – vor allem der rumänischen und magyrischen – als wichtigen Punkt und als Zeichen des Widerstandes gegen deutsche Werte. Nach Schwarz waren auch die echten Siebenbürger Deutschen den Ungarn gegenüber sehr negativ eingestellt. Die genauen Verände-

rungen, die nach dem Verlust der Autonomieverwaltung eintraten, benannte er jedoch nicht. Als exemplarisch für die abwehrende Behandlung der Siebenbürger Sachsen beschrieb er die Baupläne der ungarischen Eisenbahn.

1872 wurde entschieden, die Hauptstrecke von Budapest über Kronstadt zu legen. (Kat. VII.8) Wenn Kronstadt (Braşov) als den Ungarn gegenüber positiv eingestellte Stadt auf der Hauptstrecke lag, wurde Hermannstadt nur an eine Nebenlinie angeschlossen. Dadurch ergaben sich für die Stadt der Siebenbürger Sachsen einige Nachteile im Handel und Fernverkehr. Schwarz nutzte diese Tatsache, um Deutsche von Deutschen zu unterscheiden. Demnach gab es die echten Deutschen in Hermannstadt mit ihrer Abneigung gegen die Ungarn, die gewollt und bewusst benachteiligt wurden. Und die sich anpassenden Deutschen in Kronstadt, die von den Ungarn bevorzugt behandelt wurden. Dieses angepasste Verhalten führe zu einem Werteverlust. Um diesem entgegenzuwirken, schuf Schwarz eine romantisierende Vorstellung des ursprünglichen, standhaften und traditionellen Deutschen, den man in Hermannstadt noch antreffen könne, da sich die Stadt nicht von äußeren Einflüssen beeindruckend ließe. Er zeichnete ein Idealbild.

Was die Beschreibung der Stadt selbst anbetrifft, hielt Schwarz sich an die Tatsachen. Er erwähnte den einstigen mittelalterlichen Charme der Stadt. Allerdings beschrieb er auch die Neuerungen und das nunmehr moderne Stadtbild. Ab 1850 wurde in Hermannstadt gebaut und modernisiert. Die Festigungsanlage und die mittelalterlich wirkenden Befestigungstürme verschwanden und wichen breit angelegten Straßen und Promenaden. Nach Schwarz fehlte es der Stadt an Industrie und großen Fabrikgebäuden, sie sei still und wirke tot. Zwar beklagte er diese Tatsache, hob aber hervor, dass statt Reichtum, Geldmitteln oder Industrie in Hermannstadt das alte, an Werten reiche Bürgertum erhalten geblieben war. Dieses sei arbeitsam und ehrenhaft. Die Bewohner Hermannstadts waren jedoch auch keine Bauern oder Landarbeiter. Fortschrittsglaube, Innovation und technische Neuerungen prägten Hermannstadt in diesen

7 In dem nationalkulturellen Narrativ Ungarn traten dagegen die ‚Slawen‘ in der Rolle der ‚wilden Fremden‘, die sich dank den ungarischen Fürsten der ‚Kultur‘ annähern konnten. Vgl. dazu den Essay von Daniel Teibrich in diesem Band.

Jahren. Auch die Industrie befand sich im Reisejahr von Schwarz im Entstehen. Sie kam 1875 mit der ersten großen Maschinenfabrik Rieger nach Hermannstadt.

Schwarz unternahm den Versuch, die langsam verschwindende Vorstellung von hart arbeitenden Männern auf dem Lande aufrechtzuerhalten. Dieses wohlwollende Bild, die Konstruktion der Tradition eines Volkes, auf das man stolz sein müsse, suchte Schwarz im sächsischen Dorf Heltau. Nicht weit entfernt von Hermannstadt beschrieb Schwarz es als glänzend und sauber mit breiten Straßen und frisch geputzten Häusern. Besonderes Augenmerk legte er auf die Schule. Er beschrieb das Gebäude als sehr groß und sauber, neu angelegt und hob es als einen Mittelpunkt der guten Bildung hervor. Dies sei kein Einzelfall, alle sächsischen Dörfer hätten eine solch prunkvolle Schule, selbst die ärmeren, obwohl diese nach Schwarz sehr selten seien. Besonders auffällig ist, wie Schwarz den Reichtum und die Bildung hervorhob und beides miteinander in Verbindung brachte. Und auch hier schrieb er die Bildung nur den Siebenbürger Sachsen zu. Über die anderen in diesem Ort ansässigen Kulturen gab es keinen Kommentar. Schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts lebten nachweislich Rumänen in allen sächsischen Dörfern und Orten. Ihr Anteil an der Bevölkerung betrug um das Reisejahr Schwarz' in Hermannstadt 20 %. Für die einzelnen Orte gibt es keine separaten Statistiken, es ist aber davon auszugehen, dass hier, vermutlich nicht in so großer Zahl, jedoch ein ebenfalls nennenswerter Anteil an Rumänen lebte. Von anderen Ethnien sind keine Zahlen überliefert. Das heißt jedoch nicht, dass sie nicht in den Orten und Dörfern ansässig waren.

Abschließend betrachtet versuchte Schwarz einen Reisebericht zu liefern, der die Gesamtsituation beschreiben und Aufschluss über die Lebensweise in Hermannstadt geben sollte. Die erwähnten Passagen und Abschnitte zeigen, dass der Autor ein idealisiertes Bild der Deutschen zeichnen wollte. Die verwendeten Attribute, Zuschreibungen und positiv belegten, ‚typischen‘ Charaktereigenschaften machen dies deutlich.

Nicht nur die deutsche Kultur wurde vom Verfasser des Reiseberichtes hervorgehoben, auch wurde Hermannstadt als ihre Beschützerin stilisiert. Die Stadt wurde als Hüterin der Tradition dargestellt. Eine deutsche Kulturstadt sollte nach Schwarz in dieser Eigenschaft erhalten werden. Den Grund für den wahrnehmbaren Verfall dieser idealisierten Werte erkannte er in der Eingliederung in das ungarische Reich. Das Militär wurde in der Reisebeschreibung nicht erwähnt, obwohl es in Hermannstadt schon lange ansässig war: In einer von arbeitsamen, braven Menschen bewohnten Stadt hatte der militärische Aspekt offensichtlich keinen Platz. Auch die hier lebenden anderen Kulturen, vor allem die Rumänen, wurden, außer im Einleitungsteil, nicht benannt. Schwarz versuchte so, die Vermischung der unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen unberücksichtigt zu lassen, obwohl sich dadurch neue Moral- und Wertevorstellungen entwickelten und die Gesellschaft insgesamt eine andere Dynamik bekam. Sein romantisierendes Bild der althergebrachten Traditionen wäre aber dadurch gestört und hätte sich aufgelöst. Durch das bloße Nichterwähnen dieser Vorgänge ließ er sie, zumindest auf dem Papier, nicht geschehen.

Etwa dreißig Jahre vor Bernhard Schwarz reiste Ernst Anton Quitzmann 1846/47 nach Hermannstadt.⁸ Auch er veröffentlichte seine Reisebeobachtungen bald darauf in Buchform. Sein Reisebuch enthielt ebenfalls eine Beschreibung des Örtchens Heltau. Bemerkenswert ist, dass diese mit der später verfassten Schilderung von Schwarz nahezu identisch ist. Heltau sei ein schö-

8 Ernst Anton Quitzmann wurde 1809 in Freisingen, Oberbayern geboren. Nach dem Abschluss seines Medizinstudiums 1836 erhielt er bereits 1839 die Bewilligung zu einer eigenen Praxis in München. Nach verschiedenen Bildungsreisen, u.a. nach Siebenbürgen, kehrte er 1848 nach München zurück und trat als Unterarzt in die Armee ein. Als Arzt, Dichter und Schriftsteller gab er zahlreiche Werke, vorwiegend im Bereich der Mythologie, heraus. Er starb 1879.

nes, freundliches Dorf. Die Straßen seien breit angelegt und die Häuser frisch angestrichen. Das Aussehen würde einer fränkischen Stadt gleichen. Am Sonntag trügen die Menschen ihre Trachten und seien fein herausgeputzt. Durch den Vergleich mit dem Fränkischen erzeugte Quitzmann eine heimatliche Vorstellung. Besonders, wenn man bedenkt, dass der Verfasser selbst aus Bayern stammte. Automatisch werden Heltau dieselben Attribute wie dem Frankenland zugeschrieben: Eine alte, traditionsreiche, ländliche Region. Auch bei Quitzmann fanden die Rumänen und andere ansässige Ethnien keine Erwähnung, um das geschaffene Bild nicht zu trüben oder zu beeinflussen. Heltau diente so beiden Berichten als Vorzeigesiedlung der Siebenbürger Sachsen. Aus diesem Grund wurden auch zahlreiche andere Reisende durch diesen Ort geführt.

Nun soll es um Hermannstadt gehen: Quitzmann hielt sich bei seiner Beschreibung stark an die Stadtgeschichte. Die ersten Seiten seines Berichtes widmete er einer historischen Aufarbeitung der Vergangenheit Hermannstadts. Genaue Daten und die korrekte Kenntnis der Geschichte lassen darauf schließen, dass sich Quitzmann zunächst mit den vorliegenden Quellen vertraut gemacht hatte.⁹ (Kat. VII.4) Eine wichtige Rolle spielte in Quitzmanns Bericht das Militär und das unterschied ihn von Schwarz. Zahlreiche von Unruhen und Krieg geprägte Jahre habe Hermannstadt nur dank seines gut geführten Militärs und seiner hohen Mauern und Befestigungstürme überstanden. Tatsächlich hatte das Militärwesen eine lange Tradition in Hermannstadt. Offiziere und Soldaten waren fester Bestandteil der Bevölkerung. Anfang des 19. Jahrhunderts wurde eine Kaserne gebaut, so entstand über Jahre hinweg die Heltauer Vorstadt, bewohnt von den Soldaten. Nach Quitzmann sei das Überleben der Stadt

ein Resultat der Tapferkeit der Sachsen. Die gut befestigte Stadt ist für ihn nicht der ausschlaggebende Punkt. Auch hier zeigt sich der Wunsch, edle Werte bei den Deutschen in der Ferne zu suchen: Ihnen allein werden die Kraft und der Mut zugeschrieben, eine Stadt über Jahrhunderte zu verteidigen.

Die Stadtbeschreibung gleicht einer kleinen Führung von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit. Immer versehen mit einer kurzen Beschreibung des Äußerlichen und einem Abriss der Geschichte des jeweiligen Baus. Die Stadt im Gesamten beschrieb Quitzmann als mittelalterlich anmutend, mit hohen Häusern und Giebeldächern. Eben diese charakteristischen Eigenschaften von Städten, die der romantisierten Vorstellung des Mittelalters entsprachen, stammten jedoch meist aus dem 16. oder 17. Jahrhundert und wurden im Nachhinein zu Symbolen der mittelalterlichen Stadt. Zur Reisezeit Quitzmanns entsprach das Straßenbild vermutlich diesen mittelalterlichen Vorstellungen. Die Straßen mögen zwar schon teilweise gepflastert und einige Wasserläufe bereits in Kanäle umgebaut worden sein. Doch der ‚mittelalterliche‘ Charakter herrschte zu dieser Zeit noch in Hermannstadt vor.

In dem Reisebericht finden Schulen eine besondere Benennung. Das große protestantische Gymnasium befindet sich in der Stadt, ebenso die katholische Schule. Auch die Walachen hätten eine Schule gehabt, diese jedoch außerhalb der Stadt erbaut. Schrieb Schwarz in den 1870er Jahren den Deutschen allein Bildung und Intelligenz zu, zeigte Quitzmann ein etwas differenzierteres Bild auf. Die Walachen, also Rumänen, fanden zumindest kurze Erwähnung und auch ihre Bildungsanstalt wurde mit einem Satz bedacht. (Kat. VII.12) Allerdings lässt sich auch die von Quitzmann gewollt aufgezeigte Hierarchisierung erkennen, nämlich die besondere Stellung der Deutschen. Während sie das Privileg genossen, alle wichtigen Einrichtungen innerhalb der sicheren Stadtmauern unterzubringen, siedelten sich die anderen ethnischen Gruppen eher vor den Toren der Stadt an. Hier findet sich eine Anspielung auf die entstehenden Vorstädte, welche

9 August Ludwig von Schlözer hat eine umfassende mehrbändige *Kritische Sammlung zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1795-1797) herausgegeben, die als Quelle gedient haben könnte.

hauptsächlich von Rumänen bewohnt waren, deren Bevölkerungsanteil schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts zwischen 12 und 13 % betrug.

Neben den Schulen kommt auch den Sammlungen der Stadt besondere Aufmerksamkeit von Quitzmann zu. Seiner Meinung nach sollte in den bestehenden Sammlungen und Museen die Tradition bewahrt werden. Das erste Museum Hermannstadts öffnete 1817. Das Baron Brukenthalische Museum beherbergte eine Bibliothek und eine Handschriftensammlung sowie eine Gemäldesammlung mit Werken aus den Niederlanden und Italien. Dieser Sammlung wurde eine große Bedeutung zugeschrieben. Nicht aus Patriotismus, sondern zu Bildungszwecken sammelten die Hermannstädter Dinge aus aller Welt.

Quitzmann nahm das Leben in der Stadt als freundlich und gesellig wahr. Dies mag wohl an den gesellschaftlichen Sitten und Bräuchen dieser Jahre gelegen haben. Man ging ins Theater, spazierte über die Promenaden oder besuchte Lesegesellschaften. Die wesentlichen Beschreibungen und die wahrgenommene Atmosphäre vermitteln den Eindruck, dass sich das Hermannstadt des Jahres 1848 tatsächlich so darstellte. Durch zusätzliche Attribute und Vergleiche versuchte jedoch auch Quitzmann eine von Tradition und besonderen Werten geprägte Gesellschaft literarisch zu konstruieren.

Nach diesen Beobachtungen lassen sich zunächst deutliche Rückschlüsse auf die Relevanz der einleitend genannten Begriffe ‚Nähe‘ und ‚Ferne‘ ziehen. Quitzmann suchte möglicherweise ein heimatliches Umfeld in der Ferne, um sich aufgehoben und in diesen fernen Gebieten nicht fremd zu fühlen. Nähe und Ferne auf ihrer imaginativen Ebene lassen sich hier deutlich erkennen. Das Nahe als das Eigene definiert und die Ferne als das Fremde identifiziert, lassen den Wunsch wachsen, sich seine Heimat in der Fremde zu suchen bzw. zu konstruieren. Schwarz hingegen erschuf konsequent ein traditionsreiches Deutschtum. Geprägt von den starken Umbrüchen seit 1848 und der stetigen Unruhen versuchte er etwas Dauerhaften zu finden. Hier zeichnet sich Nähe und Ferne eher auf einer zeitlichen Ebene

ab: Die Zeiten, die Schwarz konstruierte und beschrieb, haben sich im Laufe der Jahre und mit dem Aufkommen der Industrialisierung gewandelt. Dennoch waren ihm die vergangenen Jahre näher und lieber.

Nähe und Ferne spielen also in ihren unterschiedlichen Relationen eine große Rolle: Sie sind in der Lage räumliche Entfernungen anzugeben, vergangene Zeiten aufleben zu lassen und Zugehörigkeit oder Abgrenzung deutlich zu machen. Sie beeinflussen die Menschen in ihrem Denken und Fühlen. Geprägt von diesen beiden Begriffen zeichnen beide Reiseberichte zwei sehr unterschiedliche Bilder von Hermannstadt, seiner Bevölkerung und seiner Umgebung. Letztendlich ist festzustellen, dass eine objektive Berichterstattung aus vielen Gründen nicht möglich ist. Die Reiseberichte sind von Idealisierung, Konstruktion und Imagination bestimmt. Sie erschaffen verzerrte Wahrheiten und Realitäten. Verlässliche Quellen können sie demnach nicht sein. Jedoch verraten sie uns auf ihre Weise viel über die Gemütszustände der Autoren, ja über den Zeitgeist, in welchem sie entstanden sind. Sie lassen auf Wünsche und Sehnsüchte jener Jahre schließen und gewähren uns Einblicke in Nähe und Ferne in der Fremde.

DIE SPRACHFRAGE

Mitteilungen aus Siebenbürgen

Dominik Haga

Auf Grundlage einer Artikelserie, die in der Pester Zeitung *Der Ungar* im Jahre 1842 erschienen ist, beschäftigt sich dieser Essay mit der postulierten Magyarisierung (d.h. „Ver-Ungarung“) der deutschen Siedlungen in Siebenbürgen. Das heute in Rumänien liegende Gebiet gehörte damals dem Königreich Ungarn an. Innerhalb des Rahmenthemas „Nähe und Ferne“ wird dabei die Frage des „Fremden“ und des „Eigenen“ innerhalb eines hybriden Kommunikationsraumes fokussiert. Es soll aufgezeigt werden, aus welchem Grund dies eine Verfremdung für die Lebenswelt der Siebenbür-

ger Sachsen bedeutet hat, wie diese sich darstellt und inwiefern sich dadurch Rückschlüsse ziehen lassen darauf, ob eine oktroyierte Sprache die kulturellen Identitäten verändert. Dabei soll vor allem die regional konstatierte Heimat im Vordergrund stehen, welche als primärer Kommunikationsraum abhängt von der Alltagssprache, und damit der kulturellen Identifikation.

Der Ungar erschien seit dem Jahre 1842 bis 1848 täglich außer sonntags, später außer montags, in der Stadt Pest, die später mit Ofen zu Budapest verschmelzen sollte. Das Blatt bezeichnete sich im Untertitel u.a. als *Zeitschriftliches Organ für ungarisches Interesse*. Redigiert und herausgegeben wurde das Blatt von Hermann Klein, einem Einwanderer mit jüdisch-deutscher Herkunft. Die Zeitung war ein politisches und belletristisches Tageblatt in deutscher Sprache, dessen weit gefasstes Ziel die Information des Auslands über lokale Ereignisse war. Als Übersetzer wurde Klein u.a. wegen der Arbeit an Werken von Miklós Jósika, József Eötvös oder István Széchenyi bekannt. 1850 gab er die Journalistik auf und übersiedelte nach Wien, wo er als Geschäftsmann tätig gewesen ist.¹⁰

In den 1840er Jahren wurde Ungarn von dem Kaisertum Österreich regiert und zwar auf der Grundlage einer seit 1804 bestehenden Realunion des ungarischen Königs- und österreichi-



Abb. 1: *Der Ungar* 1,140 (21.06.1842), S. 689. Digitalisat: Österreichische Nationalbibliothek Wien, ANNO, URL: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=ung&datum=18420621&seite=1&zoom=48>

schen Kaisertitels. In dieser Zeit standen jedoch die politischen Zeichen auf Veränderung, das liberale Denken hatte in den Köpfen vieler Bürger Europas Einzug gefunden. Und nach der französischen Julirevolution des Jahres 1832 gewannen auch in Ungarn Männer wie Lajos Kossuth, Ferenc Deák oder István Széchenyi immer mehr Einfluss. Sie setzten sich u.a. für die Unabhängigkeitsbestrebung der ungarischen Nation ein und stehen damit beispielhaft für ein neues ungarisches Bewusstsein der Zeit. In dieser nämlich befanden sich viele Staaten in der Entstehung, deren Konturen und Namen heute noch so oder so ähnlich auf der Landkarte zu erkennen sind. Bis heute sind die drei Reformen in Ungarn als Nationalhelden gefeiert, obwohl der Unabhängigkeitsaufstand von 1848/49 niedergeschlagen worden ist. Darum ist es nicht verwunderlich, dass *Der Ungar* in seiner Ausgabe vom 21. Juni 1842 die erste Episode einer neunteiligen Serie über das einschneidende Vorhaben, Siebenbürgen zu magyarisieren, abgedruckt hat. (Abb. 1) *Mittheilungen aus Siebenbürgen* nannte sich die Reihe, die die „Sprachfrage“ stellen sollte. Eine Frage, in der viel explosives Potential kulminieren sollte. Schon die Bezeichnung als „Sprachfrage“ veranlasste die Redaktion dazu, folgendes zu ihrer politischen Gesinnung anzumerken:¹¹

Treu unserm Grundsatz, die strengste Unparteilichkeit, zumal in so wichtigen Lebensfragen, stets zu wahren, fühlen wir uns verpflichtet, diese die Sprachfrage und den Ultramagyarismus betreffenden Mittheilungen aus Siebenbürgen, von sehr achtbarer Hand uns zugesendet, in diesen Blättern um so mehr aufzunehmen, da wir vor Kurzem erst unsere Stimme

10 Maria Rózsa: *Der Ungar*, Befürworter der ungarischen Interessen. 1842–1848. In: Dies.: *Wiener und Pester Blätter des Vormärz und ihre Rolle an der Kulturvermittlung*. Herne: Gabriele Schäfer, 2013, S. 180-250. Siehe auch den Beitrag von Maria Rózsa in diesem Band.

11 Offensichtlich befürchtete Hermann Klein, Herausgeber und Redakteur der Zeitschrift, Proteste gegen den Beitrag von national-ungarischer Seite, denen er mit seiner Anmerkung die Spitze nehmen wollte.

gegen die Teutschtümelei der Siebenbürger Sachsen erhoben. Anm. d. Red.¹²

Dieses Postulat lässt jedenfalls erkennen, dass die Sprachfrage eine heiß diskutierte Angelegenheit war und es sehr differenzierte Meinungen darüber gab. Der ungenannte Verfasser adressiert zwar denjenigen, „wer seine Zeit und sich begreifen will“.¹³ Er selbst stellt sich somit als neutralen Informanten dar. Aber als Herausgeber einer deutschsprachigen Zeitung in Pest innerhalb eines Vielvölkerstaates und in Anbetracht seiner Herkunft könnte man ihm Vorbehalte unterstellen. In diesem behandelten Artikel hat er meiner Meinung nach zumindest allzu parteiische Äußerungen tunlichst zu vertuschen gesucht. Nicht von ungefähr werden sechs Jahre nachdem erscheinen dieses Artikels die Siebenbürger Sachsen mit dem Aufstand der ungarischen Nationalisten im Zuge der Märzrevolution konfrontiert. Jetzt aber, 1842, kann „die Vorhänge der Zukunft [...] freilich keiner lüften“.¹⁴

Wie es sich mit der Sprachfrage verhielt, was eigentlich gemeint war, welche Tragweite sie besaß und wie die vorherrschenden Meinungen dazu gesehen wurden, soll im Folgenden näher erläutert werden. Dabei will ich freilich verstärkt auf die Sprachzugehörigkeit der Siebenbürger Sachsen mit dem fernen deutschsprachigen Raum

eingehen: Weshalb ist ihnen die zu erwartende Magyarisierung ausgehend von den ungarischen Nachbarn so sehr ein Dorn im Auge? Wie konstatierten sie ihr Recht auf die eigene Sprache, die eigene Region, Heimat? Worin sahen sie ihre Identität?

Magyarisch sollte auf Beschluss des Landtages hin im über Jahrhunderte deutsch dominierten Siebenbürgen alleinige Geschäftssprache werden. Der ungarische Adel hegte schon länger Pläne, ein freies Ungarn als Nationalstaat in einem multinationalen Europa einzubetten. Vor allem die liberalen Gedanken und Bestrebungen der Zeit forcierten die nationalstaatliche Idee. Letztere ist wohl definierender, zumindest jedoch geschichtsträchtiger Teil der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Den eigenen Gebieten die eigene, vorherrschende Sprache aufzuzwingen ist historisch wirklich weder Novum noch Unikat, sondern sozusagen bekannte politische Maßnahme. Dabei sind die sächsischen Stühle (Verwaltungsbezirke der Siebenbürger Sachsen) seit ihrer Entstehung bis in die heutige Zeit aufgrund unterschiedlichster Herrschaftsansprüche und damit einhergehender Beschränkungen, nicht nur die Sprache betreffend, darauf bedacht, sich das „Teutschtum“ zu bewahren. Der Beschluss des Landtages erscheint jedoch bevor Franz Josef I. seine nötige Zustimmung erteilt hatte. Um dem Ziel, die ungarische Sprache in Siebenbürgen zu etablieren, näher zu rücken, den Beschluss legitimiert zu bekommen, benötigte der Landtag nämlich noch die kaiserliche Entscheidung aus dem fernen, „deutschen“ Wien. Wie wir rückblickend durch den Verlauf der Geschichte erkannt haben, sollte das österreich-ungarische Verhältnis sich als nicht allzu freundschaftlich erweisen. Im Sommer des Jahres 1842 jedenfalls ist *Der Ungar* nicht das einzige Druckblatt, das die „Sprachfrage“ verbreitet und somit den öffentlichen Diskurs überliefert.

Die „Zustände und Empfindungen der Landesbewohner in dieser Sprachangelegenheit zu zeigen“ ist selbstaufgelegte Intention des Verfassers. Jener beschreibt den „Riß ins Völkerband“, der durch den „ernsthafte[n] Gedanken der Ma-

12 Mittheilungen aus Siebenbürgen. Die Sprachfrage. In: *Der Ungar* 1,140 (21.06.1842), S. 689-691. Hier S. 689. Die weiteren Beiträge der Reihe erschienen in: *Der Ungar* 1,141 (22.06.1842), S. 694-695; *Der Ungar* 1,143 (24.06.1842), S. 702-703; *Der Ungar* 1,145 (27.06.1843), S. 710-711; *Der Ungar* 1,146 (28.06.1842), S. 714-715; *Der Ungar* 1,154 (07.07.1843), S. 746-747; *Der Ungar* 1,155 (08.07.1843), S. 750-751; *Der Ungar* 1,156 (09.07.1843), S. 754; *Der Ungar* 1,157 (11.07.1843), S. 758-759. Online-Resource: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=ung&datum=1842&zoom=48> (letzter Zugriff 31.10.2015).

13 Ebd., S. 689.

14 Dieses und die folgenden Zitate ebd., S. 690.

gyarisierung“ geschah. Quasi an erster Front, da der „unaufhörliche[] Krieg“ zwischen „teutschen und magyarischen Zeitschriften“ entbrannte, will Hermann Klein seine Leser informieren, das „Simptom der Krankheit“ herauskristallisieren, welches sich mitunter begründe aus der aggressiven Kulturpolitik des Magyarentums gegen „teutsche Bewohner Siebenbürgens“. Letzteres kämpfe „nur für die Behauptung seiner bisherigen Stellung, für Verbleiben im alten Besitze“. Die Sachsen nämlich sind als Verteidiger der Heimat, an der sie schon lange festhalten, beschrieben und aufgrund derer sie trotz Jahrhunderten der Ferne vom „eigentlichen Heimatland“ sich nicht kulturell integrierten, nicht assimilierten in die sie umgebenden Kulturräume, und damit Sprachzugehörigkeiten. Zwar ist *Der Ungar* selbstredend auf ungarische, jedenfalls nicht auf deutsch-nationale Interessen ausgerichtet, aber die Sachsen seien „ein Mitstand, eine recipierte Nation [...] mit gleicher Berechtigung, Anteil an der Gesetzgebung haben[d].“

Dieser Zeitungsartikel thematisiert, wie bereits erwähnt, den darin umrissenen zeitgenössischen Diskurs und evoziert die Frage nach der Sprachzugehörigkeit und der regionalen Identität der dort Heimischen. Freilich stand deutsch-Siebenbürgen schon immer in vielen Spannungsverhältnissen, seien diese sprachlicher, ethnischer, wirtschaftlicher, militärischer oder anderweitiger Natur gewesen. Aber obwohl Siebenbürgen als deutsche Region kulturräumlich fern ist von der deutschen Heimat, dem Vaterland, gibt der Autor unmissverständlich zu verstehen: „hier klopft in dem einen Jubel, / Furcht im andern, Trauer im dritten.“¹⁵

Dabei behaupte ich, dass es in dem Ungarn jubelnd „klopfte“, der Sachse sich dagegen fürchtete und der Deutsche trauerte. Warum das so war, kann sich durch das Phänomen der regionalen, kollektiven Identität bzw. Identifikation begründen. Obwohl ich nicht zu weit in definitorische Sphären abdriften möchte, erläutere ich im Folgenden wichtige Bezeichnungen.

15 Ebd., S. 689.

Die Region als auf die Bedürfnisse des Menschen projizierter Raum, in diesem Falle Siebenbürgen, sei dem Bestreben der Menschen nach Existenzsicherung verschuldet; ergo wird sich mit und/oder durch einem Raum identifiziert, um die eigene Existenz darin zu begründen. Eine Region, die erlebt und erfahren werden will, in der die persönliche Geschichte stattfindet, bezeichnet man als Heimat. Die in diesem Falle deutschsprachige Öffentlichkeit ist Verhandlungsort der (nicht nur) regionalen Identität; sie entsteht freilich im Spannungsfeld vieler Identitätsstifter. Erwähnung finden sollte hierbei auch die weitgehend auf Sprache basierende Nachrichten- und Ideenzirkulation, die grundlegend für den Kulturkonsum nicht nur der Siebenbürger Sachsen verantwortlich waren. Wie sonst könnte sich mit dem „Teutschtum“ identifiziert werden, wenn nicht über die ‚teutsche‘ Sprache?

Der Kulturanthropologe Heinz Schilling definiert Identität als „die subjektive Relevanz eines objektiven, gesellschaftlich geteilten Sinns“,¹⁶ also als stetiges Mittel des Individuums, innerhalb der sinnlich erfahrbaren Welt seine Existenz und die der Anderen zu verstehen. Es ist also von existentieller Notwendigkeit und gegebene Tatsache, dass das Individuum sich innerhalb einer Gemeinschaft positioniert, welche freilich wiederum zur Identitätsstiftung beiträgt. Dieser von dem Menschen stetig konstruierte Kulturraum ist als ‚Psychotop‘ anzusehen, als soziokultureller, identitätsstiftender Orientierungsrahmen sozialen Handelns.

Im Kontext der Magyarisierung und angewandt auf die Artikelserie über die Siebenbürger Sachsen – nebenbei bemerkt sind auch andere deutsche Minderheiten mit ähnlichen Entwicklungen konfrontiert, wie beispielsweise die Zipser Sach-

16 Heinz Schilling: Region und Identität. In: Kulturtexte: 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. Hg. v. Ina-Maria Greverus u.a. Frankfurt am Main: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt, 1994, S. 61-86, hier S. 64.

sen oder die heute als „Donauschwaben“ bezeichneten Bevölkerungsgruppen – bedeutete der Wechsel von einer deutschen in eine ungarische Geschäftssprache die Veränderung eines ganzen historisch gewachsenen und selbstbewussten Kommunikationsraumes, einer Heimat. Der Sprachwechsel zog also auch den Wegfall von Identitätsstiftern und somit letztendlich den Verlust bzw. den Tausch der Grundlage der kulturellen Identifikation nach sich. Das könnte insofern verwundern, als dass die Übersiedelung aus deutschen Gebieten nach Transsylvanien schon zur damaligen Zeit circa 700 Jahre zurück lag, die politische Landkarte jedoch mit einer historisch gewachsenen Regionalität längst nicht übereinstimmte.

Entsprechend bangte das aus deutscher Sicht ferne Siebenbürgen um die Nähe zum Land der mitunter identitätsstiftenden Vorfahren, mit dem sich die meisten übriggebliebenen Siebenbürger Sachsen bekanntermaßen bis heute identifizieren. Diese Nähe, welche durch eine oktroyierte Geschäftssprache verloren ginge, die Sprachzugehörigkeit, die die Siebenbürger Sachsen sozusagen als deutsche Ethnie im Osten Europas definiert, wird 1842 aus der Sicht des Artikelverfassers bedroht: „Das Magyarentum will das Teutschtum verdrängen.“¹⁷ Zudem ist die sprachliche Minderheit in den Karpaten deutlich überrepräsentiert, spricht der überwiegende Großteil der Bevölkerung doch rumänisch. Unter den zwölf Räten der Landesstelle verfügen diese über vier Sitze, vier die Szekler und ebenso viele die Ungarn. Nebenbei bemerkt, konnte damals das Religionsbekenntnis frei gewählt werden. Sicherlich befand sich jedoch aufgrund der nationalen Bemühungen jener Zeit die siebenbürgische Landesverfassung mit ihren historisch bedingten, vergleichsweise weitreichenden Rechten in Gefahr.

Die Lektüre der Zeitungsartikelserie „Mittheilungen aus Siebenbürgen“ aus dem Jahr 1842 zeigt, wie in Ungarn die Frage der deutschen Sprache am Beispiel der Sachsen innerhalb der Region Siebenbürgen diskutiert wurde. Es lässt sich fest-

stellen, dass die Sprachzugehörigkeit dabei im Spannungsverhältnis zwischen der Abhängigkeit gegenüber einer fernen Obrigkeit und der nahen Identifikation mit der kulturellen Region verhandelt wird. In einer Art Momentaufnahme kann damit der Einfluss der Sprache auf den Alltag und die mögliche Verschiebung ganzer Kommunikationsräume dargestellt werden. Das Fallbeispiel der „Sprachfrage“ der Siebenbürger Sachsen legt nahe, dass die Nähe, die die Sprache stiftet, ganz gleich in welcher Ferne der Ursprung derselben liegt, zeitlich und räumlich ungebunden sein kann.

„DIE INDIANER UNGARNS“

Ein Beitrag zur Inszenierung der Roma

Frank Bauer

Als Victor Hugo im Jahre 1831 Notre Dame und seinem Glöckner ein literarisches Denkmal setzte, durchwehte ein Hauch des Orients das spätmittelalterliche Paris. Als antagonistischer Gegenentwurf zu dem verwachsenen und hinkenden Quasimodo, der zurückgezogen in den Türmen der Kathedrale lebte, tanzte die junge, hübsche und bezirzende Esmeralda auf den Plätzen der Stadt und verdrehte dabei den Männern den Kopf. (Kat. V.2) Spätestens seit Gina Lollobrigida in der Verfilmung des Stoffes im Jahre 1956 eben jene exotische Schönheit verkörperte, war die Figur der tanzenden ‚Zigeunerin‘ – erneut – tief in das kulturelle Gedächtnis dieser Generation verankert. Erneut. Jenes Wort trifft durchaus zu, da die laszive und verführerische Roma mit ihren bunten Gewändern seit dem ersten Auftreten jenes ‚ausgegrenzten Volkes‘ in Europa im 15. und 16. Jahrhundert die Literatur durchzogen hatte. Bereits Miguel de Cervantes beschrieb 1613 in seiner Erzählung *La gitanilla* das Leben der schönen ‚Zigeunerin‘ Precosia.

Doch zeigte eben jene erotisch-exotische Darstellung nur eine Seite der Medaille. Roma symbolisierten in der Literatur zugleich meist auch etwas Abstoßendes und zu Verachtendes. Ihre seltsam

17 Mittheilungen aus Siebenbürgen, S. 690.

anmutenden Riten und Symbole erzeugten Neugier und ihr unstetes Umherziehen erregte den Verdacht, dass sich jene ‚seltsamen Gestalten‘ beständig auf der Flucht befänden. Sowohl Hugos Esmeralda als auch die Precosia Cervantes‘ lebten in einem hochkriminellen Milieu, mit welchem die ‚braven Bürger‘ in den jeweiligen Erzählungen nicht in Kontakt zu treten wagten. Eine vermeintlich unsittliche und rohe Lebensführung, die aus Sicht der städtischen Bürger und Bauern überaus verwerflich anmutete, geriet im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem malerischen, aber auch zugleich bedrohlichen Anachronismus. In einem Europa, in dem (National-)Staaten danach strebten, eine homogene Bevölkerung mit gleichen Rechten und Pflichten zu regieren, schienen die Roma endgültig aus der Zeit gefallen zu sein. Zugleich standen jene Menschen jedoch im Zentrum der Aufmerksamkeit vieler Reisender und Volkskundler. Sie symbolisierten eine „wilde Race“¹⁸, von der man sich nur schwer losreißen könne, da es sie wieder und wieder zu betrachten gelte, wie es der in jener Zeit berühmte Reise-schriftsteller Johann Georg Kohl beschrieben hat. Das Wilde, so die Botschaft Kohls und vieler seiner Zeitgenossen, gäbe es nicht nur am anderen Ende der Welt zu bestaunen:

Im Koramniker Schlüssel fanden wir ein Zigeunerlager am Flusse, welches wir besuchten. Es waren ein halb Dutzend Familien in ebenso vielen Zelten. Sie schmiedeten Nägel und bedienten sich dabei eines Blasebalges aus behaarten Ziegenfellen. Ihre Einrichtung war nicht um ein Haar besser als die der Päschärähs in Südamerika.¹⁹

- 18 Johann Georg Kohl: Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten. Vierter Theil. Reise in Ungarn. Zweite Abtheilung. Leipzig/Dresden: Arnold, 1842, S. 65 (siehe Kat. I.11).
- 19 Ebd., S. 62. Bei den Päschärähs könnte es sich um einen indigenen Stamm Brasiliens handeln. So berichtete ein Artikel des *Ausland* mit dem Titel *Die Ureinwohner von Brasilien* aus

Kohl hat in diesen Zeilen keine weit entfernte Peripherie beschrieben, sondern die unmittelbare Umgebung des berühmten Kurortes Herkulesbad, das im östlichen Banat gelegen ist und in dem sich bereits in jenen Jahren der wohlhabende Adel Siebenbürgens und Ungarns traf.

Doch warum gerade Ungarn? Ungarn und Siebenbürgen besaßen seit vielen Jahrhunderten einen vergleichsweise hohen Anteil an ‚fahrendem Volk‘. Nicht immer handelte es sich dabei per se um ethnische Roma. So durchzogen auch rumänischen, slawische und ungarische Hirten und Handwerker die Karpaten und Puszten, oftmals ohne dabei eine feste Bleibe zu haben. Auf der anderen Seite lebten viele Roma im 19. Jahrhundert bereits seit vielen Generationen an einem spezifischen Ort, besaßen ‚ehrbare‘ Berufe und genossen das Ansehen und den Respekt der übrigen Bewohner des Landes. Insbesondere die Musiker und Kupferschmiede besaßen einen festen Platz in der ungarischen Gesellschaft. Die ‚klassisch‘ bettelenden und überaus armen Roma, welche die Wahrnehmung nachhaltig determinieren sollten, wanderten hingegen zu einem Großteil erst während der 1850er und 1860er in Ungarn und Siebenbürgen ein. Der Grund dafür lag in der Abschaffung der Leibeigenschaft, die sich in jenen Jahren in den Donaufürstentümern Moldau und Walachei vollzog. Jene Entlassung aus den feudalen Eigentumsverhältnissen zog eine Migrationsbewegung nach sich.²⁰

dem Jahre 1833 von einem Stamm mit den Namen Passa, der in der Provinz Rio-Negro lebe. Daneben erwähnte eben jener Artikel auch brasilianische Zauberer, die den Namen Paes besäßen. Es ist möglich, dass sich Kohl in seinem Vergleich auf jene bezog. [Anonym:] „Die Ureinwohner von Brasilien“. In: *Das Ausland* 351 (17.12.1833), S. 1401 (siehe auch Kat. I.13).

- 20 Lebten 1851 ca. 52.665 Roma in Siebenbürgen, so waren es 1880 bereits 56.000. Zahlen nach Heinrich Schwicker: *Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen*. Wien: Prochaska, 1883, S. 74-89. Quantitative Angaben sind indes mit

In vielerlei Hinsicht boten jene ‚Zigeuner‘ eine ideale Kontrastfolie zu den Siebenbürger Sachsen, deren Erfolg in ihren imposanten Gehöften und ‚reinen‘ Städten und Dörfern scheinbar deutlich zu Tage trat. Die bürgerlichen Tugenden des Bildungseifers, Fleißes und der Ordnungsliebe, welche die Eliten der Siebenbürger Sachsen bei sich selbst in einem hohem Maß verorteten, halfen ebenfalls dabei, den Wohlstand plausibel zu erklären. Auf der anderen Seite wiederum erklärte der Schmutz, die Sittenlosigkeit und das vermeintlich phlegmatische Wesen der Roma deren Elend. So berichtete Johann Gottfried Elsner, dass ihre Hütten nur selten besser aussähen, als die Höhlen von Tieren, und dass sie Arbeit verrichten, zu denen sich sonst niemand hergebe.²¹ Doch gerade jenes unangepasste und fremde Element bildete die Grundlage für die immense Anziehungskraft, welche die Roma für die west- und mitteleuropäischen Reisenden besaßen. Dies zeigte sich nicht nur in den wort- und metaphorreichen Beschreibungen. Auch Zeichnungen und Grafiken, die Romalager darstellten, erfreuten sich in den zu jener Zeit aufkommenden illustrierten Familienzeitschriften einer großen Beliebtheit. So zeigte etwa eine Zeichnung Ludwig Löfflers, die 1856 in der *Gartenlaube* erschien, ein Lager aus tanzenden Roma. Jenes Bild ließ nicht nur Männer und Frauen, sondern auch kleine Kinder, die sich aneinander festklammern, erkennen. Da sich die Roma in einem wilden Tanz zu befinden scheinen, geht eine starke Dynamik von dieser Darstellung aus. Sie hinterlässt bei dem

Vorsicht zu genießen, da eine erhebliche Dunkelziffer zu vermuten war. Zum einen ergibt sich dies aus der sozialen Benachteiligung, die ein (semi)öffentliches Bekennen als ‚Zigeuner‘ nach sich zog. Zum anderen erzeugten die nomadisierende Lebensweise und die hohe Analphabetenquote erhebliche praktische Schwierigkeiten bei der Durchführung einer Volkszählung.

21 Johann Gottfried Elsner: „Die Walachen und die Zigeuner in Siebenbürgen“. In: *Das Ausland* 296 (22.10.1836), S. 1182 f.



Lagernde Ungarn und Zigeuner.

Abb. 1: Ludwig Löffler: *Lagernde Ungarn und Zigeuner*. Aus: *Die Gartenlaube* 37 (1856), S. 497.

Betrachter zunächst einen chaotischen Eindruck. Überall liegen, sitzen und stehen Personen, während aus vielen Ecken und Winkeln Arme, Beine oder Köpfe hervorscheinen. In dem Artikel, der jene Zeichnung umrahmt, heißt es sodann auch, dass ihr Spiel so wild sei, wie sie selbst.²² Die Armut der abgebildeten Menschen verdeutlicht zum einen das Musikinstrument, bei dem es sich lediglich um ein Holzfass handelt, zum anderen die schlichten Zelte im Hintergrund und die einfache Kleidung.

Die Illustration Löfflers bot indes einen weiteren wichtigen Anhaltspunkt, um das Phänomen der Beliebtheit der ungarischen Roma zu verstehen. So lautet ihr Titel *Lagernde Ungarn und Zigeuner*. (Abb. 1) Im Hintergrund sind sodann auch tatsächlich einige Männer zu erkennen, die durch ihre auffälligen Schnurrbärte als typische Ungarn zu interpretieren sind. Jener Hinweis ist zentral, um die unlösliche Symbiose aus ‚Zigeunermusik‘ und dem freien und ungebundenen Leben der ungarischen Hirten in der Puszta zu erfassen. Nur wenige Autoren verpassten es, die Leidenschaft und das musikalische Geschick der spielenden Roma zu preisen. Bei den hochemotionalen Ungarn löse der Geigenklang sofort rhythmisches Tanzen aus – hier zeige sich der wahre Charakter des alten Reitervolkes aus dem Osten,

22 [Anonym:] *Die Zigeuner an der Donau*. In: *Die Gartenlaube* 37 (1856), S. 498.

wie viele Autoren einmütig urteilen.²³ Franz Liszt ging in seiner Studie *Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn* aus dem Jahre 1859 sogar soweit zu behaupten, die ungarische Nationalmusik werde ausschließlich durch Roma am Leben erhalten. Zigeunermusik und authentisches Volksvergnügen gingen in seinen Augen Hand in Hand. Die herrschenden Eliten hingegen hätten sich bereits zu sehr den europäischen Eliten verschrieben und das Wesen des Volks dabei sträflich vernachlässigt. Liszt thematisierte damit einen Aspekt, den bereits viele andere mitteleuropäische Zeitgenossen wiederholt aufgegriffen hatten – die ‚Zigeunerromantik‘.

Jene ‚Zigeunerromantik‘ prägte die Wahrnehmung und Darstellung der Roma in Ungarn und Siebenbürgen im 19. Jahrhundert nachhaltig. Dabei entdeckten nicht nur deutschsprachige Reisende die „braunen Gesellen“ mit ihren „melancholischen Augen“²⁴ als reizvolles Objekt, das es zu beschreiben galt. Auch ungarische Schriftsteller und Maler erschlossen das Sujet des Roma immer stärker für sich. Zu den populärsten Dichtern dieses Genres zählte sicherlich der Banater Schriftsteller Nikolaus Lenau. In seinem Gedicht *Drei Zigeuner fand ich einmal* aus dem Jahre 1838 fabulierte er darüber, wie die Roma das Leben verrauchen, verschlafen und vergeigen. Dennoch heißt es schließlich in der letzten Strophe:

Nach den Zigeunern lange noch schau'n
mußt' ich im Weiterfahren,
nach den Gesichtern dunkelbraun,
nach den schwarzlockigen Haaren.²⁵

23 Siehe dazu u.a. [Anonym:] Die Nationalmelodien in Ungarn. In: *Das Ausland* 275 (2.10.1845), S. 1097f.

24 Bernhard Schwarz: *Aus dem Osten. Reisebriefe aus Ungarn, Siebenbürgen, der Walachei, Türkei und Kleinasien*. Chemnitz: May, 1876, S. 11.

25 Es ist sicherlich kein Zufall, dass Lenau 1834 ein Gedicht mit dem Titel *Die drei Indianer* schuf, das ebenfalls in einen melancholisch das Ende ihrer alten Riten und Symbole thematisiert.

Als Projektionsfläche für den Traum nach einem ungebundenen Dasein, Freiheit und Naturnähe bot sich das geheimnisvolle Volk, um dessen Herkunft sich unzählige Mythen rankten, auf ideale Weise an. Romantische Schriftsteller mit ihrem Hang zum Unbekannten befeuerten diese Vorliebe zusätzlich. Ungarn und Siebenbürgen boten dabei die Bühne für jene Inszenierung. Dort konnte der Reisende für einen kurzen Moment den Zwängen und der Hektik der bürgerlichen Existenz entfliehen und sich stattdessen „ungestört der Beobachtung der seltsamen Leute hingeben und sich an den possirlichen Sprüngen der neben dem Wagen herlaufenden, splinternackten Zigeunerbuben ergötzen“.²⁶ Das ferne Afrika des 19. Jahrhunderts schien in diesen Momenten plötzlich sehr nah zu sein.

26 Rudolf Bergner: *Ungarn. Land und Leute. Zur Reise und zum Studium (Woerl's Reisehandbücher)*. Wien: Woerl, 1888, S. 225.

Exponate der Abteilung Nähe und Ferne



Das ‚Völkermosaik‘ in Siebenbürgen

In dem ehemaligen Großfürstentum Siebenbürgen, das seit 1867 ein integraler Bestandteil des Königreiches Ungarn war, konnte der Besucher noch im 19. Jahrhundert ein wahrhaft babylonisches Nationalitätengewirr erkunden. So konnte es ihm passieren, dass er in drei verschiedenen Dörfern drei gänzlich verschiedene Sprachen hörte oder die Bewohner jeweils eine andere Konfession besaßen. Neben den bereits genannten Siebenbürger Sachsen bzw. den Roma bewohnten hauptsächlich Ungarn und Rumänen die Dörfer und Städte Siebenbürgens. Letztere stellten mit ca. 60 % im Jahre 1850 den größten Anteil der Bevölkerung. Insbesondere im Osten des Landes besaßen die sogenannten Szekler, eine ungarischsprachige Volksgruppe, ein vergleichsweise geschlossenes Siedlungsgebiet. Zu diesen großen Nationalitäten gesellten sich viele zahlenmäßig schwache Minderheiten, wie etwa die Armenier, die Griechen und die Ruthenen. (FB)

VII.1 Friedrich Körner: Bilder aus dem ungarischen Volksleben und Landschaftsskizzen

Aus: Aus allen Welttheilen. Illustriertes Familienblatt für Länder- und Völkerkunde 7 (1876), S. 343-347 (Leipzig: Loës)
Exemplar der Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur Fa 144.4-7. 1876



VII.2 [Ohne Autorenangaben:] Die verschiedenen Völker in Siebenbürgen

Aus: Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde 27 (1875), S. 65-71 (Braunschweig: Vieweg)

Universitätsbibliothek Tübingen, Signatur: Fa 93.4



VII.3 Taschen-Bibliothek der wichtigsten und interessantesten See und Landreisen, von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten. Hg. v. Joachim Heinrich Jäck. 1. Teil. 4. Bd. von Siebenbürgen. Nürnberg: Haubenstricker, 1832

Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, Signatur 24 R 5

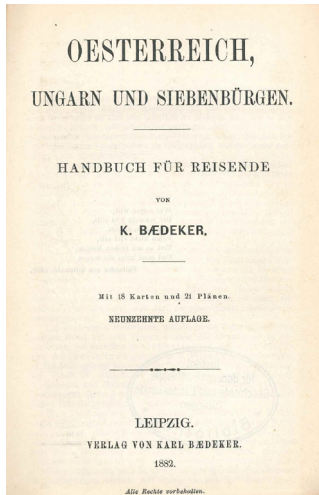


VII.4 Auguste de Gérando: Siebenbürgen und seine Bewohner. Leipzig: Lorck, 1845

[aus dem franz. von Julius Seybt]
 Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, Signatur 3 R 11/2

VII.5 Friedrich Körner: Vaterländische Bilder aus Ungarn und Siebenbürgen, der Woiwodina und dem Banat, Kroatien, Slavonien, der Militärgrenze sowie Dalmatien. 2. Teil. Leipzig: Spamer, 1858

Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, Signatur 19 R 8/2



VII.6 Charles Boner: Siebenbürgen. Land und Leute. Leipzig: J.J. Weber, 1868

[Unveränderter Nachdruck der Ausgabe aus dem Jahre 1868. Köln/Wien: Böhlau, 1987]
Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, Signatur 1 B 110

VII.7 Karl Baedeker: Österreich, Ungarn und Siebenbürgen. Handbuch für Reisende. Leipzig: Baedeker, 1882

Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, Signatur 24 A 121

VII.8 Rathaus von Braşov (dt. Kronstadt), ca. 1918

Fotopostkarte
Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, Inv. Nr. 784.

VII.9 Rathaus und Kulturpalast in Târgu Mureş (dt. Neumarkt am Mieresch), ca. 1914

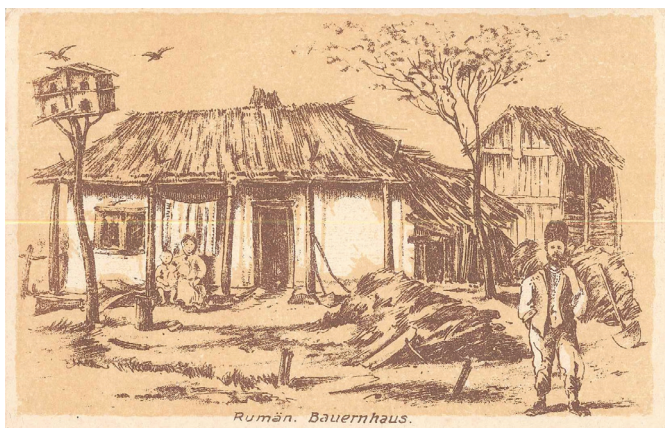
Fotopostkarte
Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, o. Nr.

VII.10 Stundturm in Sighişoara (dt. Schäßburg), ca. 1900

Fotopostkarte
Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, o. Nr.

VII.11 Markt auf dem Großen Ring in Sibiu (dt. Hermannstadt), ca. 1900

Fotopostkarte
Privatbesitz



VII.12 Zeichnung eines rumänischen Bauernhauses, ca. 1900

Feldpostkarte
Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, Inv. Nr. 2697.

VII.13 „Rauchende Zigeunerin“, erste Hälfte 20 Jhd.

Öl auf Leinwand

60 x 30 cm

Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm, o. Nr.

Zu dem Ideal von züchtigen und traditionsbewussten Siebenbürger Sächsinen, dessen Bild auch im Medium der Fotografie (Kat. Nr. VII.18) verfestigt wurde, bildeten die weiblichen Roma eine unverkennbare Antithese schlechthin. Spätestens seit Victor Hugo 1831 seiner Figur der lasziv tanzenden ‚Zigeunerin‘, der Esmeralda (Kat. Nr. V.2), ein literarisches Denkmal schuf, war die erotisch-verführerische Komponente dieser exotischen Frauen tief im kulturellen Gedächtnis der gebildeten Europäer verankert. Als Projektionsfläche für den Traum nach einem ungebundenen Dasein, Freiheit und Naturnähe bot sich das geheimnisvolle Volk, um dessen Herkunft sich unzählige Mythen rankten, zusätzlich an. Romantische Schriftsteller mit ihrem Hang zur Verklärung des Unbekannten befeuerten diese Vorliebe zusätzlich. Ungarn und insbesondere Siebenbürgen boten dabei die Bühne für jene Inszenierung. (FB)



VII.14 Zigeunerschmuck, 1780(?), 1908, 1941

Nürnberg

Silber, Kordel

Durchmesser 4,1 cm

Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm, Inv. Nr. 10710

Die Silbermünzen des Schmuckstückes sind unterschiedlicher Art. Vier von ihnen zeigen Maria Theresia. Diese stammen vermutlich aus der Zeit um 1780. Die beiden anderen Münzen sind Geldmünzen, 5 Kronen und 250 Lira. Diese stammen aus dem frühen 20. Jahrhundert. Bei allen Münzen wurden die Ösen nachträglich angebracht und eine Kordel durchgezogen. Wie auf dem ausgestellten Gemälde der Zigeunerin zu sehen ist, wurden solche Ketten um den Hals getragen. So ist dieser Schmuck ebenso wie die Pfeife ein stereotypes Merkmal und Symbol der Roma. (FB)

VII.15 „Pfeife rauchender Mann“, erste Hälfte 20 Jhd. (?)

Gemälde
Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm, o. Nr.



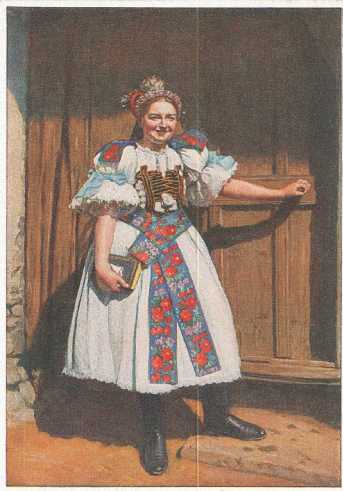
VII.16 Tabakpfeife, erste Hälfte 20. Jhd.

Stuttgart
Holz, Haselnuss, Kunststoff, Horn, Eisenblech, vernickelt
17 x 3 x 4,5 cm
Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm, Inv. Nr. 00788
Aus mehreren Teilen zusammengesetzte Tabakpfeife. Mit abgewinkeltem Kunststoffmundstück, Haselnusspfeifenrohr und Pfeifenkopf mit aufklappbarem Deckel.



VII.17 Gemusterter Gürtel, erste Hälfte 20. Jhd.

Siebenbürgen
Hanf, in verschiedenen Farben gewebt
3,5 x 452 cm
Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm, Inv. Nr. 12985
Gürtel gehörten, wie viele andere Kleidungsstücke auch, zu einem textilen Identitätsensemble, das als Volkstracht die regionale, ethnische, ständische und konfessionelle Zugehörigkeit einer Person präzise definieren konnte. Anders als die nach modischem Geschmack gestaltete Kleidung der urbanen Eliten zeichneten sich die zumeist ländlichen Trachten durch eine stark betonte Tradition und gruppenbezogene Exklusivität aus. Im Zuge der ‚Entdeckung des Volkes‘ und der Suche nach dessen Charakteristika erlebte die volkstümliche Kleidung einen signifikanten Bedeutungsgewinn. Dieser äußerte sich nicht zuletzt in einer Zunahme an (populär-) wissenschaftlichen Abhandlungen über die jeweiligen regionalen Spezifika der Kleidung, die im 19. Jahrhundert zu beobachten ist. (FB)



VII.18 Postkarten nach Fotografien von Hans Retzlaff (1902–1965), Berlin, ca. 1939

Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, o. Nr.

1: „Siebenbürgische-sächsische Volkstrachten“: Bäuerin aus Klein-Bistritz im Nösner Gau

2: „Zipser Volkstrachten“: Deutsche Braut aus Malthern

3: „Siebenbürgische-sächsische Volkstrachten“: Braut aus Stolzenburg

4: „Siebenbürgische-sächsische Volkstrachten“: Bäuerinnen aus Treppen im winterlichen Kirchenpelz

Die hier gezeigten Postkarten gehen auf das Werk des Berliner Fotografen Hans Retzlaff (1902–1965) zurück und wurden vom Volksbund für das Deutschtum im Ausland verlegt. Retzlaff spezialisierte sich dabei seit den frühen 1930er Jahren explizit auf die Darstellung und Inszenierung von ‚deutschen Landschaften, Städten und Trachten‘ und konnte mit diesem Themengebiet ein erhebliches Publikum erreichen. Sein Ziel war es dabei, idealtypische ‚Vorzeigedeutsche‘ in der von ihnen geprägten Umgebung zu porträtieren. Die Welt der hier gezeigten Deutschen war dabei immer ein bäuerlich-traditionelle. (FB)

AUSSTELLUNGSTEAM

Konzeption und Projektleitung: Anna Ananieva

Wissenschaftliche Mitarbeit: Mate Eichenseher, Frank Bauer, Rolf Haaser, Johanna Heisig, Julian Windmüller

Projektmitarbeit in den Abteilungen und Katalogbeiträge:

„Frau & Mann“

Kurator: Julian Windmüller (JW)

Nora Bermanseder (NB)

Ayse Karaca (AK)

„Eleganz & Elend“

Kuratorin: Johanna Heisig (JH)

Tabea Motika (TM)

Vanessa Nachtigall (VN)

Moritz Visel (MV)

„Glück & Unglück“

Kuratorin: Lisa Fleischer (LF)

Rolf Haaser (RH)

„Mensch & Tier“

Kuratoren: Julian Windmüller und Rolf Haaser

„Gestern & Morgen“

Kurator: Mate Eichenseher (ME)

Christoph Schmitt (CSch)

Daniel Teibrich (TB)

„Nähe & Ferne“

Kurator: Frank Bauer (FB)

Dominik Haga (DH)

Svenja Heißner (SH)

Organisatorische Betreuung: Andrea Krug, Universitätsbibliothek Tübingen

Fotos (wenn nicht anders ausgewiesen): Anna Ananieva (AA)

DANK

Den nachfolgend genannten Personen möchte das Ausstellungsteam für ihre wertvolle Unterstützung danken:

Iris Alber, Universitätsbibliothek Tübingen, IT-Abteilung, Hochschulpublikationen

Dr. Mathias Beer, Zentrum zur Erforschung deutscher Geschichte und Kultur in Südosteuropa an der Universität Tübingen

Dr. Juliane Brandt, Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e.V. an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS)

Dr. Marianne Dörr, Universitätsbibliothek Tübingen

Jeannine Engelhardt, Donauschwäbisches Zentralmuseum (DZM) Ulm

PD. Dr. Márta Fata, Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde (IdGL) Tübingen

Christian Glass, Donauschwäbisches Zentralmuseum (DZM) Ulm

Andrea Krug, Universitätsbibliothek Tübingen

Dr. Florian Kühner-Wielach, Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e.V. an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS)

Dr. Wilfried Lagler, Universitätsbibliothek Tübingen, Abteilung Handschriften und Alte Drucke

Ulrike Mehringer, Universitätsbibliothek Tübingen, Abteilung Handschriften und Alte Drucke

Sabine Müller-Brem, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Universität Tübingen

Wiebke Ratzeburg, Stadtmuseum Tübingen

Leila Sayer-Degen, Stadtmuseum Tübingen

Iris Seel, Universitätsbibliothek Tübingen

Katrin Wagner, Universitätsbibliothek Tübingen, Bibliothek des Instituts für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde

Josef Wolf, Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde (IdGL) Tübingen

Dr. Stefan Zauner, Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e.V. (Universitätsbund)

Dr. Gabriele Zeller, Universitätsbibliothek Tübingen

Joachim Ralf Zwerger, Die Staatstheater Stuttgart

